bricolage 8

Innsbrucker Zeitschrift für Europäische Ethnologie



Timo Heimerdinger (Hg.)

Igitt. Ekel als Kultur

innsbruck university press

SERIES

bricolage
Innsbrucker Zeitschrift für Europäische Ethnologie

Herausgegeben von Reinhard Bodner, Jochen Bonz, Simone Egger,
Timo Heimerdinger, Silke Meyer, Gilles Reckinger und Ingo Schneider

Band 8

innsbruck university press

Timo Heimerdinger (Hg.)
Institut für Geschichtswissenschaften und Europäische Ethnologie

Diese Publikation wurde mit finanzieller Unterstützung des Instituts für Geschichtswissenschaften und Europäische Ethnologie, des Vizerektorats für Forschung und des Dekanats der Philosophisch-Historischen Fakultät der Universität Innsbruck sowie der Stiftung Fürstl. Kommerzienrat Guido Feger, Liechtenstein gedruckt.

© *innsbruck* university press, 2015
Universität Innsbruck
1. Auflage
Alle Rechte vorbehalten.
www.uibk.ac.at
Umschlaggestaltung: Gritta Heimerdinger
Titelbild: 2015 fotografiert von Reinhard Bodner unter Verwendung eines handelsüblichen Kunststoff-Hundehaufens und der Hand des Herausgebers.
Layout & Satz: Carmen Drolshagen
Lektorat: Karsten Jahnke – kulturelles@gmx.net
Redaktionelle Mitarbeit: Sandra Mauler
ISBN 978-3-902936-91-2

bricolage

Innsbrucker Zeitschrift für Europäische Ethnologie

Heft 8:

Timo Heimerdinger (Hg.)

Igitt

Ekel als Kultur

Inhalt

… vorab …

9 *Timo Heimerdinger*
Ekel als Kultur – zur Einführung

27 *Utz Jeggle*
Runterschlucken. Ekel und Kultur*

Essen

43 *Veronika Tschuggmall*
Magst du Kutteln? Über Ekel und Genuss beim Essen

61 *Alexandra Rabensteiner*
Schaudern für eine bessere Welt
Ekel als Erziehungsmittel in Dokumentarfilmen

Arbeit

83 *Alexandra Hangl*
Ekel in der Krankenpflege: Orte, Praktiken und Funktionen

105 *Martina Röthl*
„… das hat mich ausgehoben“ Ekel, Wissensordnungen und touristische Beherbergung*

127 *Alexander Piff*
Kabinenparty. Ethnografische Annäherungen an einen ausgewiesenen Ort der Selbstbefriedigung

* (Wiederabdruck)

Vergnügen

151 *Barbara Sieferle*
Ein Plastik-Hundehaufen als Scherzartikel:
vom Ekel zum Lachen

165 *Timo Heimerdinger*
Ekel und Spiele. Oder: Äquatortaufen, Dschungelprüfungen und die Sehnsucht nach Realität

… am Ende …

181 *Sabine Merler*
Ekel und Lust in öffentlichen Toiletten

209 Auswahlbibliografie und Abbildungsnachweise

... vorab ...

Igitt. Ekel als Kultur – zur Einführung

Timo Heimerdinger

Irgendwann wurde der Druck zu groß. Wenige Tage vor Weihnachten, am 21.12.2010, plagte einen Wiener[1] zunächst offenbar eine Blähung und dann so sehr das schlechte Gewissen, dass er dieses auf der Seite www.beichthaus.com entlasten wollte. Unter der Nr. 28424 und dem Titel „Geruchsterror in der Tram" findet sich seitdem folgender Eintrag:

> „Heute morgen ist mir in der Straßenbahn ein unhörbarer, übelriechender Furz entwichen. Ich hatte einen Stehplatz direkt neben den Sitzplätzen und möchte mich bei der Person entschuldigen, der ich direkt ins Gesicht gefurzt habe. Es war mir fürchterlich peinlich und ich glaube auch, die Dame hatte einen konkreten Verdacht."[2]

Ganz ungeachtet der Frage, ob diese Geschichte nun wahr oder erfunden ist, ganz ungeachtet der Frage, wie lustig sie eigentlich ist – darüber kann man durchaus unterschiedlicher Meinung sein – und auch ganz ungeachtet der Frage, ob nun die Scham des Flatulierenden oder die Ekelempfindung des Opfers die heftigere Empfindung gewesen sein mag: Die Dame ist wahrlich zu bedauern. Unvermittelt und womöglich auch noch unmittelbar haptisch in der Öffentlichkeit mit den Körperausscheidungen und den dazugehörenden Gerüchen wildfremder Menschen konfrontiert zu werden, gehört, darüber dürfte weithin Konsens bestehen, zu den denkbar unangenehmen Vorstellungen, solche Situationen empfinden die meisten Menschen als Ekel erregend.[3]

---

1 Ob Mann oder Frau geht aus dem Eintrag zwar nicht hervor, doch ich tippe intuitiv (und hier nicht weiter begründet) auf einen Mann. Eine nähere Erörterung dieser Frage wäre sicherlich ebenso interessant wie schwierig, ich würde mich über begründeten Widerspruch freuen.

2 www.beichthaus.com/index.php?h=index&c=00028424 (Stand: 3.9.2015).

3 Auch wenn eine allgemeine, abstrakte Beschreibung der Auslösesituation von Ekel interessanterweise bislang noch nicht gelungen ist (anders als bei anderen Emotionen), so lassen sich doch immerhin konkrete Objekte identifizieren: Kot etwa gilt in der Literatur als nahezu universaler Ekelauslöser [vgl. Miener, Sandra: Die Basisemotion Ekel: Untersuchungen zum Zusammenhang zwischen Gefühl und Ausdruck. Dissertation, Bielefeld 2007, 25-26. Online unter: http://pub.uni-bielefeld.de/download/2302317/2302320 (Stand: 13.9.2015)].

Ekel als Primäraffekt unter kulturellen Bedingungen

Auf den ersten Blick scheint die Sache klar zu sein: Ekel bezeichnet die unangenehme Empfindung einer starken Abneigung, eines Widerwillens, die mit körperlichen Reaktionen wie Naserümpfen, Mundwinkel herabziehen, Abwenden – bis hin zu Übelkeit, Brechreiz und Fluchtimpuls oder zumindest dem körperlichen Zurückweichen einhergeht.[4] Ekel ist jedem bekannt und stellt sich in der Regel z.B. bei der direkten Konfrontation mit Fäkalien, Verfaultem oder Verwesendem, verdorbenen Lebensmitteln oder unbekannten schleimigen, schmierigen oder stinkenden Substanzen ein. Die Ekelempfindung stellt eine unmissverständliche Bewertung dieser tatsächlichen oder in Aussicht stehenden Kontaktsituationen dar und warnt somit vor Dingen, die giftig oder für die Gesundheit schädlich oder bedrohlich sein könnten. Sie übernimmt daher eine Schutzfunktion für unsere Basisidentität, im Sinne von körperlicher Unversehrtheit, indem sie als „feindselige' Emotion" unmittelbar und sofort Distanz zwischen dem Auslöser und der empfindenen Person aufbaut.[5]

Für diese Unmittelbarkeit der Bewertung einer Situation, für das Erlebnis der Unausweichlichkeit und der direkten, körperlichen Reaktion, gewissermaßen an allen kognitiven Instanzen ‚vorbei', gibt es in der Psychologie die Formulierung der „fehlenden oder durchbrochenen exekutiven Kontrolle"[6] – sie spezifiziert den Affekt gegenüber dem weiteren Begriff der Emotion, dementsprechend wird Ekel auch als Affekt klassifiziert: als „zeitlich kurze und intensive Gefühlsregung i.d.R. mit physiologischem (vegetativem) Korrelat."[7]

4 In Bezug auf die körperlichen und mimischen Reaktionen bei Ekelempfindungen herrscht in der Forschung keine Einigkeit. Während in älterer Literatur und in Nachschlagewerken Reaktionen wie Naserümpfen und Hochziehen der Oberlippe als typische und insbesondere überkulturell beobachtbare Indizes für Ekel beschrieben werden, kann Miener (wie Anm. 3) diese These empirisch nicht erhärten und findet keinen ausgeprägten Zusammenhang zwischen Ekelgefühl und Ekelmimik.

5 Vgl. hierzu und zur jüngeren Konjunktur der Ekelforschung, insbesondere unter psychologischer Perspektive, den Beitrag von Jürgen Hennig: Ekel und Verachtung. In: Brandstätter, Veronika u. Otto, Jürgen H. (Hg.): Handbuch der Allgemeinen Psychologie – Motivation und Emotion (Band 11). Göttingen u.a. 2009, 644-649, 648.

6 Margraf, Jürgen u.a. (Hg.): Pschyrembel Psychiatrie, Klinische Psychologie, Psychotherapie. Berlin 2009, 223.

7 Pschyrembel. Klinisches Wörterbuch 2001, Lemma Affekt. Bislang gibt es in der Forschung keinen Konsens über die begrifflich scharfe Differenzierung zwischen Emotion, Gefühl, Affekt und Empfindung etc., auch wenn der Begriff der Emotion oft als Überbegriff fungiert, während die anderen Begriffe auf unterschiedlichen Punkten der Skala zwischen den Polen ‚physiologisch-sensorisch' und ‚kulturell-erlernt' angesiedelt sind. Auch in diesem Beitrag wird daher keine stringente Verwendung oder Kategorisierung angestrebt, zumal die behandelten Phänomene in Bezug auf Ekel auch auf unterschiedlichen Punkten dieser Skala liegen, wie die Lektüre des Bandes zeigen sollte.

Alltagssprachlich „lupft" es einen beziehungsweise „es dreht einem den Magen um": unmittelbar, sofort, keinen Einspruch zulassend. In der psychologischen Forschung wird Ekel als „Kultur übergreifend nachgewiesene primäre Emotion mit starker negativer Empfindung der Abneigung und des Widerwillens gegen konkret vorhandene oder vorgestellte Objekte"[8] gefasst.[9] Als derartiger „Basisemotion" oder „Primäraffekt" kommt ihm eine für den menschlichen Gefühlshaushalt basale Funktion zu: Primäraffekte gelten als elementare, nicht weiter differenzierbare Grundbausteine menschlichen Gefühlslebens, aus denen dann komplexere Gefühle wie etwa Eifersucht, Verlegenheit, Scham, Neid oder Stolz gleichsam zusammengesetzt werden.[10] Wie viele derartige Primäraffekte es gibt, darüber ist sich die Forschung nicht einig, besonders bekannt geworden ist jedoch die siebenteilige Klassifikation nach Paul Ekman, der sie als humane Universalien betrachtet: Freude, Wut, Furcht, Ekel, Verachtung, Traurigkeit und Überraschung.[11] Die basale Situierung des Ekels als Primäraffekt und seine in allen Kulturen nachweisbare Existenz rücken ihn in die Nähe anthropologischer Konstanten und setzen ihn in einen engen Bezug zu den biologischen Gegebenheiten und Erfordernissen der menschlichen Existenz insgesamt.[12]

Auf den zweiten, kulturanthropologischen Blick jedoch erweist sich der Ekel selbst als komplexe Angelegenheit, die Sache ist keineswegs so klar und funktional überschaubar wie zunächst angenommen. Gerade auch in der psychologischen Forschung wird die Kulturalität des Ekels betont: Er ist in seiner individuellen

8 Vgl. Lemma Ekel in Margraf, Jürgen u.a. (Hg.): Pschyrembel Psychiatrie, Klinische Psychologie, Psychotherapie. Berlin 2009, 215: „Ekel: Kultur übergreifend nachgewiesene primäre Emotion (nach P. Ekman Angst, Wut, Ekel, Trauer, Überraschung, Freude) mit starker negativer Empfindung der Abneigung und des Widerwillens gegen konkret vorhandene oder vorgestellte Objekte (z.B. Körperausscheidungen, Wunden, Nahrung, Verdorbenes), i.w.S. auch gegen Personen und deren Verhaltensweisen, kann weder verlernt noch abtrainiert werden, es kann lediglich eine Habituation erfolgen. Kognitiv findet bei Ekelempfindung eine Bewertung als giftig, unverdaulich oder ungenießbar statt, die häufig generalisiert wird. Dabei muss das Ekel erregende Objekt nicht real vorhanden sein; die Vorstellung oder die Ähnlichkeit eines Objekts reicht aus. Kennzeichen: verschiedene mimische Reaktionen, Speichelsekretion, Würge- und Brechreiz, Übelkeit, Panik, Ohnmacht und der starke Impuls, sich aus der Situation zu lösen (Abkehr, Flucht, Vermeidungsverhalten)."

9 Manche Autoren diskutieren jedoch, den Ekel wegen seines Charakters unmittelbarer somatischer Empfindung und körperlichen Überwältigt-Seins gar nicht den Emotionen, sondern eher den Gefühlen zuzurechnen.

10 Teilweise ist auch von „primärer Emotion" die Rede, vgl. etwa den Eintrag „Emotion, primäre" in: Wirtz, Markus Antonius: Dorsch – Lexikon der Psychologie, Bern 2013 (16. Aufl.), 441-442.

11 Vgl. Maria von Salisch (Hg.): Gesichtsausdruck und Gefühl: 20 Jahre Forschung von Paul Ekman. Paderborn 1988.

12 Zu jüngeren evolutionsbiologischen Überlegungen und Erkenntnissen vgl. auch Henning 2009 (wie Anm. 3).

und konkreten Ausprägung, d.h. auf welche Objekte und Situationen er sich bei einzelnen Personen richtet, nämlich nicht angeboren, sondern wird im Verlauf der Sozialisation erlernt. Ist die Ekelfähigkeit allerdings einmal etabliert, dann kann sie „weder verlernt noch abtrainiert werden, es kann lediglich eine Habituation erfolgen".[13] Die grundsätzliche Anlage beziehungsweise Notwendigkeit, sich zu ekeln, ist also *a priori* gegeben, doch wann, wovor und in welchem Maß sich der einzelne Mensch ekelt, ist demnach kulturell und individuell variabel und wird erst im Prozess der Enkulturation spezifisch ausgebildet. Ekel ist damit kulturell und individuell spezifisch und in vielen Fällen funktional auch gar nicht mit der Warnung vor giftigen oder schädlichen Substanzen, also dem Schutz der Basisidentität, zu erklären.

Die Kulturalität des Ekels

Gut lässt sich dies etwa am Beispiel der Nahrungstabus vergegenwärtigen: Was den einen Menschen als abscheulich und ungenießbar gilt, etwa Maden oder andere Insekten, ist den anderen eine Delikatesse. Die Relativität des Ekels gilt also zwischen verschiedenen Kulturräumen, doch auch historisch ist ein Wandel zu beobachten: die sich wandelnden affektiven Reaktionen in Bezug auf menschliche Körperbehaarung wären hierfür ein anschauliches Beispiel.[14] Die Ekelempfindung erscheint uns subjektiv in ihrer Intensität und Wucht zunächst unumgänglich und zwangsläufig, insbesondere auch wegen ihrer stark körperlichen Komponente. Wir werden vom Ekel überwältigt, es „schüttelt uns". Er wird daher wie eine unmittelbare, natürliche und geradezu alternativlos notwendige Reaktion erlebt, auch wenn er das nicht ist. Aber diese kulturelle Dimension, man könnte auch sagen: diese Kontingenzkomponente, ist dem Menschen oft nicht unmittelbar einsichtig, sie kann allenfalls durch Reflexion, Nachdenken und Vergleich *ex post* bewusst werden. Ekel hat, so unmittelbar und leibbezogen er auch erscheinen mag, nicht nur mit der Wahrung körperlicher Unversehrtheit zu tun, sondern dient als kulturell geformtes und gerahmtes Gefühl vielfältigen Zwecken, so etwa auch der Wahrung sozialer, ethischer oder allgemein kultureller Normen.

An einem einfachen Beispiel wird deutlich, wie ausschlaggebend der unmittelbare Kontext – und nicht der Auslöser an sich – dafür ist, ob wir uns ekeln oder eben nicht: Das Kopfhaar beispielsweise gilt – ist es an Ort und Stelle, wohl drapiert

13 Margraf 2009 (wie Anm. 8).

14 Vgl. http://jetzt.sueddeutsche.de/texte/anzeigen/594231/Maedchen-warum-rasiert-ihr-euch-noch, (Stand: 4.9.2015).

und gepflegt – als Schmuck, als Mittel der Schönheit, der Erotik. Landet ein einzelnes Haar jedoch nach der Haarwäsche im Abfluss der Dusche, dann gilt es als eklig. Gleiches gilt für das Haar in der Suppe. Ein an und für sich völlig harmloses Objekt, ein Haar, kann – zur falschen Zeit am falschen Ort – Ekel auslösen. Oder das Straßenbahnbeispiel: Manche Leute finden es unangenehm, wenn der eingenommene Sitz von der Person, die kurz davor darauf saß, noch warm ist. Diese Wärme eines unbekannten Menschen unmittelbar am eigenen Gesäß zu spüren ist dann irgendwie eklig – die Literatur spricht hier von interpersonellem Ekel durch unerwünschte körperliche Nähe – obwohl in diesem Fall gewiss keine Form der Gesundheitsgefährdung im Spiel ist. Der Ekel dient, so der amerikanische Psychologe Paul Rozin, nicht nur dem Schutz der eigenen leiblichen Integrität, sondern auch der psychischen beziehungsweise seelischen. Nach Rozin dient das Ekelgefühl auch dazu, den Menschen vom Tier abzugrenzen, animalisches Verhalten bei Menschen wird demnach mit einer Art moralischem Ekel belegt und markiert die Grenze der Wohlanständigkeit. Ekelgefühle sind also, dies sollen diese Beispiele zeigen, nur zu einem gewissen Teil unwillkürliche, biologisch begründbare Schutzreaktionen. Sie sind auch Ausdruck kultureller Grenzziehungen und Normsetzungen und markieren damit die Differenz zwischen gewünscht und unerwünscht, akzeptiert und nicht akzeptiert, für die eigene Person als passend oder unpassend, zivilisiert und barbarisch, vermeintlich gesund und vermeintlich ungesund, anständig und unanständig. Ekelempfindungen sind dabei in doppelter Hinsicht in die Zusammenhänge der Sozialität eingelassen: Sie werden durch soziale Kontexte mit strukturiert und strukturieren auch selbst soziale Kontexte. Dies lässt sich gut am Beispiel eines Nahrungstabus verdeutlichen: Dass in Mitteleuropa gewohnheitsmäßig keine Hunde verzehrt werden und sich viele Menschen allein bei dieser Vorstellung ekeln, ist selbstverständlich kulturell bedingt – wie auch sonst. Zugleich stellt die Einigkeit über diese Norm und damit auch das geteilte und kommunizierte Ekelgefühl über die Vorstellung, Hunde zu verspeisen, Sozialität und Gruppenzusammenhalt her. Aus diesen Reglements auszubrechen ist zwar nicht unmöglich, aber doch zumindest sozial riskant, denn das einzelne Gruppenmitglied möchte sich für gewöhnlich nicht desintegrieren. Und es möchte auch nicht als ekelhaft erscheinen oder andere anekeln. Daher erscheint auch die eingangs erwähnte Geschichte über den Furz in der Straßenbahn im Kontext der Peinlichkeit und der „Beichte“. Selbst wenn sie Außenstehende zum Lachen reizen mag – wenn sie sich tatsächlich zugetragen haben sollte, dann war sie zumindest für die Beteiligten überhaupt nicht lustig, sondern stellt sogar eher eine Gefährdung des sozialen Friedens dar. Eine andere Person so unmittelbar anzuekeln kommt – wie an diesem Beispiel deutlich wird – fast schon einem Angriff beziehungsweise einer Gewaltausübung gleich. Ekelempfindungen markieren also durchaus relevante und ernst zu nehmende Grenzen und Grenzziehungen.

So betrachtet werden Ekelempfindungen zu kulturwissenschaftlich aufschlussreichen Phänomenen, denn sie verraten etwas über internalisierte kulturelle, und damit kollektiv verbindliche Regeln, die sich im individuellen Empfindungshaushalt einzelner Personen manifestieren und damit auch zeigen.

Kulturwissenschaftliche Zugänge und Fragen

Die Beiträge des vorliegenden Bandes gehen von diesem Ansatz aus, sie befragen unterschiedliche Phänomene im Zusammenhang mit Ekelempfindungen aus alltagskulturwissenschaftlicher und ethnografischer Perspektive und untersuchen diese damit als Ausdruck von und im Hinblick auf kulturelle, d.h. überindividuelle Ordnungen, Vorstellungen und Konstellationen. Dass hierbei die Schutzfunktion des Ekelgefühls vor Bedrohung und Gefahr ebenfalls immer wieder eine Rolle spielt, ist offensichtlich und naheliegend. Doch die zentrale These, die sich durch alle Beiträge dieses Bandes zieht, ist, dass sich die Funktion des Ekels in dieser Abwehrfunktion nicht erschöpft, sondern noch viele weitere Funktionalisierungen zu beobachten sind, die weit über den bereits genannten Aspekt der „Feindseligkeit" hinausweisen und in einem vielschichtigen Zusammenspiel aus Abwehr, Faszination, Lust, Spaß, Spiel und Angst auf komplexe soziale, historische und im weitesten Sinne kulturelle Konstellationen verweisen. Ekel fungiert, so die gemeinsame These, als Wegweiser, steuerndes Element und symptomatischer Ausdruck im Geflecht kulturaler Bedeutungen, Ordnungen und Bezüge. Damit wird Ekel zum Bestandteil von Kultur, er wird hier – wie der Titel besagt – *als Kultur* gedeutet.

Die Beschäftigung mit Gefühlen und Emotionen, in jüngster Zeit auch die mit sinnlicher Wahrnehmung und Empfindung, hat in den Kulturwissenschaften insgesamt und in der Europäischen Ethnologie/Volkskunde im Speziellen in den vergangenen Jahren eine bemerkenswerte Konjunktur erfahren.[15] Als eine Art epistemologisches Widerlager zu vornehmlich kognitivistisch, sprach-, text- oder symbolanalytisch ausgerichteten Forschungen und Fragestellungen wurde der Themenbereich der Emotionalität und der Sensualität teilweise neu entdeckt und intensiv in sowohl historischer wie gegenwartsbezogener Perspektive bearbeitet. Vielfach ging es dabei um die Untersuchung der kulturellen Bedingungen und

15 Symptomatisch hierfür in jüngerer Zeit insbesondere die 27. Österreichische Volkskundetagung 2013 in Dornbirn: Emotional turn?! Kulturwissenschaftlich–volkskundliche Zugänge zu Gefühlen & Gefühlswelten und der 40. dgv-Kongress 2015 in Zürich: Kulturen der Sinne. Zugänge zur Sensualität der sozialen Welt.

Rahmungen von Emotionen und Empfindungen. In einer konstruktivistischen Perspektive wurde deutlich herausgearbeitet, dass auch Gefühle – so individuell sie scheinen mögen – Effekte historischer Prozesse, kultureller Bedingungen und individueller Lernprozesse sind. Weiterhin stand ihre intersubjektive Kommunizierbarkeit, ihre gemeinschaftsbildende Wirkung oder ihr überindividueller Verpflichtungscharakter im Zentrum der Forschungen und so gelang es recht breit und umfassend, auch den Bereich der Emotionalität als einen nicht nur physiologischen und psychologischen, sondern insbesondere auch kulturwissenschaftlichen Forschungsbereich zu erschließen, zu erkunden und zu behaupten.

Die vorliegende *bricolage*-Ausgabe „Igitt" versteht sich durchaus als ein Beitrag zu dieser Forschungsrichtung und möchte spezifisch alltagskulturwissenschaftliche Zugänge verdeutlichen und ausloten. Zugleich sieht sich der Band mit seinem Ansatz in einem noch wenig beforschten Gebiet unterwegs, und zwar sowohl in konzeptioneller wie thematischer Hinsicht. Konzeptionell sind die versammelten Beiträge weniger darauf ausgerichtet, die Genese oder die kulturellen Bedingungen des Ekels zu erforschen, sondern vielmehr seine Funktionalisierungen. In Ergänzung manch anderer kulturwissenschaftlicher Studien zu Fragen der Emotionalität wollen wir ein Gefühl, hier: den Ekel, nicht nur oder in erster Linie als Resultat oder Konsequenz gewisser kultureller Praktiken oder Bedingungen analysieren, sondern auch selbst als Bedingung oder Bestandteil derselben. Dies bedeutet keineswegs, dass wir den Ekel als kulturell vorgängig betrachten, aber wir richten unser Augenmerk auf Praktiken, Verfahren und Formen des kulturellen Vollzugs, in denen er eine wichtige Rolle spielt, gewissermaßen in Praktiken und Verhaltensformen eingebaut wird und dort bestimmte Funktionen übernimmt. Es geht also nicht primär um das Ekelgefühl an sich, sondern um seine Rolle oder Wirkungsweise im Kontext weiter greifender Phänomene. Thematisch ist das Terrain insofern neu, da die Menge der bislang explizit zum Thema „Ekel" erschienenen Beiträge aus spezifisch volkskundlicher Sicht ausgesprochen überschaubar ist, der Ekel in vielen Fällen auch nur am Rande behandelt wird.

Insgesamt liegen nur sehr wenige Beiträge vor, die sich teilweise dem Feld der Medikalkulturforschung zuordnen lassen und dort den Ekel entweder als Vorstellung konzeptionalisieren[16] oder Ekelphänomene beschreiben und beobachten[17],

16 Eberhard Wolff führt Quellen an, in denen der Ekel als ätiologische Vorstellung der Pockenerkrankung in Erscheinung tritt: Vgl. Wolff, Eberhard: Einschneidende Maßnahmen. Pockenschutzimpfung und traditionale Gesellschaft im Württemberg des frühen 19. Jahrhunderts, Stuttgart 1998, 220-228.

17 Für Ekelempfindungen in Bezug auf an Krebs erkrankte Körper vgl. Jutta Dornheim: Kranksein im dörflichen Alltag. Soziokulturelle Aspekte des Umgangs mit Krebs (Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, Bd. 57), Tübingen 1983, 167-170 und in

den Nahrungsekel thematisieren[18] – teilweise auch nur implizit[19] – und lediglich im Falle des herausragenden Beitrages „Runterschlucken. Ekel und Kultur" von Utz Jeggle aus dem Jahr 1997 das Phänomen auch in einer systematischeren beziehungsweise programmatischeren Perspektive kartieren. Jeggles Text war für uns[20] in vielerlei Hinsicht inspirierend, stimulierend und wegweisend, da er den Ekel als eine „Verbindungslinie zwischen Körper und Kultur" versteht und auch die bereits oben erwähnte Formulierung vom Ekel als „Wegweiser" von ihm stammt. Die Bedeutung der Überlegungen Jeggles für unsere Diskussion und die Einzelstellung seines Textes in thematisch-fachlicher Hinsicht haben uns dazu geführt, uns um einen Wiederabdruck in diesen Band zu bemühen, was erfreulicherweise auch gelungen ist.[21]

Bezug auf Pflegepraktiken vgl. Gudrun Silberzahn-Jandt: Vom Ekel in Krankheits- und Heilungsprozessen. In: Simon, Michael u. Kania-Schütz, Monika (Hg.): Auf der Suche nach Heil und Heilung. Religiöse Aspekte der medikalen Alltagskultur. (Volkskunde in Sachsen, Bd. 10/11), Dresden 2001, 187-196 sowie Dies.: Zur Leiblichkeit eines Gefühls. Ekelerfahrungen in Beziehungen zwischen Krankenpflegepersonal und PatientInnen. In: Eisch, Katharina u. Hamm, Marion (Hg.): Die Poesie des Feldes. Beiträge zur ethnographischen Kulturanalyse. (Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, Bd. 93). Tübingen 2001, 48-59.

18 Sieferle, Barbara: Das Haar im Curry. In: Zeitschrift Fensterplatz. Studentische Zeitschrift für Kulturforschung, 28.9.2012. Online unter: http://www.zeitschrift-fensterplatz.de/2012/09/das-haar-im-curry/ (Stand: 13.9.2015).

19 Scharfe, Martin: Die groben Unterschiede. Not und Sinnesorganisation: Zur historisch-gesellschaftlichen Relativität des Genießens beim Essen. In: Jeggle, Utz u.a. (Hg.): Tübinger Beiträge zur Volkskultur. (Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, Bd. 69), Tübingen 1986, 13-28.

20 Die Genese dieses Bandes wollte Weile haben, ob er denn – wie wir hoffen – auch ein gut Ding geworden ist mögen andere beurteilen. Ein Teil der Beiträge geht auf eine Serie an Lehrveranstaltungen zur Ekelthematik zwischen SoSe 2011 und SoSe 2012 zurück (Rabensteiner, Hangl, Piff), bei anderen handelt es sich um Auszüge oder Aspekte von Abschlussarbeiten (Tschuggmall, Merler) oder um separat entstandene Arbeiten, die entweder hier als Originalbeitrag (Heimerdinger, Sieferle) oder als Wiederabdruck erscheinen (Jeggle, Röthl). Es gehört zu den Eigenheiten von Lehrforschungsprojekten, dass nicht immer alle begonnenen Teilprojekte zur Publikationsreife gelangen, dennoch haben alle Teilnehmenden unsere Diskussionen durch ihre engagierten Beiträge bereichert und befruchtet und daher seien hier ausdrücklich alle beteiligten Studierenden dankend erwähnt: Aurelia Benedikt, Buket Borihan, Ivana Garboutcheva, Norbert Grill, Jasmin Güngör, Alexandra Hangl, Sandra Hilzinger, Marion Hitthaler, Johanna Kollreider-Schäfer, Ingeborg Labner, Alexander Lanthaler, Bettina Mair, Sabine Merler, Sabine Oberleiter, Alexander Piff, Alexandra Rabensteiner, Lisa-Maria Ransmayr, Marion Thaler, Sabrina Thaler, Natascha Unger, Michael Unterwurzacher, Iris Visinteiner, Stefanie Wohlfahrt und Sandra Zangerl.

21 Wiederabdruck von: Jeggle, Utz: Runterschlucken. Ekel und Kultur. In: Michel, Karl Markus u.a. (Hg.): Ekel und Allergie. Kursbuch, Heft 129. Berlin 1997, 12-26. An dieser Stelle gilt unser herzlicher Dank Dr. Peter Felixberger, Chefredakteur *Kursbuch*, der dies unkompliziert ermöglicht hat und um folgenden Hinweis bittet: Das *Kursbuch* erscheint im Murmann Verlag, Hamburg. Die aktuelle Ausgabe 183 beschäftigt sich mit dem Thema: Wohin flüchten?

Positionen der Ekelforschung

Außerhalb des Faches Europäische Ethnologie/Volkskunde gibt es eine reichhaltige Forschungsliteratur zum Ekel, selbst wenn er immer noch nicht zu den am intensivsten erforschten Gefühlen zählt. Unmittelbar einsichtig und prominent ist hier natürlich die Pflegewissenschaft, wo es in einem ganz konkreten Sinn auch um Fragen des praktischen Umgangs mit Ekelgefühlen seitens Pflegender geht.[22] Epistemologisch grundlegender sind jedoch die Forschungen unterschiedlicher Disziplinen, die nach dem eigentlichen Wesen des Ekels fragen – und hierbei zu ganz unterschiedlichen Ergebnissen kommen.[23] Einig sind sich weitgehend alle darin, dass es sich beim Ekel um eine Abwehrreaktion handelt, die durch die negative und aversive Klassifikation des Ekelauslösers Grenzziehungen realisiert und damit *ex negativo* – soviel scheint klar – unterschiedlichste Reinheits- oder Ordnungsvorstellungen repräsentiert. Klassisch ist für diese Position weiterhin Mary Douglas, die nicht umsonst davon spricht, dass das Dreckige, Hässliche und Ekelhafte gleichermaßen als „matter out of place" und damit als Konsequenz einer gestörten Ordnung zu begreifen sei.[24] Ausgehend von dieser weitgehend geteilten Auffassung des Verweises auf Integritäts- und Ordnungsvorstellungen werden jedoch sehr unterschiedliche Konzeptionalisierungen des Ekels diskutiert. Es öffnet sich ein weites Spektrum unterschiedlicher Deutungen, denn ebenso wie der Ekel selbst, ist auch die Forschung zwischen der physiologischen und der kulturellen Dimension des Phänomens hin und her gerissen und hat sehr unterschiedliche Deutungsangebote hervorgebracht, wogegen die Abgrenzung in der Ekelempfindung eigentlich erfolgt oder erfolgen kann. Die Ekelforschung ringt um die Erklärung und Verortung des Ekels zwischen physiologisch-biologischem

22 Vgl. hierzu u.a. Dr. med. Mabuse – Zeitschrift für alle Gesundheitsberufe Nr. 181 (Sept./Okt. 2009) Schwerpunkt: Ekel und Scham. Frankfurt a.M.; Pernlochner-Kügler, Christine: Ekel in der Pflege. In: thema Pro Senectute 9/2010, 32-39; Dies.: Körperscham und Ekel – wesentlich menschliche Gefühle. Münster 2004 und Ringel, Dorothee: Ekel in der Pflege – eine „gewaltige" Emotion. Frankfurt a.M. 2003 (2. Aufl., Orig. 2000). Bei Pernlochner-Kügler 2004 findet sich eine umfassende Diskussion einschlägiger Positionen der Ekelforschung, kritisch und mit vielen konkreten Beispielen, bei Pernlochner-Kügler 2010 weitere neuere Literatur zum Thema Ekel & Pflege. An dieser Stelle einen besonders herzlichen Dank an Christine Pernlochner-Kügler für manch hilfreichen Tipp und insbesondere auch die Möglichkeit, an einem ihrer Kurse zum Umgang mit Ekelerfahrungen im Pflegekontext teilzunehmen, die sie regelmäßig in Innsbruck am Ausbildungszentrum West für Gesundheitsberufe (AZW) anbietet.

23 In der Ekelforschung gibt es noch keinen Konsens darüber, wie er allgemein motiviert ist, anders als etwa in Bezug auf die Gefühle der Angst (Bedrohung) oder der Trauer (Verlust). Einigkeit besteht aber darüber, dass der Ekel oft – wenn auch nicht immer – in einem hohen Maß an sensuelle Empfindungen gekoppelt und durch ein Erleben körperlicher Unmittelbarkeit gekennzeichnet ist.

24 Vgl. Douglas, Mary: Purity and Danger: An Analysis of Concepts of Pollution and Taboo. London und New York 1966, 36.

und erlernt-kulturellem Phänomen, es werden folglich sowohl organische als auch moralische und soziale Aspekte diskutiert, teilweise auch in Kombination miteinander, je nachdem ob die Ansätze der Philosophie, der Psychologie, der Psychoanalyse oder der Kunst- beziehungsweise Literaturwissenschaft entstammen.

Im Folgenden sollen daher – ohne Anspruch auf Vollständigkeit – einige wichtige Positionen innerhalb der Ekelforschung kurz umrissen werden, da hiermit einerseits deutlich wird, in welchem thematischen und theoretischen Rahmen sich die Beiträge dieses Bandes bewegen und andererseits somit auch vorab einige grundlegende Thesen entfaltet werden können, die das Verständnis der spezifischeren Ausführungen in den einzelnen Beiträgen verbessern und diese auch inhaltlich zueinander in Bezug setzen.

Es zeigt sich eine ganze Reihe an Denkfiguren, die alle den Ekel als Mechanismus beschreiben, der gegen etwas gerichtet ist. Klassisch ist hierbei – wenig überraschend – die Funktion des Schutzes der Basisidentität, also die Abwehr des tatsächlich oder potenziell physiologisch Schädlichen für die Gesundheit oder das Wohlergehen (Beispiel: Ekel vor Übelriechendem), hervorgerufen insbesondere durch unmittelbare sensuelle Reize wie Geruch oder Geschmack, aber auch durch visuelle Eindrücke oder allein in der Vorstellung. Diese Charakteristik der Ekelempfindung beschrieb bereits Charles Darwin[25] und sie findet sich auch in jüngeren Beiträgen.[26] Etwas anders gelagert, aber eng damit verbunden, ist die ebenfalls schon recht früh (1929) von dem Philosophen Aurel Kolnai vertretene These, der Ekel wehre dasjenige ab, was den Menschen allgemein an Tod, Verwesung und Sterben erinnere, ihn also auch auf die eigene Endlichkeit verweise (Beispiel: Ekel vor Kadavern, Leichen, Krankheit etc.).[27] Interessant ist, wie das Ekelgefühl hinsichtlich der Mensch-Tier-Relation diskutiert wird, denn hier findet sich eine doppelte Abgrenzung. Zum einen wird der Ekel als eine spezifisch humane Kategorie diskutiert, in der Literatur findet sich die Auffassung, Tiere könnten grundsätzlich keinen Ekel im engeren Sinne empfinden und beobachtbare Meidungsreaktionen seien eher als klassische Konditionierung denn als Konsequenz

25 Darwin, Charles: The Expression of the Emotion in Man and Animals (1872), Kap.11: http://human-nature.com/darwin/emotion/chap11.htm; (Stand: 13.9.2015).

26 So etwa bei Rozin, Paul u.a.: Disgust. In: Lewis, Michael u. Haviland, Jeanette M. (Hg.): Handbook of Emotions. New York 1993, 575-594.

27 Vgl. Kolnai, Aurel: Der Ekel. In: Ders.: Ekel, Hochmut, Haß. Zur Phänomenologie feindlicher Gefühle. Mit einem Nachwort von Axel Honneth. Frankfurt a.M. 2007, 7-65 (erstmals 1929). Der Essay von Kolnai gehört zu den frühen und bis heute inspirierenden Versuchen, das Phänomen des Ekels systematisch zu erschließen. So erkannte Kolnai etwa die doppelte Dimension physiologischen und moralischen Ekels, schlug (unter Rückgriff auf Nietzsche) den Begriff des „Überdrussekels“ vor und beobachtete den Umstand, dass sich Ekel fast ausschließlich auf organische Substanzen richtet.

aus Ekelempfindungen zu sehen.[28] Zum anderen beschreibt der amerikanische Psychologe Paul Rozin auch den sogenannten *animal reminder disgust*, also die Ekelempfindung gegenüber all demjenigen, was den Menschen an seine animalische Seite erinnert (Beispiel: Ekel vor bestimmten Sexualpraktiken, Verletzungen, übertriebener Vitalität, Wucherung oder mangelnder Hygiene) und damit auch die Grenzziehung zwischen Mensch und Tier emotional realisiert, mithin das Menschliche in Abgrenzung zum Tierischen zu verteidigen sucht. Insgesamt kommt dem experimentell arbeitenden Psychologen Paul Rozin und seiner Gruppe mit einschlägigen Arbeiten seit den 1980er-Jahren in der Ekelforschung eine Schlüsselstellung zu, er gilt derzeit als einer der führenden Ekelexperten. Von ihm wurde eine vierteilige Klassifikation von Ekel vorgeschlagen, die das ganze Spektrum von Physiologie über Sozialität bis hin zu Ethik und Moral abdeckt: *core disgust* (Schutz der Basisidentität, z.B. Ekel vor Ausscheidungen), *animal reminder disgust* (Erinnerung an das Animalische), *interpersonal contamination disgust* (Ekelempfindung bei unerwünschter oder als zu groß empfundener persönlicher Nähe[29], z.B. Ekel bei unerwünschtem Körperkontakt, noch warmer Sitz in der Straßenbahn) und *moral disgust* (moralischer Ekel, z.B. Ekel bei Verletzung wichtiger Normen, Ekel vor Gewalt).[30] Rozin vertritt die Auffassung, dass das einmal erlernte Ekelempfinden eine kognitive Entsprechung in Form einer Bewertung als giftig, schädlich oder ungenießbar erfährt und diese dann auch auf andere, unter Umständen ähnliche Objekte, ja sogar auch auf Personen, Handlungen oder abstrakte Vorstellungen übertragen werden kann. Als affektiv empfundener Widerwillen oder als Abscheu tritt der Ekel so etwa auch als „moralischer" Ekel in Erscheinung. Sehr unterschiedliche Grenzziehungs- und Abwehrmechanismen

28 Vgl. Bower, Bruce: Forbidden flavors: scientists consider how disgusting tastes can linger surreptitiously in memory. In: Science News, March 29, 1997. Online: https://archive.is/20120708132542/http://findarticles.com/p/articles/mi_m1200/is_n13_v151/ai_19308368/ (Stand: 13.9.2015).

29 So führt auch der Literaturwissenschaftler Winfried Menninghaus im Anschluss an Kolnai aus: „Das elementare Muster des Ekels ist die Erfahrung einer Nähe, die nicht gewollt wird. Eine sich aufdrängende Präsenz, eine riechende oder schmeckende Konsumtion wird spontan als Kontamination bewertet und mit Gewalt distanziert." (Menninghaus, Winfried: Ekel. Theorie und Geschichte einer starken Empfindung. Frankfurt a.M. 2002, 7). Köstlin hat ebenfalls darauf hingewiesen, dass diese Form des Ekels vor zu großer, unerwünschter Nähe auch eine zivilisationsgeschichtliche Dimension hat und daher im Kontext des Modernisierungsprozesses im Sinne der Herausbildung des modernen Individuums zu deuten ist. Er nimmt das Märchen von Schneewittchen zu Anlass, den dort von den Zwergen bekundeten Ekel darüber, dass jemand „von ihrem Tellerchen gegessen" habe, als einen „modernen" Ekel zu charakterisieren. Vgl. Köstlin, Konrad: Lust aufs Ganze. Die gedeutete Moderne oder die Moderne als Deutung – Volkskulturforschung in der Moderne. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde 98 (1995), 255-275, hier: 272-273.

30 Vgl. Rozin (wie Anm. 26) und Miener (wie Anm. 3).

fallen somit unter dem alltagssprachlichen Begriff des Ekels zusammen, sie verbindet jedoch der Charakter der Unwillkürlichkeit und der geradezu körperlich empfundenen Abneigung, die allerdings nicht nur auf körperlichen, sondern auch auf seelischen Schutz zielt. Den Schutz in seelischer Hinsicht hat auch Freud bereits mit dem Ekel in Verbindung gebracht, er sieht ihn als Abwehrmechanismus im Zusammenhang mit der Verdrängung bestimmter Triebregungen bei der die Lust an einem bestimmten Objekt verdrängt wird und somit nur der abwehrende Ekel zurückbleibt (Beispiel: Sauberkeitserziehung).[31] Interessant ist an dieser Betrachtungsweise, dass die Libidokomponente latent weiterhin vorhanden bleibt und in bestimmten Kontexten auch mobilisierbar oder erfahrbar bleibt, etwa in sexuellen Kontexten. Hier wird die Ambivalenz der Ekelemotion betont, Abwehr und Lust bestehen parallel zueinander. In der Forschung allerdings wird diese Sicht nicht durchgehend geteilt, Pernlochner-Kügler sieht keine Libido-Komponente im Ekel selbst, sondern wenn, dann eher eine Parallelität von zwei unterschiedlichen und getrennt zu denkenden Gefühlen: Ekel und Lust.[32]

Doch zurück zu Mustern der Abwehr und der Grenzziehung: Zwischen physiologischer und moralischer Dimension spannt sich der Raum der psychischen beziehungsweise sozialen Grenzziehung auf, auch in dieser Hinsicht wurde die Ekelempfindung verschiedentlich theoretisiert. Instruktiv war in dieser Hinsicht der Beitrag der französischen Psychologin und Literaturwissenschaftlerin Julia Kristeva, die 1980 den Begriff der „Abjektion" prägte und damit weniger Ekelempfindungen selbst anspricht als vielmehr die ambivalente Beziehung der Person zu den verworfenen Objekten und die damit einhergehenden Grenzsicherungsprozeduren, die auf die Unterscheidung zwischen „dem Selbst" und „dem Anderen" zielen und somit der Identitätsstabilisierung und -konstitution des Individuums dienen.[33] Eher auf weitere soziale Zusammenhänge zielt die Philosophin Martha Nussbaum, die in einem Doppelmechanismus aus Inklusion und Exklusion den Ekel als Empfindung konzeptionalisiert, welche die Grenze zu marginalisierten beziehungsweise ausgegrenzten Personen oder Gruppen markiert (Beispiel: Ekel vor Homosexualität in Teilen der US-amerikanischen Gesellschaft).[34]

Neben all diesen Thematisierungen von Ekel als Abwehr- und Distanzierungsverfahren samt allen angelagerten Fragen der Genese, der Modulation und des

31 Zum Ekel bei Freud vgl. Kluitmann, Annette: Es lockt bis zum Erbrechen. Zur psychischen Bedeutung des Ekels. In: Forum der Psychoanalyse, 15:3 (1999), 267-281 und Menninghaus (wie Anm. 29), 278-332.

32 Für eine kritische Diskussion der Position Freuds vgl. Pernlochner-Kügler, Christine: Körperscham und Ekel – wesentlich menschliche Gefühle. Münster 2004, 251-260.

33 Vgl. Kristeva, Julia: Pouvoirs de l'horreur. Essai sur l'abjection. Paris 1980.

34 Vgl. Nussbaum, Martha: Hiding from Humanity. Disgust, Shame, and the Law. Princeton 2006.

Umgangs damit gibt es jedoch auch einige Beiträge, die den Ekel unter einer etwas anderen Perspektive thematisieren, die man vielleicht als eine „kulturfunktionale" bezeichnen könnte. Auch wenn man nicht unbedingt so weit wie Freud gehen und im Ekel selbst eine libidinöse Komponente sehen muss, so zeigen sich doch auch Kontexte, wo der Ekel nicht nur zur Abwehr dient beziehungsweise bekämpft wird, sondern auch eine zumindest konstruktiv-funktionale, wenn nicht sogar lustvolle Dimension entwickelt. Der Romanist Hans-Martin Gauger etwa untersuchte nicht den Ekel selbst, sondern die sprachliche Referenz auf Ekelhaftes als wichtigen und zentralen, um nicht zu sagen: höchst produktiven, Bestandteil des Fluchens und Schimpfens.[35] Und die Kunsthistorikerin Claudia Reiss leistete eine Überblicksdarstellung der Verwendung Ekel erregender Motive in der Kunst.[36] Der Literaturwissenschaftler Winfried Menninghaus schließlich sieht in seiner umfassenden Arbeit zur Begriffs- und Ästhetikgeschichte des Ekels gegenwärtig und im Anschluss an Kristeva noch eine sehr viel grundlegendere und erwünschte Funktion des Sich-Ekelns, nämlich die Schaffung einer gewissen Art von Realitätsanker, eine empfundene Rückbindung an die als tatsächlich erlebte Wirklichkeit, fast schon im Sinne eines „Ich ekle mich, also bin ich":

> „Im 20. Jahrhundert indiziert Ekel nicht länger nur *eine* Wahrheit, sondern er schickt sich an, die Position der Wahrheit selbst einzunehmen. [...] Sie [die Wahrheit, T.H.] besteht auch nicht in der Repräsentation eines besonderen Wirklichkeitsausschnitts im Spannungsfeld von Repulsion und Attraktion. Sie impliziert vielmehr einen weitergehenden Anspruch: nämlich im Bruch der Wirklichkeitskonstruktionen das ‚Reale' selbst durchschlagen zu lassen."[37]

Dieser Frage nach der „produktiven Rückseite" beziehungsweise den konstruktiven funktionalen Einbettungen des Ekelerlebens jenseits reiner Abwehrbewegungen sind auch die Beiträge dieser *bricolage*-Ausgabe verpflichtet. Sie eint ein neugieriger, manchmal auch augenzwinkernder und in jedem Fall wohlwollender Blick auf einige Zusammenhänge zwischen Ekel und kulturellen Praktiken und sie machen sich auf die Suche nach teils überraschenden, teils merkwürdigen, lustigen oder zumindest ambivalenten Effekten ekelhafter Umstände jenseits der puren Sicherung unserer physischen Existenz.

35 Gauger, Hans-Martin: Das Feuchte und das Schmutzige. Kleine Linguistik der vulgären Sprache. München 2012.

36 Reiß, Claudia: Ekel. Ikonografie des Ausgeschlossenen. Dissertation, Essen 2007. Online unter: http://duepublico.uni-duisburg-essen.de/servlets/DerivateServlet/Derivate-22051/ekel.pdf (Stand: 13.9.2015).

37 Menninghaus (wie Anm. 29), 546.

Die Beiträge dieses Bandes

Der Band eröffnet mit einem Wiederabdruck des bereits erwähnten Textes von *Utz Jeggle* aus dem Jahr 1997: „Runterschlucken. Ekel und Kultur", der für die Arbeit in der Projektgruppe vielfach wegweisend und inspirierend war.[38] Jeggles kulturwissenschaftlich-explorativer Beitrag stellte innerhalb der kulturwissenschaftlichen Ekelforschung eine Pionierleistung dar und ist auch heute noch mit Gewinn zu lesen, sein Diktum vom Ekel als „Verbindungslinie zwischen Körper und Kultur" und das vom Ekel als zweideutigen Wegweiser entfaltet immer noch heuristisches Potenzial.

Die folgende Sektion *Essen* besteht aus zwei Texten und dreht sich damit um ein klassisches Themenfeld, nämlich den Nahrungsekel. *Veronika Tschuggmall* befasst sich in ihrem Beitrag „Magst du Kutteln? Über Ekel und Genuss beim Essen" mit der jüngeren Nahrungsgeschichte der Innereien und zeichnet – vornehmlich an österreichischen Beispielen – Popularitäts- und Konjunkturkurven dieser Gruppe an tierischen Produkten nach, die zuletzt nach einer längeren *Baisse* wieder deutlich nach oben zu zeigen beginnen.

Alexandra Rabensteiner schließt daran mit ihrem Text „Schaudern für eine bessere Welt. Ekel als Erziehungsmittel in Dokumentarfilmen" an und thematisiert dort den Ekel als didaktisch-filmisches Mittel im Kontext von populären Dokumentations- und Dokutainmentformaten, die sich mit Fragen rund um Ernährung und Nahrungsmittelproduktion befassen. Im Rahmen einer insgesamt erhöhten Sensibilität für derartige Zusammenhänge erweist sich die Arbeit mit expliziten, teilweise drastischen Visualisierungen offenbar als probates Mittel, um die Rezipienten gleichermaßen anzusprechen, zu beeindrucken und zu unterhalten. Auch wenn die Wirksamkeit derartiger Techniken letztlich eine offene Frage bleiben muss, so zeigt der Artikel doch deutlich, wie gezielt Ekelempfindungen hier im Sinne eines Vermittlungsinteresses eingesetzt werden.

Die nächste, drei Texte umfassende Sektion ist dem Thema *Arbeit* gewidmet und beginnt im Krankenhaus. Während viele pflegewissenschaftliche Arbeiten die Ekelthematik unter dem Gesichtspunkt des adäquaten Umgangs und der möglichen Vermeidung für das Pflegepersonal behandeln, wählt *Alexandra Hangl* in

38 Viele der hier versammelten Beiträge beziehen sich daher auch explizit auf Jeggles 1997 erstmals erschienenen Text (vgl. Anm. 21), die Seitenverweise erfolgen jedoch durchgehend – im Sinne der Benutzerfreundlichkeit – mit der Angabe „Jeggle, Runterschlucken (2015)" auf die Seitenzählung des in diesem Band nochmals abgedruckten Textes und nicht auf jene der Originalveröffentlichung.

ihrem Beitrag „Ekel in der Krankenpflege: Orte, Praktiken und Funktionen" einen ethnografischen Zugang, indem sie nach den Funktionen der Ekelhandhabung für die Beschäftigten fragt. Sie kommt dabei zu durchaus überraschenden Einsichten, indem sie einerseits die Rolle der Kommunikation über Ekelerfahrungen für die Ausbildung eines professionellen Rollenverständnisses nachzeichnet, gruppeninterne Distinktionsmechanismen herausarbeitet und Entwicklungsprozesse im Vergleich verschiedener Generationen des Pflegepersonals aufzeigt: Während es bis vor einigen Jahren noch zum professionellen Selbstbild vieler Pflegekräfte gehörte, sich (angeblich) nicht zu ekeln, ist es für jüngere Beschäftigte heute wichtig, einen offenen und sensiblen Umgang mit dem Thema zu finden, der auch die subjektiven Belastbarkeitsgrenzen erkennt und respektiert.

Martina Röthl wendet sich dem Bereich der touristischen Beherbergung zu: „‚... das hat mich ausgehoben' Ekel, Wissensordnungen und touristische Beherbergung."[39] Touristische Settings sind darum bemüht, den Gästen einen möglichst angenehmen und ungetrübten Aufenthalt zu ermöglichen und darum auch auf die Vermeidung von ekelhaften Erlebnissen bedacht. Gleichwohl bieten verschiedene Umstände, etwa landwirtschaftliche Kontexte, die oftmals große Nähe zwischen Gast und Gastgeber oder auch das teilweise sehr unbedarfte bis unverfrorene Verhalten einzelner Gäste in den Zimmern und Betten reichlich Anlass für Ekel und Abscheu. Die Autorin analysiert diese Situationen als Konstituenten touristischer Grenzaushandlungen.

Alexander Piff schließlich wendet sich in seinem Text „Kabinenparty. Ethnografische Annäherungen an einen ausgewiesenen Ort der Selbstbefriedigung" einem wenig thematisierten Ort an der Schwelle von Privatheit und Öffentlichkeit zu: der Porno-Videokabine, die er insbesondere aus der Perspektive des dort beschäftigten Personals erkundet und analysiert. Die von Intimität und Sexualität gekennzeichnete spezifische Nutzung dieser Kabinen gibt ebenfalls vielfältigen Anlass zur Einhegung und Regulierung, bringt aber auch ekelträchtiger Situationen hervor, die nicht nur als unerwünschter Nebeneffekt, sondern auch als Spezifikum und damit als besonderer Reiz dieses Ortes betrachtet werden müssen.

Von hier aus ist es thematisch nicht mehr weit zum nächsten Abschnitt *Vergnügen*, der wiederum aus zwei Beiträgen besteht. *Barbara Sieferle* bearbeitet in ihrem Essay „Ein Plastik-Hundehaufen als Scherzartikel: vom Ekel zum Lachen" die

39 Bei diesem Beitrag handelt es sich ebenfalls um einen Wiederabdruck, erschienen erstmals in: Schweizerisches Archiv für Volkskunde 109 (2013), 184-201. Wir danken für die freundliche Genehmigung.

Praxeologie eines Gegenstandes, der *pars pro toto* für die Gesamtheit derjenigen Scherzartikel steht, die mit einer Mischung aus Erschrecken und Ekelreiz arbeiten. Im Zentrum der Überlegungen steht die These, dass gerade die karnevalistische Umkehr von Hierarchien das funktional wichtigste Moment bei Scherzartikeln darstellt und auf diese Weise das Ekelerlebnis in den Dienst des – im Idealfall – beidseitigen Gelächters gestellt wird.

Timo Heimerdinger versucht sich in seinem Beitrag „Ekel und Spiele. Oder: Äquatortaufen, Dschungelprüfungen und die Sehnsucht nach Realität" ebenfalls am Zusammenhang zwischen Ekel und Spaß. Er verfolgt dabei die These, dass sich hinter der öffentlich vorgeführten Empörung über bestimmte medial vermittelte Praktiken der Bestrafung – sei es in Dschungelcamps oder auf Segelschiffen – tatsächlich die heimliche und nur ansatzweise eingestandene bürgerliche Lust am Tabubruch steht, die sich auch als Realitäts- und Wirklichkeitssuche beschreiben lässt.

... am Ende ... schließlich folgt eine Arbeit von *Sabine Merler* über „Ekel und Lust in öffentlichen Toiletten". Auf der Basis empirischer Erhebungen kartiert die Autorin das öffentliche Örtchen als einen Raum, der weitaus vielfältigere und komplexere Handlungsoptionen bietet als lediglich die Bedürfnisbefriedigung der Notdurft. Mit ethnografischem Sinn fürs Detail erkundet sie Praktiken und Verfahren der Ekelvermeidung ebenso wie das subtile Spiel mit der passenden Beschäftigung am vermeintlich unpassenden Ort: Kommunikation, Körperpflege und Kosmetik, Drogenkonsum – um nur einige Beispiele zu nennen.

Abgeschlossen wird der Band schließlich von einer kleinen Auswahlbibliografie zur Ekelthematik, die keineswegs vollständig ist, aber die weitere Arbeit etwas erleichtern mag.

Noch ein Wort zur redaktionellen Ausgestaltung der Texte hinsichtlich der geschlechtergerechten Sprachverwendung in diesem Band: Da die diesbezüglichen Bemühungen immer neue Formen und Varianten mit unterschiedlichen Vor- und Nachteilen hervorbringen (Unterstrich, Binnenmajuskel, Partizipialformen, Schräg- und Bindestrich- und Sternchenvarianten etc.) und eine alle Aspekte befriedigende Lösung derzeit nicht in Sicht ist, wurde für den Gesamtband – nicht jedoch für die einzelnen Beiträge – das Ziel der Vereinheitlichung aufgegeben und die jeweilige Lösung ins Ermessen der AutorInnen gestellt.

So bleibt am Ende nur noch herzlicher Dank abzustatten: an Gritta Heimerdinger für die Gestaltung des Umschlags, an Sandra Mauler für die redaktionelle

Durchsicht der Texte, an Karsten Jahnke für Lektorat und Endkontrolle und an Carmen Drolshagen von *innsbruck* university press für die unkomplizierte Zusammenarbeit.

Innsbruck, im September 2015 Timo Heimerdinger

Runterschlucken. Ekel und Kultur

Utz Jeggle

Es kommt hoch

In der Erinnerung kommt mir der Rosenkohl hoch, die langen Zwangssitzungen vor erkaltetem Sauerkraut, die trotz allem gutwilligen Würgen des einsam gewordenen Essers in Unterstellungen der Renitenz und in Tränen endeten. Das Gefühl, daß der Körper stärker ist als jede Willenskraft, daß er einem nicht gehorcht und zugleich in einer unauslotbaren Tiefe Bündnisgenosse des Ichs ist, hat sich in das Gedächtnis eingebrannt. Diese qualvolle Erfahrung ist zudem mit der Annahme verbunden, daß die Suche nach der verlorenen Zeit sehr viel seltener und jedenfalls nur in ausgewählten Kreisen mit den Madeleines der Tante Leonie beginnt als mit den Schwaden des Geruchs nach fettigem Kraut, dem sandigen Reibeisengeschmack widerwärtiger roher Klöße. Also doch eine Klassenspezifik auch im körperlichsten der Affekte, dem Ekel? Kein Neid auf ekellose Idyllen, sie sind ebenso selten wie irreal, gehört doch zur Entfaltung des kulinarischen Universums – und das ist ein wichtiger Schlüssel zur Eröffnung der Welt – ein dumpfes, erstes Nein des Abscheus dazu. Dieser Balanceakt an der Kante von Innen und Außen, zwischen Hochkommen und Runterschlucken geht freilich nicht geradlinig ab; er ist zudem nicht eindeutig und hat mehrere, widersprüchliche Seiten.[1]

Erziehungsinstrument

Stephen Mennell schreibt in seiner (Norbert Elias gewidmeten) *Kultivierung des Appetits* über Abneigungen beim Essen, und er hebt für England die Bedeutung der Kinderkost hervor. Für Kinder wurde seines Erachtens jedoch nicht deshalb etwas Besonderes gekocht, um die Vorlieben des kindlichen Geschmacks zu erfüllen und zu erweitern, sondern im Gegenteil, man wollte sie dazu zwingen, etwas zu essen, das nur aus der Erwachsenensicht gut für die Kinder war, egal ob diese wollten oder nicht. Im Zweifelsfall machte man den Widerwillen zum pädagogi-

1 Es sei auf den grundlegenden Artikel von Martin Scharfe verwiesen: Die groben Unterschiede. Not und Sinnesorganisation. Zur historisch-gesellschaftlichen Relativität beim Essen. In: Festschrift Hermann Bausinger zum 60. Geburtstag, Tübingen 1986, 13-28. An dieser Stelle möchte ich auch Fridtjof Naumann für vielerlei Hilfen danken!

schen Bündnisgenossen und betrachtete die Auflehnung gegen die „extra“ für die Kinder zubereitete Kost als zu brechenden Trotz.[2]

Der Geschmack war wegen seiner besonders heftigen Allianz mit der Körperlichkeit bestens dazu geeignet, mit einer Brechstange geöffnet und zugänglich gemacht zu werden. Es erübrigt sich, darauf hinzuweisen, daß Brechen im Deutschen die Zweipoligkeit der Erziehungsschritte ausdrückt, der gebrochene Willen zerrinnt in der Übelkeit von Erbrochenem – das wiederum als ekelhaft empfunden wird und in besonders sadistischen Erziehungsfeldern zur Potenzierung des Grauens zu erneuter Einverleibung aufgezwungen wird. Die innere Sau, um eine Metapher von Thomas Kleinspehn aufzunehmen[3], darf nicht behaglich grunzen, von Nutella und Pommes mit Kätschapp verwöhnt, nein, das Tierische wird ausgetrieben. Der Zwang zur Selbstkontrolle ist das Ziel, aber eine Schicht, die uns wie Natur erscheint, vermutlich weil sie sozialisationsarchäologisch tiefer liegt, begehrt auf; der Ekel entspringt einem Akt der Unterwerfung und baut zugleich eine Schranke der Abwehr von vermeintlich Ungenießbarem auf. Er formiert im Scheitern Abwehr, ist gewissermaßen der heimliche Sieger.

Jede Nahrung ist ein Symbol (Simone de Beauvoir), es wird also immer noch etwas mitgegessen an sozialem Bedeutungsextrakt, und so werden die Mahlzeiten, gerade auch im kindlichen Bereich, Schaltstellen im Spiel der „Zirkulation sozialer Energie“ (Sartre). Was Kind sein heißt, was elterliche Gewalt alles vermag, wie Unterwerfung funktioniert, wie Widerstand gebrochen wird und wie er sich im Brechen neu formiert, das alles demonstriert das soziale Drama des Eßzwangs. Der Ekel wird unauslöschlich tief in uns eingebracht, weil er so heftig ist und weil er ein letztes Sichaufbäumen des Körpers markiert. „Ich wurde als Kind immer wieder gezwungen, Dinge zu essen, die ich nicht mochte, weil man annahm, es sei schon an sich all das gesund für einen Menschen, was er nicht möge.“ Gerald Hamilton, von dem diese Erinnerung überliefert ist, wurde später „Feinschmecker aus eigener Wahl“, was Stephen Mennell aber eher als Ausnahme deutet[4]; die normalen Schülerspeiseneßbiographien enden seiner Meinung nach in einer Anästhesie des Genießens, die je nach Zwangssystem verschieden stark ausgeprägt ist. Die Metapher ist problematisch, denn Anästhesie meint Einschläfern der Geschmackssinnesorgane, aber die durch Ekel gesteuerte soziale Energie bewirkt eine heftige negative affektive Besetzung von größeren Teilen des Geschmacksfeldes, nicht eine maßvolle Gleichgültigkeit.

2 Stephen Mennell: Die Kultivierung des Appetits. Die Geschichte des Essens vom Mittelalter bis heute. Frankfurt am Main 1988, 377.

3 Thomas Kleinspehn: Warum sind wir so unersättlich? Frankfurt am Main 1987, Kapitel 1.4.

4 Mennell (wie Anm.2), 378.

Mennell belegt das selbst, indem er Ergebnisse einer Fragebogenaktion zitiert, die im Rahmen eines Schüleraustauschs zwischen Schulen in Exeter und Rennes veranstaltet wurde. Die Betreuungslehrer fragten die Eltern nach Allergien oder sonstigen Empfindlichkeiten bei Nahrungsmitteln. Obwohl die Befragungsmethode nicht ganz parallel war, ergab sich ein interessantes Bild: Von den französischen Eltern berichtete keines der 22 Paare von irgendwelchen Eßstörungen, dagegen wiesen 14 der 23 englischen Mütter auf Lebensmittel hin, die ihre Kinder nicht essen könnten. Bemerkenswert ist dabei vor allem, daß die Abneigung nicht etwa exotische, sondern ganz alltägliche Speisen betraf: „Dazu gehörten Tomaten, Salat, Mohrrüben, Kohl, Rosenkohl [eine Genugtuung für mich!], Rote Beete, ‚die meisten Gemüsesorten', Erdbeeren, ‚Obst', Fisch, Schweinefleisch, Lamm, ‚Fleisch überhaupt', Butter, Nüsse."[5]

Keine bloße Anästhesie der Gaumenfreuden, viel eher eine epidemische Ausweitung des Abscheus vor dem wohlbekannten unheimlichen Geschmacksalptraum, der immer weiter um sich greift und den die mit rabiaten Mitteln und Zwängen geöffneten Verdauungswege noch mit geschlossenen Augen ahnen und kennen, riechen, vielleicht sogar hören; jedenfalls beginnt die Katastrophe nicht erst im Mund.

Kinderunglück scheint vom Eß-Ekel durchmustert zu sein. Elterliche, vor allem väterliche Gewalt regiert in den Leib hinein, dessen Innerstes verletzt antwortet. Die Speisen sind gewissermaßen das Exerzierfeld, der Ekel ist der Zuchtmeister. Franz Innerhofer beschreibt, wie in seiner Kindheit die väterliche Gewalt wirkte, mit welcher Macht sie ihn erfüllte und zum Aufruhr trieb: „Der Ekel vor seinem Erzeuger war auch der Ekel vor den Mahlzeiten, die er an der Seite seines Erzeugers einnehmen mußte. Jeden Bissen mußte er mit Gewalt herunterwürgen, und hinterher hatte er die größte Not, den kaum überwindbaren Brechreiz für die Dauer der Mahlzeit zu bezwingen."[6]

Ein schwerwiegender Angriff auf die Identität, die mit Brechreiz reagiert. Dieser Kampf gegen die Einverleibung ist zugleich Auflehnung, ein sprachloser Ausdruck gewürgter, aber nicht erwürgter Autonomie. Der Körper wird zwar von Gewaltmaßnahmen imprägniert, aber er widersetzt sich mit körperlichen Mitteln der bedingungslosen Kapitulation. Der Ekel dient einer Grenzziehung, einer Abstoßung von scheinbar Gefährlichem, der Kennzeichnung von Unverträglichem. Vermutlich gibt es keine ekelfreie, „gesunde" Seele, es ist eher anzunehmen, daß die Seele auf ihrem Entwicklungsweg diese Grenze als schützend braucht, um hinter ihrem Rücken die Genußfähigkeit zu entwickeln. Das Wohlbehagen am

5 Ebd., 381.
6 Zit. bei Kleinspehn (wie Anm. 3), 381.

berühmten „Leib- und Magenessen“, die „Leibspeise“, die meist regional und sentimental eingefärbt ist, der Träubleskuchen nach dem Rezept meiner Mutter, der saftige Kartoffelsalat, der mit reichlich Fleischbrühe abzuschmecken ist, derartig leise Genüsse, die man niemals gegen eine Einladung zum Special Dinner im Hotel Ritz eintauschen würde, brauchen vermutlich im Dunkel des Körpers heimliche Beziehungen zum Rosenkohl und seinen Bitternissen.

Das Fremde essen

Konrad Köstlin hat verschiedentlich darauf hingewiesen, daß Essen ein kultureller Extrakt sei, der es erlaube, daß „sich beim Essen auch Vertrautheit und Fremdheit als Geschmack und Ekel besonders unmittelbar“ aktualisieren. „Das fremde Essen – das Fremde essen“, so heißt der programmatische Titel des Aufsatzes, in dem Köstlin diese Spur verfolgt.[7] Er zeigt, daß anders als früher die fremden Speisen heute im wesentlichen exotistisch genossen werden und nicht mehr als ekelhaft abzuwehren sind; im Gegenteil, die Globalisierung der Küche wirkt deftig in den Magen hinein, die Schweinshaxe am Strand von Caorle gehört allenfalls noch als Lachnummer in das Sommerprogramm eines mittelmäßigen deutschen Kabarettisten, der nach der Vorstellung schleunigst bei „seinem“ Italiener Zuflucht zu Saltimbocca und einer Flasche Barolo sucht.

Kollektiver Ekel, der institutionalisiert oder zumindest in einheitlichen Geschmacksmustern festgelegt ist, bleibt jedoch noch genug. Der koreanische Doktorand, der seine Dissertation über den deutschen Schäferhund[8] mit einem Verweis auf koreanische Leckerbissen beginnt, ruft jenes unangenehme Gefühl in Erinnerung, das sich gleichfalls einstellte, als in den siebziger Jahren der Ekelfilm „Mondo Cane“ die Runde machte, der verschiedene Schweinereien präsentierte, darunter auch angeblich kulinarische wie die Einverleibung von gerösteten Ameisen. Das Eklige als das Fremde ist auch das Thema der lockeren, zum Teil geschwätzigen Darstellung von Marvin Harris über das Rätsel der Nahrungstabus: *Wohlgeschmack und Widerwillen,* die auf vielen verschiedenen Feldern demonstriert, daß das eigene anderswo ebenfalls fremd ist, daß das Pferd schon in Frankreich mundet, es gebe dort noch 300 Pferdemetzger, oder daß die Milch in manchen asiatischen Kulturen als widerwärtige Drüsensekretion ausgegrenzt und

7 Konrad Köstlin, Das fremde Essen – das Fremde essen. In: Fremde und Andere in Deutschland. Tübingen 1995, 219.

8 Sang-Hyun Lee: Der deutsche Schäferhund und seine Besitzer. Zur Entwicklungs- und Bedeutungsgeschichte eines nationalen Symbols, Tübinger Diss., 1997.

abgelehnt wird – vergleichbar unserem Widerwillen, wenn wir ein „Glas schönen, kalten Kuhspeichels“ serviert bekommen, wie Harris keck formuliert.[9]

Also diese globalen, zumindest nationalen Schranken stehen dafür gerade, daß auch das Essen mancherorts noch „heikel“ ist und daß sich Fremdes in bestimmten, für Fremde ungenießbaren Genüssen ausweist. Der Spätzleschwab ist nicht nur eine Erfindung der Birkel-Werke, sondern eine vermutlich revitalisierte Identitätssicherung, deren Fehlen manchen Emigranten zeitlebens unglücklich macht. Was namenlose Asylbewerber durch bürokratisch verdeckten deutschen Eßpaket-Ethnozentrismus erfahren müssen, widerfuhr auch prominenten Exilierten: Elisabeth Charlotte, Herzogin von Orleans (1652-1721), bekannt unter dem Namen Liselotte von der Pfalz, an und für sich schon ein heftig beschriebenes Blatt in der Ekelkunde – sie wurde von ihrem Vater, dem Kurfürsten Karl Ludwig von der Pfalz gezwungen, „alle morgendt ein monat lang bouillon nehmen und ich kotzte… alle morgen“. Sie blieb jedoch auch in ihrem Magen ihrer Heimat treu; nach 34 Jahren Frankreich und schon lange im Witwenstand, bekannte sie: „Man ißt gern, was man in seiner jugendt zu eßen gewohnt ist … undt habe mich noch nicht ahn das eßen hir im landt gewohnen können“.[10] Die Liste ihrer ekelbesetzten Speisen und Getränke ist lang und anschaulich, sie hat was gegen Milch, „die ihn ihrem Magen sogleich zu Käse gerinnt“, Tee schmecke ihr wie „Heu und Mist“, Kaffee habe einen „Rußgeschmack“ und mache „kötzerich“.[11] Vom „braunen Kohl und Sauerkraut“ hält sie mehr als von allen „Ragus“, das „ellendte eßen“ in Frankreich sei sie einfach nicht gewohnt.

Mit Ekel begegnet man dem fremden Essen – was der Bauer nicht kennt ... Aber es geht in dieser Eigenheimgastrosophie nicht nur um das Essen, sondern um Fremdheit an sich – und es wäre denkbar, daß die Not in der kleinbäuerlichen Welt zu groß ist, um Ekelgefühle bei der Ernährung durchzusetzen und zu installieren. Spezifische, objektgerichtete Ekelgefühle scheinen eine paradoxe Voraussetzung jeglicher Genußfähigkeit, die von Überraschungen und unbekannten Sensationen erst ermöglicht wird. Wird dieser zweite Takt nicht geschlagen, weil die Not die Sinne organisiert, bliebe eine gewissermaßen frei flottierende, hie und da sich einnistende Ekelempfindung, die ängstlich sich an allem Fremdartigen festmacht und jede Abweichung vom Gewohnten durch Ekeläußerungen kommentiert und fundamentiert. Dieses streunende Moment, das zwischen Essen und Esser nicht zu trennen vermag, im Essen die Fremdheit erkannte, zumindest be-

9 Marvin Harris: Wohlgeschmack und Widerwillen. Die Rätsel der Nahrungstabus, Stuttgart 1988, 89.

10 Klaus J. Mattheier: Deutsche Eßkultur am Versailler Hof Ludwigs XIV. Über die kulinarischen Vorlieben und Abneigungen der Elisabeth Charlotte von Orleans. In: H. J. Teuteberg u. a. (Hrsg.): Essen und kulturale Identität, Berlin 1996,148-154, 148.

11 Ebd., 153.

stätigt sah, trat im Umgang mit den Flüchtlingen und Heimatvertriebenen häufig zu Tage. „Die Flüchtlingskost wurde von den Männern abgelehnt, weil sie nicht dem gewohnten Geschmack entsprach.“[12] In dem Eifeldorf, das Gertrud Herrig in den siebziger Jahren untersuchte, wurde deutlich, daß diese Ablehnung des fremden Essens die fremden Menschen meinte. Als amerikanische GIs in die Dörfer kamen, da lehnten die braven Eifelkostgänger auch deren Essen ab: „Andere, besonders Angehörige der Negerrassen, würzten so scharf, daß Einheimische die Speisen kaum genießen konnten.“ Die fremden Gewürze waren die „Negger“ der Küche. Daß sie nichts gegen Innovationen hatten, sofern sie „zivilisiert“ erschienen, das zeigte nicht nur der Einsatz von Maggi, sondern auch die Tatsache, daß die Frauen im Dorf sich gegenseitig zur „Parrti“ einluden, auf einer „solchen Parrti gab es kürzlich: Heringssalat auf Toast als Vorspeise, dann ein mit Fischkonserven gefülltes und mit Mayonnaise und Lachs verziertes Kastenbrot. Dazu Kaffee, später Wein und eine Schwarzwälder Kirschtorte“.

Von Authentizität und Eigenständigkeit läßt sich bei diesem Menu kaum sprechen. Aber diese Parrti-Form zeigt jedenfalls, daß die Frauen zumindest nicht dogmatisch auf angestammte Speisen fixiert waren. Sie besetzten das überwundene Alte sogar mit Abscheu und Ekel. „Man spürt noch die Abneigung gegen das Sauerkraut, das bis in die Mitte der fünfziger Jahre fast täglich auf den Tisch kam. ‚Es hat einem gestanden bis über die Ohren‘, sagte eine Frau.“[13] Neue Kost und traditionelle Überlieferung trennte die Fremden, Zugezogenen von den Einheimischen, auch die Geschlechter und die Generationen. Die Alten wußten mit dem neumodischen Zeugs nichts anzufangen. So wie für die jungen Frauen der Mut zu neuen Rezepten die alte Ekelstruktur vertrieb und eine neue Anti-Sauerkraut-Ordnung installierte, so weigerten sich die Alten, neue Gerichte wie Kotelett oder Schnitzel zu akzeptieren.

Generationen und Geschlechterkampf

Dazu braucht es noch nicht einmal eine stabile Ekelformation, dazu reicht es aus, daß die Frau das nicht kocht, was der Mann nicht mag. In der Eifel hieß das: „Das ist selbstverständlich, daß man kocht, wie die Männer es wünschen“. Es braucht auch mich nicht mehr zu wundern, daß mein Großvater alles gerne aß, was auf den Tisch kam, wie er immer wieder betonte. Das, was er nicht mochte, kam eben erst gar nicht auf den Tisch. Die Großmutter beschützte durch Vorauswahl der

12 Gertrud Herrig: Ländliche Nahrung im Strukturwandel des 20. Jahrhunderts, Meisenheim 1974, 158.

13 Ebd., 162.

Rezepte den Großvater vor Neuerungen und dem peinlichen Eingeständnis seiner Mäkligkeit. Wir Kinder durften dabei lernen, daß die Parole „Was auf den Tisch kommt, wird gegessen" auch auf dem ersten Satzteil betont werden kann. In der Eifel wurde die gleiche Tatsache, daß der Mann der Chef über Küche und Köchin ist, dadurch bestätigt, daß in einer Familie die Frau nur dann Dampfnudeln buk, wenn der Mann auswärts war. „Für die Kinder war ein solcher Tag ein Festtag."[14]

Wie es einer Frau gehen konnte, die sich diesem Diktat des Männergeschmacks nicht fugenlos unterwarf, das erlebte Toni Buddenbrook, als sie ihrem Permaneder Sauerampfer mit Konrinthen servieren ließ: „P. nahm mir dies Gemüse so übel (obgleich er die Korinthen mit der Gabel herauspickte), daß er den ganzen Nachmittag nicht mit mir sprach, sondern nur murrte ..."[15]

Der Männermagen diktiert, seine Korinthenabneigung wird durch eigenhändiges Picken demonstriert, es ist ein Agieren unter der Sprachebene, deshalb murrt er nur noch. Männer stochern, salzen, rühren, zerschlagen den Deckel der Suppenterrine am Boden, „weil die Suppe versalzen war"[16], alles Zeichen, daß eine Winzigkeit anders ablief, als die Göttergatten es gewohnt sind. Bei einer Umfrage zum Speiseverhalten in Oberschwaben kam mehr als einmal die Feststellung vor, es müsse schmecken „Wie bei meiner Mutter". Solche Mütterimagines nehmen Bezug auf die nährende Mutter, von deren Brust diese Männer nie loskamen, so daß jede Konkurrenz schon von Anfang an sinn- und erfolglos ablaufen wird. Die blinde Kette der Wiederholung, daß die „Mutter" immer weiter die „Leibspeisen" kocht, würde eine absolute Stillegung jeder Innovation bedeuten. Zum Glück wird im Regelfall die Einverleibung der Mutter-Sohn-Symbiose durch Eßvorlieben und Machtworte des Vaters verhindert. Das väterliche Gebot verdirbt zwar zunächst dem Sohn den Appetit, öffnet ihm jedoch langfristig die Möglichkeit, durch Identifikation Neu-Gier zu entwickeln, so daß er auch – abgegrenzt von seiner Mutter – an neuen Speisen seiner Frau Geschmack finden kann.

Der Ekel vor allem Fremden und Vermischten setzte sich nur langsam durch. Die Vorstellung, aus einer gemeinsamen Schüssel essen zu müssen, hätte mir als Kind schwere Ekelprobleme gemacht; schon der von meinem Bruder verwandte Löffel roch nach ihm und wurde deshalb dem eigenen Gaumen unerträglich. Meine Frau bestätigte dies, bei ihren Geschwistern wurde jede gemeinsame Verwendung von Geschirr oder Besteck als „zu lillerich" abgewehrt. Überraschend in diesem Zusammenhang sind die Untersuchungsergebnisse, die Günter Wiegelmann am Beispiel der Tischsitten vorstellt. Im Rahmen der Untersuchungen für den ADV (*Atlas der deutschen Volkskunde*) wurde in Frage 237c gefragt: „Ißt man

14 Ebd., 192 f.
15 Thomas Mann: Buddenbrooks, Frankfurt am Main 1974, Fischer TB, 249.
16 Wieder Permaneder, ebd., 308.

noch gemeinsam aus einer Schüssel, die in der Mitte des Tisches steht?“[17] Die Befragung ist interessant genug, um die methodischen Bedenken gegen das Atlasprojekt hintanzustellen. Es gibt überraschende Einzelergebnisse, die erzählenswert wären, die aber hier nur angedeutet werden können. Aus Friedland wird berichtet: „Erst vor kurzer Zeit bekam eine junge Frau zur Hochzeit ½ Dutzend Porzellan-Speiseteller geschenkt. Einige Tage später kam die Mutter der jungen Frau in das Geschäft und tauschte die Teller gegen eine Schüssel ein, damit aus der gemeinsam gegessen werden kann“.[18] Man kann sich die Spannung in solchen Familien vorstellen, die Ohnmacht der Tochter und die Macht der Mutter, die sich gegen den „Zeitgeist“ stellt und die individuelle, begrenzte Tellersicherheitszone gegen die Hausgemeinschaftssymbolik zurücktauscht. Zu diesem Machtkampf im Generationenkonflikt kommt eine soziale Komponente dazu. Aus Rodert heißt es: „die exakten, sauberen und feineren Hausfrauen benutzen Teller.“[19] Oder: „Nur auf dem Lande und da auf dem Dienstbotentisch. Herr und Frau essen neben dem Ofen am kleinen Tisch.“[20] Oder: „Sind die Angestellten sauber, dann dürfen sie meist gemeinsam essen.“[21] Die gemeinsame Schüssel in der Tischmitte wird in den meisten Regionen zum Indiz der Rückständigkeit – „Viel verbreitet bei den kleineren Bauern, bei den feineren Bauern nicht.“

Hygienisierung

Der Verzicht auf die gemeinsame Eßschüssel ist also Ausdruck und Faktor eines Individualisierungsschubs, der von Wiegelmann dreifach begründet wird: Zum einen mit der Erfahrung des Ersten Weltkriegs, der für viele ländlich orientierte Menschen eine kolossale Horizonterweiterung gebracht habe. Ein weiterer Grund sei die „Wohlstandsinnovationsbereitschaft“: daß man sich an die jeweilige nächsthöhere Schicht anzugleichen suche und die feinere Tischkultur zu den „Prestigegütern“ gehöre, die ein demonstratives Konsumverhalten auszudrücken erlaube. Als ersten und wichtigsten Grund nennt Wiegelmann jedoch die „allgemeine Bazillenfurcht“, das Bestreben, den gesamten Alltag hygienischer zu gestalten. Ulrich Raulff hat einmal in einer bedenkenswerten Überlegung darauf hingewiesen, daß es „so etwas wie eine Chemie des Sozialen“ gibt: „man kann Gesellschaften ... danach beschreiben und beurteilen, wie sie chemisch regieren und reagie-

17 Günther Wiegelmann: Tischsitten. Essen aus einer gemeinsamen Schüssel. In: Matthias Zender (Hrsg.): Atlas der Deutschen Volkskunde NF, Erläuterungen Bd. II, Marburg 1966-82, 225-249.
18 Ebd., 246.
19 Ebd.
20 Ebd., 236.
21 Ebd., 237.

ren, welche Transsubstantiationen sie fördern und welche sie unterbinden."[22] Das sakrale Moment der Metamorphose ist gleichfalls ein Hinweis auf die tiefgreifende Wirkung der Wandlung, die Chemie arbeitet hemmungslos, sie ätzt das Alte weg, sie neutralisiert Traditionen mit Chlorwasserstoff, sie wendet sich gegen jede Art von Verfäulnis und Verwesung.

Aus diesem Grund werden Ekelgefühle produziert, die sich gegen das alte, säuische Wirtschaften[23] richten und die Platz schaffen für neue Sauberkeitsvorstellungen, die eine umfassende Hygienisierung einleiten. Der Ekel wird dabei eingesetzt, um die Distanzierung von Ausscheidungen aller Art voranzutreiben. Das ist zureichend belegt, im Gegensatz zu dem Ekel vor Speisen, der manchesmal groteske Ausmaße annimmt und damit anzeigt, daß Einverleibungsprozesse chemisch bedeutungsvoller sind als die Ausscheidungsvorgänge. In einer Sammlung schwäbischer Kochrezepte, herausgegeben vom Landeswohltätigkeitsverein Stuttgart 1896, heißt es: „Die erste Anforderung, um wohlschmeckend und fein zu kochen, ist: große Reinlichkeit ... Die zweite Anforderung ist Sparsamkeit ..." Die Sauberkeit ist die Voraussetzung des Genusses, das geht Hand in Hand mit der strikten Ablehnung ehemaliger Verhaltensweisen, die im Sinne des technischen Fortschritts und der damit verbundenen Purgierung des Körpers und des Seelenlebens als ekelhaft denunziert werden. Der Ekel gilt der älteren Kulturschicht. Nicht nur die Scham- und Peinlichkeitsschwelle steigt, davon mitgerissen auch Hygienisierungsgebote und Barbarisierungsängste, weshalb Äußerungen wie die aus Schramberg, „Das (eine gemeinsame Schüssel) wird als barbarisch angesehen", verständlich werden.

Flüchtlinge

Das Essen diente den verschiedenen Gruppen als Integrationsmaßnahme, die aber zugleich von der dominanten Gruppe mit affektiven Reaktionen abgewiesen und als Differenzerfahrung gewertet wurde. Ulrich Tolksdorf, der viel zu früh verstorbene Nahrungsethnologe, beschrieb in seiner treffsicheren Argumentationsart, wie diese Integration-Distinktionsfalle am Beispiel der Königsberger Fleck, eines Kaldaunengerichts auf Rinderpansen- und Dickdarm-Basis, funktionierte. Als die Neubürger die fleischlichen Zutaten beim Dorfschlachter bestellten, war der bereit, für den „Hund" eine Portion zu präparieren und „in Zukunft an den Schlachttagen einige Abfälle (zu) reservieren". Als die Ostpreußen jedoch

22 Ulrich Raulff: Chemie des Ekels und des Genusses. In: Dietmar Kamper / Christoph Wulf: Die Wiederkehr des Körpers, Frankfurt am Main 1982, 247.

23 Ein Dankeswort geht an Ludolf Kuchenbuch, der meinen Horizont in jede Richtung erweiterte.

zu erkennen gaben, daß sie die „Abfälle“ selbst zu essen gedächten, da war der Schlachter so irritiert, daß er überhaupt nichts mehr abgeben wollte, weil dann die Hundehalter zu kurz kämen. „So stießen die Flüchtlinge beim Schlachter auf Unglauben und erweckten bei ihren Nachbarn Abscheu und Ekel.“[24] Meine Schwiegermutter, die aus Schlesien stammt und nach dem Krieg in die Nähe von Stuttgart vertrieben wurde, erzählt, daß ihre erste schwäbische Vermieterin besorgt fragte: „Frau Doktor, wellet Sie die alte Kartoffel, sonschd geb i’s de Säu!“ An zwei weiteren Beispielen, der unterschiedlichen Wertschätzung des Neunauges, eines in Ostpreußen hochgeschätzten Speisefischs, sowie der Pilzsammelleidenschaft der Flüchtlinge, belegt Tolksdorf seine These, daß zum einen ein gewisser Geschmackskonservatismus sich als Möglichkeit einer kulturellen Identifizierung mit der eigenen Bezugsgruppe äußert, in der man aufgewachsen und in die man sozialisiert worden ist, daß zum anderen das „Heimatsymbol“ durch die Ablehnung der „volkskulturellen Fremdgruppe“ verstärkt würde. Diese These scheint mir etwas überzogen zu sein, wenn man sie unter dem Aspekt des Ekelempfindens betrachtet. Ekel hat es an sich, daß er zwar überwunden werden kann, ich esse heute ganz gerne Rosenkohl mit Maronen, daß aber die Gravur der ekelhaften Situation unauslöschlich im Gedächtnis bleibt. Mein jüngerer Bruder, der in seiner Jugend vor fast jedem Fleischgenuß, speziell aber vor Innereien und Fleischkäse, einen unüberwindbar scheinenden Ekel empfand, gestand mir einmal, als ich ihm einen leckeren Fleischkäse aufwarten wollte: „Essen könnte ich ihn inzwischen, aber die Erinnerungen an die Zeit, wo ich ihn essen mußte, würden dann so übermächtig, daß ich lieber drauf verzichte.“

Heftiger Ekel brennt sich ins Gedächtnis ein, deshalb scheint es mir eher unwahrscheinlich (oder eine Verkennung der dramatischen Situation) zu sein, daß die Ostpreußen als eigene Kultur akzeptiert werden, wenn sie das gleiche wie die Hunde fressen. Daß die Hundehalter zuerst versorgt werden, zeigt indirekt an, welche Hundesorte bevorzugt wird. Aber nicht nur der Abscheu wird offenbar, auch eine pädagogische Warnung: Wenn ihr nicht für Tiere gehalten werden wollt, dann müßt ihr anständig essen, das gleiche wie wir eben.

Märchenwelten

Es ist nicht überraschend, daß diese Hundegeschichte durch den Genuß von Innereien ausgelöst wurde, sind Innereien doch am stärksten mit Ekel – und Lust – besetzt. Im Rahmen eines Seminars über Nahrungsvolkskunde fragte ich zu

24 Ulrich Tolksdorf: Essen und Trinken in alter und neuer Heimat. In: *Jahrbuch für ostdeutsche Volkskunde* 1978, 341-364, 349.

Beginn auf einem kleinen Fragebogen ab: „Welche Speisen mögen Sie am wenigsten, welche am liebsten?“ Bei beiden Fragen lagen Innereien vorn, gefolgt von Fisch, der ebenfalls höchst ambivalent besetzt ist. Ich erinnere an das Märchen von einem, der auszog, das Fürchten zu lernen. Der Schluß der Geschichte legt nahe, daß es um Ekel geht, denn die Königin, seines steten Ausrufs „wenn mir nur gruselte“ müde geworden, läßt einen Eimer voll Gründlinge holen und nächtens „den Eimer voll kalt Wasser mit den Gründlingen über ihn herschütten, daß die kleinen Fische um ihn herum zappelten“. Man muß kein abgebrühter Psychoanalytiker sein, um diesen Erguß nicht auch sexuell verstehen zu können: jetzt gruselt's ihm, ausgerechnet in der Hochzeitsnacht, vor den glitschigen, feuchten Fischen.

Die Kinder- und Hausmärchen haben sowieso eine besondere Gabe, Ambivalenzen zu beschreiben, Verwandlungen zu betreiben, vom Aschenputtel zur Königin, vom Frosch zum verwunschenen Prinzen. Auch in dem Märchen vom Froschkönig spielt Ekel und die Metamorphose in Lust eine spezielle Rolle, die Königstochter nutzt die Hilfsbereitschaft eines Frosches aus, um ihre goldene Kugel vom Grund des Brunnens heraufholen zu lassen. Sie verspricht ihm alles, was er will. Von wegen „lieber Frosch“, als der wirklich kommt, um sich die Eßgemeinschaft und die Bettgenossenschaft einzuklagen. „Die Königstochter fing an zu weinen und fürchtete sich vor dem kalten Frosch, den sie nicht anzurühren getraute, und der nun in ihrem schönen reinen Bettlein schlafen sollte.“ Ein Frosch ist keine Innerei, aber er ist nicht nur ein häßlicher, alter „Wasserpatscher“, in ihm drinnen steckt auch ein liebenswürdiger „Königssohn mit schönen und freundlichen Augen“.

Ob Innereien nicht auch ein Geheimnis verbergen, das von manchen gefürchtet und von anderen begehrt wird, von manchen mit Lust und manchen anderen mit Ekel besetzt wird? Wer die Sozialgeschichte des Innereienverzehrs anschaut, ich tue das Mennell folgend, sieht zunächst eine altertümliche Verbindungslinie zwischen Innereien und Armenkost. In bestimmten sozialen Gabeprinzipien werden die inneren Organe frisch geschlachteter Tiere an Angehörige der Unterschicht geschenkt. Das mag seinen Grund in der mangelnden Konservierungsmöglichkeit der Innereien, im Gegensatz zum Muskelfleisch, haben.[25] Dieser Almosencharakter legt jedenfalls die soziale Geringschätzung fest. Sie drückt sich auch in einer Analyse der Kochbücher des 17. und 18. Jahrhunderts aus, die zwar gelegentliche Innereienrezepte aufführen, insgesamt jedoch von Zurückhaltung geprägt sind. Die Bewegung ist nicht einheitlich, es gibt Unterschiede zwischen der Entwicklung in Frankreich und England. In Frankreich war der Einsatz von Innereien für die Herstellung der tausenderlei Ragouts und Pasteten eher gebo-

25 Mennell (wie Anm. 2), 394.

ten – obwohl derartige Rationalisierungen zumeist am wesentlichen vorbeigehen, das freilich nicht in der bloßen Irrationalität solcher Prozesse liegt, sondern in ihrer durchgängigen Ambivalenz, die zwischen Ablehnung und Hochschätzung schwankt.

Ambivalenzen

In einem französischen Kochbuch von 1739 wird auf folgende Einsatzfelder für Innereien hingewiesen: „Die Därme wurden vom Metzger für die Wurstherstellung verwendet, von den Kutteln fand nur das gras double, die fettesten Teile des Rindermagens, Eingang in die Küche: Hirn wurde in einer Zitronenmarinade gereicht. Augen wurden geschmort und mit Essigsauce serviert."[26] Im 19. Jahrhundert werden die Erinnerungszeichen, die an ein Tier gemahnen, immer mehr verdeckt und verheimlicht. Die zunehmende Fähigkeit des Menschen, sich mit Tieren zu identifizieren, kann auch die zunehmende Abneigung gegen den offenkundigen und bewußten Verzehr von Hirn, Augen und Hoden erklären helfen; ausgerechnet diese Trias, deren Einverleibung in vielen Kulturen Zugewinn versprach, wurde tabuisiert. Um 1800 war es noch möglich, über den Kalbskopf zu schreiben: „Viele mögen das Auge; man schneidet es mit der Messerspitze heraus und teilt es in zwei Hälften."[27] Heute ruft schon die Lektüre einer solchen Augensektion massive Abwehr hervor, darunter – und in vorderster Front – auch Ekel. Ambrose Heath schrieb 1939: „Es gibt eine ganze Reihe von Teilen des Tieres, die man gewöhnlich als unpassend für ein korrektes Essen betrachtet und die von Liebhabern meist mit leichten Schuldgefühlen verzehrt werden ... Der Schwanz vom Lamm beispielsweise dient für eine köstliche, wenn auch etwas streng schmeckende Pastete, und man bereitet ein herrliches Ragout aus anderen Teilen dieses kleinen Tiers, deren genauere Beschaffenheit besser verborgen bleibt. Aber das sind die Freuden des Landlebens, die den meisten Städtern vorenthalten werden."[28] Nicht einmal mehr die anatomische Herkunft wird verraten, so sehr sind bestimmte Zonen der Körper von Peinlichkeiten umzingelt und zugedeckt. Die alte magische Hoffnung, daß man sich die Potenz der zum Verzehr zubereiteten Tiere einverleiben könnte, ist dem Zivilisationsprozeß zum Opfer gefallen.

26 Ebd.
27 Ebd.
28 Zit. Nach Mennell (wie Anm. 2), 395.

Nachtisch

So stellt sich auch hier die Frage, die ich schon einmal aufgeworfen habe: Wo bleibt im Zuge des allgemeinen Verständigungsprozesses das Unanständige?[29] Wohin wird es entsorgt, wo wird es aufbewahrt, interniert oder versteckt? Anders gefragt: Wo bleibt die Lust auf Innereien, die sich nicht direkt äußern darf? Wo bleibt das im Ekel Verdrängte, welche geheime Chemie wirkt hinter den öffentlich sichtbaren Reagenzgläschen, und zu welchen Säften mischt sie ihre Erinnerungstinkturen und ihren Vergeßlichkeitstran?

Mir fallen drei Mechanismen ein, die das Verdrängte präsentieren – ohne den Verdrängungsmechanismus selbst in Frage zu stellen.

a) Projektion: Jürgen Ehrmann, der eine Sammlung von Geschichten vorgelegt hat, *Was auf den Tisch kommt, wird gegessen*[30], berichtet von einer Erzählung des Tübinger Weltkriegsteilnehmers Christian Graf, der einen eigenen Hungeranfall auf einen nicht geachteten Kameraden projizierte. Dieser Pole „mit dem guten deutschen Namen Krebs" brach gleich zwei Tabus, indem er sich in einer Nacht im Lager von einem Pferdekadaver ein großes Stück absäbelte.[31] Der Verzehr von Kadaver und Pferd, das war ein glatter Zivilisationsbruch, der fast von einem Deutschen, oder besser von einem Fast-Deutschen, verübt worden war. Not kennt kein Gebot und überwindet den Ekel bei unzivilisierten Völkern; also Ekel begegnet uns auch hier wieder in der Gestalt des Zivilisationswarts, der sich trotz schwerster Verführung an die Ekelregeln hält. Ekel ist also eine Grundlage für Kultur, ohne Ekel keine Schranken, keine Regeln, keine Tabus.

b) Manipulierte Regelverletzung: In Nagold hatten wir einen Mitschüler, der aus Ebhausen stammte und dessen Vater der Vorsitzende der Vegetarier-Union von Deutschland war. Bodo, unser Klassenkamerad, war gleichfalls gehalten, vegetarisch zu leben. Im Juni durften wir im Garten eines anderen Freunds Beeren pflücken, auch für den Selbstverzehr. Der Hauptspaß war es nun, Bodo mit Himbeeren zu ködern, in denen ein kleines Würmchen hauste, und, wenn die Überlistung gelang, vor Vergnügen zu kreischen, weil er die Regeln verletzt hatte, die uns in der eher fleischarmen Nachkriegszeit sowieso ziemlich daneben erschienen. Das gleiche wurde mir bei meinen Untersuchungen in südwestdeutschen Dörfern mit ehemals jüdischen Gemeinden ab und zu berichtet, daß man versucht habe, Juden zum Genuß von Schweinefleisch zu verführen, was manchmal gar nicht schwergefallen sei. Vermutlich haben die Juden und auch Bodo die Absicht durchschaut

29 Utz Jeggle: Zur Dialektik von Anständig und Unanständig im Zivilisationsprozeß. In: *Österreichische Zeitschrift für Volkskunde* 1992, 293-304.

30 Jürgen Ehrmann (Hrsg.): Was auf den Tisch kommt, wird gegessen, Wien 1995.

31 Ebd., 47.

und so, offiziell durch die List geschützt, ihre Ambivalenz endlich einmal ausleben dürfen. Dazu paßten Geschichten von der Art, daß jüdische „Kerle" im Nebenzimmer des christlichen Gasthofs sich einen „anständigen" Schinken servieren ließen mit einem Bier und einer Zigarre, ganz im Sinn der Schweinsleberwurst als Entreebillet in die bäuerliche Gesellschaft.

c) *Geheime Ekellust:* Raulff zitiert Leopold Bloom als Routinier im flexiblen Umgang mit dem Ekel, der schon ein morgendliches urinduftiges Nierchen eingeworfen hat: Roh und in unseren Nasen stinkend, in unseren Phantasien höchst eklig.[32] Aber Hand aufs Herz, hat nicht jeder so ein Gäßchen, das ihn insgeheim auf die schiefe Bahn der Ekelprovokation führt und Lust daraus schöpft, beispielsweise den eigenen Kot beschnuppern, faulige Äpfel in der Schublade horten, in der Nase pulen und den Popel... Man merkt schon, daß man allein in der Aufzählung solcher individueller Sündenfälle ins kollektive Tabudickicht eindringt. Verstecken wir uns besser hinter mutigeren Autoren wie dem Maler Rudolf Schlichter, der eine einzigartige Biographie geschrieben hat; ihr erster Band führt in eine ekeldurchdrungene anale Welt, in der Ausscheidungen und der Umgang mit ihnen eine lebenserfüllende Rolle spielen.[33]

Aber die Exkremente und ihre Verdrießlichkeiten stehen am Ende des Einverleibungsprozesses; wir hatten dessen Anfangsschwierigkeiten im Visier. Zugleich fällt auf, daß wir uns seit einiger Zeit am Rande von kleinen Alltagsperversionen bewegen, die vom Leben bereitgestellt werden, um dem Zwang der Elias'schen Gesetze wenigstens für Stunden zu entkommen.

Der Ekel vor der Speise sitzt tief. Er ist uns als dunkler, schwer benennbarer, aber überdeutlich erspürbarer Affekt begegnet. Er wird durch Gewalt befördert, und die Spuren von Gewalt bleiben ihm verhaftet. Zugleich bietet er Schutz, er fordert Tabus und unterstützt Regeln. Er ist ein Apologet der ewigen Balance in der Affenschaukel der Ambivalenz.

Er lehrt im Alltag, daß der Zivilisationsprozeß mehrere, zumindest zwei Seiten hat; daß wir nicht alles haben können, was sich vor uns auftut, und daß die Gesetze nicht so starr sind, wie sie beanspruchen zu sein. So ist Ekel weniger ein Zeichen der Natürlichkeit des Menschen als vielmehr eine Verbindungslinie zwischen Körper und Kultur. Ein Wegweiser, der trotz aller Zweideutigkeit einen schmalen Weg in Richtung Zivilisierung vorschlägt. Leibhaftig.

32 Raulff (wie Anm. 22), 245 ff.
33 Rudolf Schlichter: Das widerspenstige Fleisch, Berlin 1991.

Essen

Magst du Kutteln?
Über Ekel und Genuss beim Essen

Veronika Tschuggmall

Frisch geschlachtete Schweine und ein ausgeweideter Stier. Menschen in weißen Kitteln gießen Blut über Kadaver, schütten Innereien in leere Bauchhöhlen und kneten voller Ekstase darin herum. Nackte Jünglinge und Mädchen werden auf Holzkreuze gebunden und nahe den Kadavern postiert. Einem nackten Mann wird Blut in die Mundhöhle gegossen, das ungeschluckt über den Körper auf den Boden rinnt. In der Luft liegt eine schwülstige Mischung aus Körpersäften und Exkrementen. Orchester und Chor, Fanfarenbläser und Schlagzeuger begleiten die Aktionen mit imposanter Musik.[1]

Seit mehr als 40 Jahren führt der österreichische Aktionskünstler Hermann Nitsch sein *Orgien Mysterien Theater* auf – eine Mischung aus Theater, Konzert, Schlachtfest, Malaktion und Selbsterfahrungsseminar. Der Künstler hofft, in seinen Aktionen einen Widerhall der kosmischen Ordnung zu finden. In dem sowohl von christlicher wie auch mythologischer Ikonografie geprägten Gesamtkunstwerk stellt Nitsch ambivalente Konzepte und Eindrücke einander gegenüber. Dem Tod das Leben, dem Schönen das Hässliche, dem Ekel den Genuss. Die hier beschriebene Aufführung im November 2005 war bereits die 122. Aktion des Künstlers. Während die früheren Aktionen in beschaulicher Umgebung von Schloss Prinzendorf im Weinviertel zelebriert wurden, fand dieses Orgientheater im Wiener Burgtheater statt. Zum Bedauern einiger passionierter Zuschauer wurden die Schweine hier nicht während der Aufführung geschlachtet. Dafür konnte sich das Publikum jederzeit an Schweinebraten und Eigenbauweinen des Künstlers gütlich tun – frei nach dem Motto: *Wenn der Ekel erst überwunden ist, steht dem Genuss nichts mehr im Wege.*

Die heftigen Reaktionen auf die Sinnesattacken der Mitwirkenden und des Publikums werden vom Kunsthistoriker Otmar Rychlik als eine Mischung aus Ekel und Faszination beschrieben.[2] Will man sich diesen grundsätzlichen Gefühlslagen annähern, so führt kein Weg an einer genaueren Betrachtung der gesamten Palette

1 Vgl. Dusini, Matthias: Mehr Reih als Glied. In: Falter 46/05, 16.11.2005, 70-71.
2 Zit. n. Dusini, (wie Anm. 1), 70.

von Abwehrreaktionen vorbei – von Abneigung und Widerwillen über Peinlichkeit und Tabu bis zu Abscheu und Ekel. Quasi als Gegenpol des Entsetzens stehen am anderen Ende eines weiten Bogens an Empfindlichkeiten fanatische Begeisterung und Hochgenuss. Dass sich diese scheinbar ambivalenten Empfindungen nicht ausschließen, sondern zumindest in der Kochkunst sogar gegenseitig bedingen, lässt sich besonders an jenen Nahrungsmitteln verfolgen, die emotional stark besetzt sind – den tierischen Innereien.[3]

Innereien – welche Organe zählen dazu?

Essbare tierische Organe wurden früher mit der Bezeichnung *Eingeweide* zusammengefasst, die sich vom althochdeutschen *weida* = Speise ableitete. Der Sammelbegriff wurde selten verwendet, meist gab ein besonders auffälliges Organ den Namen für eine ganze Gruppe. Zu dieser Gruppe gehören Ausdrücke wie Kutteln (Magen, Kuttelfleck) und die vom Schlachter zusammenhängend gelösten Teile Leber, Lunge, Herz und Zunge, die als Geschlinge (obdt. gelünge, geschlinke = Lunge, niederdt. Hanslag = Herz) bezeichnet wurden. Das bekannteste dieser tierischen Organe ist die Leber. Die Wildleber zählt zu den besonderen Delikatessen, sie blieb jedoch meist dem Jäger vorbehalten. In der Antike wurden der Leber wegen ihrer zentralen Lage, der ungewöhnlichen Größe und ihrer Essbarkeit besondere Kräfte zugeschrieben.[4]

Als Innereien werden in der Küchensprache alle essbaren Organe von Schlachttieren bezeichnet. Dieser Sammelbegriff schließt nicht nur die inneren Organe wie Leber, Niere, Lunge, Magen, Herz, Bries, Zunge und Hirn, sondern auch

3 Diese Themen werden ausführlich in meiner Diplomarbeit über den Wertewandel von Innereien in der Österreichischen Küche behandelt: Tschuggmall, Veronika: Lust auf Leber, Nieren und Co.? Innereien in Österreich aus nahrungsethnologischer Perspektive. Diplomarbeit, Innsbruck 2011.

4 Die Unkenntnis der Funktion des Organs ließ in ihr dämonisches Leben und den Sitz der Seele vermuten. Wie schon im Altertum galt noch in der mittelalterlichen Medizin die Leber als Sitz der Lebenssäfte und damit auch der Temperamente. Besondere seelische Eigenschaften wie Zorn, Liebe und Wollust wurden diesem Organ zugeordnet. Auf die Bedeutung der Leber in antiken Sagen und mittelalterlichen Märchen, in Opferkult, Schadens- und Liebeszauber verweist das Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens. Vgl. Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens, Band 5, 976-985. Mit der Aufklärung verschwanden zwar heilbringende Zuschreibungen des Leberverzehrs aus dem Bewusstsein der Menschen, zahlreiche Sprichwörter und Redensarten, vor allem in Bezug auf den Sitz des Gefühlslebens, haben sich aber bis heute erhalten. Einige Beispiele für Lebersprüche zitiert nach dem Lexikon der sprichwörtlichen Redensarten (Röhrich, Lutz: Lexikon der sprichwörtlichen Redensarten. Bd. 2. Freiburg 2003): *Frei von der Leber weg reden* (seinem Ärger Luft machen), *jemandem ist eine Laus über die Leber gelaufen* (verdrießlich oder zornig sein), *einem auf die Leber reden* (Synonym für Gewissen), *beleidigt sein wie eine Leberwurst.*

Kopf, Schwanz und Geschlechtsteile wie Hoden und Euter mit ein. Im übertragenen Sinne zählen auch Knochenmark und Blut dazu. Die Bezeichnung *Innereien* ist relativ jung. In Kochbüchern vom Beginn des 20. Jahrhunderts scheint dieser Begriff noch nicht auf. Sogar im Bayerischen Kochbuch aus dem Jahr 1973 wird noch von *Eingeweidegerichten* gesprochen. Allerdings findet man hier schon die Zusatzbemerkung *Häufig verwendete Eingeweide oder Innereien*.[5]

Offal – der englische Begriff für Innereien ist etymologisch mit dem deutschen Wort *Abfall* verwandt. Die englische Bezeichnung ist umfassender als die deutsche, da nicht nur die innen liegenden Organe dazu gezählt werden, sondern alle Teile eines Schlachttieres, die bei der Vorbereitung für den Verkauf vom Rumpf abgetrennt werden. Demnach werden auch Kopf, Schwanz und Füße zu den Innereien gezählt. Neben der Bezeichnung für Teile eines geschlachteten oder toten Tieres, die sich nicht zum Verzehr eignen, wird *offal* im englischen Sprachraum aber auch für faules Fleisch und Aas verwendet. Diese Verwendung zeigt, dass allein schon der Begriff in Verbindung mit Nahrungsmitteln Gefühle der Abstoßung weckt. Dementsprechend zeigen die mit dem Begriff Innereien verbundenen Assoziationen ein starkes Gefälle der Ablehnung von Mitteleuropa in Richtung der angelsächsischen Länder.[6] Mennell schlägt vor, die Einstellung zu Innereien mithilfe der in der Sozialpsychologie verwendeten Guttman-Skala[7] aufzuzeigen. Amerikaner nehmen demnach in der Skala der Ablehnung die höchste Stufe ein, während Engländer in der Mitte rangieren und die Franzosen dafür bekannt sind, eine sehr niedrige Stufe der Abneigung gegenüber Innereien oder Kleintieren wie Schnecken und Fröschen einzunehmen.[8]

Ekel – Abneigung – Vermeidung

Abneigungen beim Essen zeigen sich in verschiedenen Ausprägungen – vom temporären Unlustgefühl auf bestimmte Speisen über ausgeprägten Widerwillen bis hin zum Ekel. Abneigungen gegen bestimmte Speisen liegen häufig schon in der Kindheit begründet. Bei Untersuchungen über die Vermeidung bestimmter Nahrungsmittel schenkt Stephen Mennell der erlernten Unlust beim Essen am

5 Vgl. Hofmann, Maria u. Lydtin, Helmut: Bayerisches Kochbuch, 42. Auflage, München 1973, 162.

6 Vgl. Mennell, Stephen: Die Kultivierung des Appetits. Die Geschichte des Essens vom Mittelalter bis heute. Frankfurt a.M. 1988, 463.

7 Dieser Skalentypus wird zur Messung der Intensität sozialer Einstellungen angewandt. Er ist nach dem US-amerikanischen Sozialpsychologen L.A. Guttman benannt. Online unter: http://www.spektrum.de/lexikon/psychologie/guttman-skala/6186 (Stand: 6.10.2015).

8 Vgl. Mennell (wie Anm. 6), 392-393.

Beispiel der Kinderkost besondere Aufmerksamkeit. Er zeigt auf, wie Essen als Erziehungsmaßnahme eingesetzt, die mitunter lebenslange Abneigung vermeintlich ungenießbarer Nahrungsmittel und eine dadurch eingeschränkte Genussfähigkeit zur Folge haben kann: „Im schlimmsten Fall betrachtete man den auf ein Kind ausgeübten Zwang, etwas zu essen, vor dem ihm ekelte, nicht nur als notwendig, sondern auch als geeignetes Mittel, um den Trotz des Kindes zu brechen."[9] Unüberwindliche Abneigung oder Widerwille entsteht hier aus dem Akt der Unterwerfung und baut gleichzeitig eine Barriere gegenüber vermeintlich Ungenießbarem auf.

Ekel wird allgemein als einer der körperlichsten Affekte bezeichnet, da sich extreme Formen der Ablehnung in starken physischen Reaktionen wie Übelkeit, Brechreiz bis hin zu Ohnmachtsanfällen äußern können. Trotz zahlreicher Theorien lässt sich das Phänomen des Ekels schwer definieren. In der Anthropologie des 18. Jahrhunderts wurde das Gefühl des Ekels ebenso wie in der Evolutionstheorie und der empirischen Psychologie als elementare Empfindung betrachtet.[10] Der amerikanische Anthropologe Paul Ekman zählt Ekel neben Ärger, Furcht, Freude, Trauer und Überraschung zu den Basisemotionen. Bei seiner Überlegung geht er von der Tatsache aus, dass Primär- oder Grundemotionen das Ergebnis natürlicher Selektion und daher bei den Menschen aller Kulturen zu finden sind.[11] Der amerikanische Psychologe Izard sieht die Emotion Ekel primär als Funktion zum Schutz des Körpers vor toxischen Substanzen. Dabei sei es unerheblich, ob die potenzielle Schädigung auf einer realen oder einer gelernten falschen Vorstellung basiere.[12]

„Der Geruchsinn ist der eigentliche Stammesort des Ekels"[13], stellt der Philosoph Aurel Kolnai 1929 in einer ersten ausführlichen Phänomenologie zur Beschreibung des Ekels fest. Ekelempfindungen werden bei ihm vorwiegend über den Geruchssinn, den Tastsinn und Gesichtssinn (Sehsinn) vermittelt, wobei mit Geruchssinn auch immer der Geschmack verbunden sei. Durch den Geruch sei der obere Verdauungstrakt unmittelbar angesprochen. Dadurch werde der Brechreiz am leichtesten ausgelöst und sogar kleinste Partikelchen der ekelhaften Sub-

9 Ebd., 377.

10 Vgl. Menninghaus, Winfried: Ekel. Theorie und Geschichte einer starken Empfindung. Frankfurt a.M. 1999, 8.

11 Vgl. Ekman, Paul: Gefühle lesen. Wie Sie Emotionen erkennen und richtig interpretieren. München 2007, 10. In einer Studie überprüfte Ekman 1971 bei den Fore (ein von westlichen Einflüssen vollkommen unberührtes Volk in Neuguinea) die universale Ausdrucksform von Basisemotionen.

12 Vgl. Izard, Caroll E. u.a.: Stability of Emotion Experiences and Their Relations to Traits of Personality. In: Journal of Personality and Social Psychologie 1993, Vol. 64 (5), 847-860.

13 Kolnai, Aurel: Der Ekel. (2. unveränderte Auflage, Tübingen 1974, Orig. 1929), 137.

stanz würden vom Subjekt inkorporiert.[14] Kolnai stellt den Ekel als Abwehrreaktion dar, deren Gegenstandsbereich sich vor allem auf organische Substanzen bezieht. Dabei unterteilt er den Ekel in zwei Typen – den physischen und den moralischen Ekel.[15]

Gibt es eine Verbindung zwischen Ekel und Nahrungstabus?

In allen Kulturen und Gesellschaften wird zwischen bevorzugten, zu meidenden und verbotenen Speisen differenziert und eine Auslese getroffen. Die Auswahlkriterien, die den Menschen bei der Wahl seiner Nahrungsressourcen leiten, sind nicht vollständig durch den Instinkt gesteuert, sondern auch kulturell bedingt. Die Klassifizierung in essbare oder nichtessbare Produkte ist soziokulturell entstanden und wird in unterschiedlichen Kulturen von einer Vielzahl von Verzehrbeschränkungen kontrolliert. Als Nahrungstabus werden im Allgemeinen jene Phänomene bezeichnet, bei denen genießbare Produkte von bestimmten sozialen Gruppen nicht verzehrt oder als nicht essbar eingestuft werden. Das Wort *Tabu* leitet sich etymologisch vom polynesischen *ta'pu* ab und vereint zwei Bedeutungen in sich: Heilig oder geweiht auf der einen Seite und das Unreine, Gefährliche, Verbotene auf der anderen. Daraus lässt sich erkennen, dass Ehrfurcht und Abscheu darin untrennbar miteinander verknüpft sind. Tabus stellen innere Verbote dar, die keine besondere Begründung brauchen und trotzdem stark wirksam sind. In der Alltagssprache wird das Wort *Tabu* als Synonym für Verbot verwendet, vor allem dann, wenn keine weiteren Erklärungen abgegeben werden sollen.[16]

Um die Vielzahl von Nahrungsverboten in unterschiedlichen Gesellschaften in ein überschaubares System zu bringen, bieten Soziologen, Ethnologen und Anthropologen verschiedene Theorien zur Entstehung und Beibehaltung von Nahrungstabus an. Marvin Harris, der bekannteste Vertreter des rationalistischen Ansatzes, vermutet hinter allen Esstabus materielle Ursachen. Für den amerikanischen Anthropologen sind Nahrungstabus immer rational begründbar und gehen

14 Ebd., 137.

15 Zu den Typen des physisch Ekelhaften zählt Kolnai den Erscheinungskreis der Fäulnis (Verfall eines lebendigen Körpers, Verwesung, Zersetzung, Leichengeruch), Exkremente, Ausscheidungen, Phänomene des Klebens und des Schmutzes, ekelerregende Tiere (Insekten und Kriechtiere), Speisen (Speisereste und verdorbene Speisen), ungewollte Nähe zu einem menschlichen Leib, wucherndes Leben und üppige Fruchtbarkeit, Krankheit und Deformation. Zu den Typen des moralisch Ekelhaften zählen Überdrussekel, übermäßige oder am falschen Ort entfaltete Vitalität, ungeordnete Sexualität, Lüge, Falschheit und moralische Weichheit. Vgl. Kolnai (wie Anm. 13), 140-149.

16 Vgl. Setzwein, Monika: Zur Soziologie des Essens: Tabu. Verbot. Meidung. Opladen 1997, 21-22.

von einer Kosten-Nutzen-Analyse aus. Er ist überzeugt, dass nicht religiöse Tabus, Mythen oder schlichte Gewohnheiten menschliche Ernährungsgewohnheiten entstehen ließen, sondern biologische, ökologische, ökonomische sowie politische Faktoren.[17]

„Die Essbarkeit steht in einem umgekehrten Verhältnis zur Humanität."[18] In diesem Sinne wird eine kategoriale Unterscheidung zwischen den inneren und den äußeren essbaren Teilen eines Tieres getroffen. Mit dem Wort Fleisch für Muskel und Fett sowie Bezeichnungen wie Steak, Braten, Kotelett wird die organische Natur überdeckt und zugleich mit einem Qualitätskriterium belegt. Innereien hingegen werden meist als solche benannt (Herz, Niere, Leber), es sei denn, sie werden durch die Zubereitung in euphemistischer Weise verhüllt (Kalbsmilch zu Bries, weiße Nieren für Hoden). Mit der Art und Weise, wie die inneren und äußeren Teile von Tieren mit den jeweils entsprechenden Teilen des menschlichen Körpers in Verbindung gebracht werden oder eine Unterscheidung erfahren, werden diese beiden Kategorien als mehr oder weniger essbar für Menschen eingestuft. Diese Unterscheidung zwischen dem Innen und dem Außen reproduziert jenen Unterschied, der zwischen essbaren und tabuisierten Arten gemacht wird. Die Nachfrage wird entsprechend dieser symbolischen Ordnung bestimmt. Der gesellschaftliche Wert eines Produktes bestimmt den ökonomischen. Daher wird Rinderzunge weniger hoch eingestuft als Rindersteak, obwohl vom ernährungsphysiologischen Aspekt kein Unterschied besteht. Rein quantitativ ist in einem Rind von der Zunge wesentlich weniger vorhanden als vom Steakfleisch, trotzdem ist Zunge preislich wesentlich günstiger als Muskelfleisch.[19]

Von einer grundlegenden Ordnung gesellschaftlicher Prozesse und Strukturen, die sich in Esstabus widerspiegelt, gehen Mary Douglas und Claude Lévi-Strauss, die Vertreter einer strukturalistischen Erklärung aus. Denn jede Kultur trenne ihre Nahrung in rein und unrein, in essbar und nicht essbar. In ihrer Zuordnung spiegle sich die göttliche Weltordnung wider. Vertreter des soziokulturellen oder funktionalistischen Ansatzes gehen davon aus, dass Tabus in erster Linie zur Stärkung der Gruppenidentität und Abgrenzung von anderen Gruppen dienen. Demnach sind Motive für Essverbote nicht im Bereich der Ernährung, sondern vielmehr in gesellschaftlichen Erfordernissen und Zwängen zur Aufrechterhaltung einer sozialen Ordnung zu finden.[20] Vertreter eines evolutionspsychologischen Erklärungsmodells sehen die Ursachen von Nahrungstabus in Emotionen, wie etwa

17 Vgl. Harris, Marvin: Wohlgeschmack und Widerwillen. Die Rätsel der Nahrungstabus. Stuttgart 1995, 9-12.

18 Sahlins, Marshall: Kultur und praktische Vernunft. Frankfurt a.M. 1981, 248.

19 Ebd., 248-249.

20 Vgl. Barlösius, Eva: Soziologie des Essens. Eine sozial- und kulturwissenschaftliche Einführung in die Ernährungsforschung. Weinheim u. München 1999, 101.

der Ausbildung des Ekels. Durch diese im Laufe der Evolution im Gehirn verankerte Abneigung – verbunden mit begleitenden Reaktionen wie Übelkeit und Erbrechen – schütze sich der Mensch vor falscher Nahrung. Nach den Hauptvertretern dieser Denkrichtung, Daniel Fessler und Carlos Navarette, bietet vor allem Fleisch eine geeignete Projektionsfläche für symbolische Zuschreibungen und somit für verstärkte Tabuisierung.[21]

Nach der Soziologin Eva Barlösius vermag keiner dieser Ansätze Tabus ausreichend zu erklären. Welche Erklärung zutreffe, müsse von Fall zu Fall, von Nahrungsmittel zu Nahrungsmittel empirisch überprüft werden. Es genüge nicht, nach den ursprünglichen Motiven von Nahrungstabus zu fragen, da manche davon im Laufe der Zeit ihre Gültigkeit verloren haben. Da einige Essverbote trotzdem außerordentlich stabil seien, lege dies die Vermutung nahe, dass Tabus funktionalisiert und zu sozialen Zwecken eingesetzt werden könnten.[22]

Unter Nahrungstabus versteht man die habitualisierte Vermeidung eines prinzipiell essbaren Produktes. Solche Tabus sind innere Verbote, die emotional hoch besetzt und dadurch stark wirksam sind. Auch Ekelgefühle bei der Ernährung hängen meist nicht von rationalen oder hygienischen Gründen ab, sondern sind durch gesellschaftliche Festschreibungen und soziale Definitionen bestimmt. Beiden gemeinsam ist ihre unerklärliche Resistenz gegenüber rationalen Begründungen. Tabu und Ekel haben nicht nur Gemeinsamkeiten, sie bedingen sich auch gegenseitig. Überschreitungen von Nahrungstabus – seien sie religiös oder moralisch begründet – können massive Ekelempfindungen auslösen. Und ohne Ekel, so Utz Jeggle, gäbe es keine Schranken, keine Regeln und auch keine Tabus.[23]

Der Anblick toter Tiere wird zunehmend peinlich

Aus kulturhistorischer Perspektive zeigt sich, folgt man Norbert Elias' Argumentation in seinen Studien über den Prozess der Zivilisation, ein ansteigendes Ekelempfinden ab dem 17. Jahrhundert im Zusammenhang mit der Entwicklung von Scham- und Peinlichkeitsgefühlen.[24] Interessant ist vor allem das Vorrücken der

21 Vgl. Fessler, Daniel M.T. u. Navarette, Carlos David: Meat is Good to Taboo. Dietary Proscriptions as a Product of the Interaction of Psychological Mechanisms and Social Processes. In: Journal of Cognition and Culture 3.1, 2003 (1), 25.

22 Barlösius (wie Anm. 20), 104.

23 Vgl. Jeggle, Runterschlucken (2015), 39.

24 Elias, Norbert: Über den Prozeß der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen. Erster Band. Wandlungen des Verhaltens in den weltlichen Oberschichten des Abendlandes (18. Auflage), Frankfurt a.M. 1939. Diese Theorie über einen sozialen Wandel in der Gesellschaft existierte bereits vier Jahrzehnte, als sie von Hans-Peter Duerr scharf kritisiert wurde.

Peinlichkeitsschwelle beim Essen von Fleisch und beim Umgang mit toten Tieren, die im Laufe der Zeit immer mehr aus dem Gesichtsfeld der Menschen verbannt wurden. Elias thematisiert den kulturellen Wandel von Ekelempfindungen im Umgang mit Fleisch und tierischer Nahrung: Gehörte die Präsentation des erlegten Tieres und das Zerlegen des Fleisches einst zu den Privilegien der Oberschicht, so wird dieser Vorgang im Laufe der Zeit immer mehr aus dem Blickfeld der Menschen verbannt. „Das Zerlegen selbst verschwindet nicht, da ja das Tier zerlegt werden muss, wenn man es isst. Aber das peinlich Gewordene wird hinter die Kulissen des gesellschaftlichen Lebens verlegt."[25] Der Anblick eines getöteten Tieres wird zunehmend nicht mehr als lustvoll, sondern als peinlich empfunden. In demselben Maße beginnt der Anblick eines Fleischgerichtes Abscheu zu erregen. Aussehen und Geschmack des Fleisches werden daher so verändert, dass seine tierische Herkunft möglichst verschleiert wird.[26] Das Fleisch in der Vitrine des Kaufhauses oder auf dem Teller sollte möglichst wenig auf das Tier oder gar den zwangsläufig vorausgehenden Tötungsvorgang hinweisen. Vor allem Innereien, die schon aufgrund namentlicher und funktioneller Ähnlichkeiten an menschliche Organe erinnern, wurden immer mehr verschmäht. Heute reagieren Menschen bereits empfindlich, wenn am bratfertigen Industriehendl noch irgendetwas dunkel Geronnenes haftet oder wenn in der Verpackungsfolie des Schnitzelfleisches rote Kondenströpfchen hängen bleiben. Undenkbar ist eine Gepflogenheit des späten 19. Jahrhunderts, wonach Blut als Mittel gegen Schwindsucht getrunken wurde. Auch Angehörige höherer Schichten suchten mitunter Schlachthöfe auf, um sich mit frisch gezapftem Rinderblut zu stärken (Abb. 1).

Außer dem wachsenden Peinlichkeitsempfinden beim Anblick des Fleisches toter Tiere im Laufe des Zivilisationsprozesses können für das Grausen vor Innereien noch weitere Gründe benannt werden. Eine Geringschätzung von tierischen Organen durch die assoziative Verbindung mit Armenkost reicht weit zurück. Aufgrund fehlender Konservierungsmöglichkeiten wurden Innereien frisch geschlachteter Tiere meist an bedürftige Menschen verschenkt.[27] Nach dem

In fünf Bänden versuchte Duerr den Beweis zu erbringen, dass der Zivilisationsprozess aus der Perspektive Elias' nur ein Mythos sei. In der Folge entbrannte ein heftiger Streit – bekannt als die *Elias-Duerr-Debatte*. Duerr kritisiert Elias vor allem in jenen Bereichen, in denen es um Scham, Nacktheit in Verbindung mit der sexuellen Bedeutung des Körpers geht. Bei Duerr konnten keine konkreten Hinweise auf einen kulturellen Wandel in Verbindung mit Essen und Trinken gefunden werden. Vgl. Duerr, Hans-Peter: Der Mythos vom Zivilisationsprozeß. Nacktheit und Scham (Band 1), Frankfurt a.M 1988. Intimität (Band 2), Frankfurt a.M. 1990. Obszönität und Gewalt (Band 3), Frankfurt a.M. 1995. Der erotische Leib (Band 4) Frankfurt a.M. 1997. Die Tatsachen des Lebens (Band 5), Frankfurt a.M. 2002.

25 Elias (wie Anm. 24), Bd. 1, 163.

26 Vgl. ebd., 157-163, hier bes. 163.

27 Vgl. Mennell (wie Anm. 6), 394.



Abb. 1: Pariser Schlachthof 1890 – Tierblut gegen Schwindsucht

Zweiten Weltkrieg verstärkten sich die negativen Konnotationen noch zusätzlich, da den Hungernden in den größten Zeiten der Not oft nur Ersatznahrungsmittel, minderwertiges Fleisch und Innereien überhaupt zur Verfügung standen. Diese Lebensmittel waren noch lange nach Überwindung der schwierigen Zeiten mit Abscheu und Ekel besetzt, wobei sich die Abneigung nicht auf die Qualität der Speisen, sondern vielmehr auf die ihnen anhaftenden negativen Assoziationen bezog. Ekel vor bestimmten Speisen lässt sich zwar im Laufe der Zeit überwinden, die Erinnerung an eine ekelhafte Situation hinterlasse jedoch im Gedächtnis eine nicht oder nur schwer auslöschbare Gravur.[28]

Neben den bereits angeführten Konnotationen trägt ab der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts auch ein verändertes Konsumverhalten der Menschen zu dieser Entwicklung bei. Moderne Ernährungstrends wie Biowelle, Vegetarismus, Veganismus, sowie das verstärkt einsetzende Gesundheitsbewusstsein der Bevölkerung in den 1980er-Jahren verdrängen Innereien zusätzlich vom Speiseplan. Diskussionen um Cholesterin- und Harnsäurewerte, die Meldungen von Belastungen durch Schwermetalle und die Auswirkungen von Nahrungsmittel- und Fleischskandalen verändern die Einstellung der Menschen gegenüber tierischen Produkten. Bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts werden Innereien aufgrund des hohen Eiweiß-, Vitamin- und Mineralstoffgehalts als Nahrung für Rekonvaleszente[29] empfohlen, einige Jahrzehnte später jedoch als gesundheitsgefährdend ve-

28 Vgl. Jeggle (wie Anm. 23), 36. Mit den biografischen Dimensionen des Geschmacks befasste sich auch Andreas Hartmann. Er startete 1993 einen Schreibaufruf zu kulinarischen Erinnerungen und fasste diese in einem Buch (Zungenglück und Gaumenqualen. Geschmackserinnerungen. München 1994) zusammen. Aus den biografischen Berichten erhält Hartmann eine Vielzahl von Informationen über die symbolische Bedeutung des Geschmeckten, die Konstruktion von Gedächtnisbildern, die subjektive Bedeutung einzelner Speisen und Mahlzeitsituationen und über die Verbindung von individuellen Geschmackserinnerungen und kollektivem Gedächtnis. Die Verschmelzung der einzelnen Sphären stellt Hartmann in einem schematischen Model, dem *kulinarischen Zirkel*, anschaulich dar.

29 So z.B. Hirnsuppe als Krankenkost. Vgl. Heinrich, Elisabeth: Das Kochbuch der Bäuerin, Salzburg 1956, 325.

hement abgelehnt. Aufgrund ihrer Funktion als Entgiftungsorgane werden Leber und Niere immer wieder mit Belastungen durch Schwermetalle wie Cadmium, Kupfer, Blei und Quecksilber in Verbindung gebracht. Durch die Diskussion um die Rinderseuche BSE (Bovine spongiforme Enzephalopathie, bekannt als Rinderwahnsinn) geraten Teile des Kopfes (Hirn, Zunge) sowie das Rückenmark von Rindern und Schafen komplett in Verruf und dürfen eine Zeit lang nicht verkauft werden. Obwohl diese Produkte inzwischen streng kontrolliert werden und wieder zum Verzehr freigegeben sind, ändert sich das schlechte Image dieser Nahrungsmittel nicht. Auch laufende Meldungen über einen sinkenden Schwermetallgehalt in Schlachtkörpern ändern nichts an der ablehnenden Haltung des Großteils der Bevölkerung Innereien gegenüber.[30] Das von den Medien vermittelte Wissen um Belastungen führt dazu, dass diese beim Verzehr der Innereien zwar nicht wirklich geschmeckt, am eigenen Leib aber trotzdem verspürt werden.[31] Zur Jahrtausendwende haben die meisten Innereien im Bewusstsein des Großteils der Bevölkerung den Status eines Abfallproduktes erreicht, das höchstens noch für Tiernahrung verwendet werden kann.[32]

Vom verpönten Lebensmittel zur Delikatesse

Während der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts sind viele Innereiengerichte aus dem Bewusstsein der Bevölkerung und von den Speisekarten der Restaurants verschwunden. Dennoch gibt es einen kleinen Kreis von Personen, der Gefallen an diesen Gerichten findet. Zu erwähnen sind die Angehörigen einer Generation, deren kulinarische Erinnerungen positiv mit Innereiengerichten ihrer Kindheit verknüpft sind. Diese Personen nutzen auch in darauf folgenden, innereienschwachen Jahrzehnten immer wieder das Angebot einzelner Wirtshäuser (mehr in Wien und den östlichen Bundesländern als im Westen Österreichs), um sich an Beuschel oder gebackener Leber zu ergötzen. In den Privathaushalten dagegen werden Gerichte wie Beuschel oder Kutteln immer seltener gekocht. Findige Unternehmer der Fleischerbranche erkennen diese Marktlücke und bieten für Nost-

30 Verbrauchertipps Gesundheitsministerium. Online unter: http://www.bmu.de/gesundheit_und_umwelt/lebensmittelsicherheit/verbrauchertipp/doc/2423.php (Stand: 23.3.2015).

31 Vgl. Köstlin, Konrad: Modern essen. Alltag, Abenteuer, Bekenntnis. Vom Abenteuer, entscheiden zu müssen. In: Mohrmann, Ruth-E. (Hg.): Essen und Trinken in der Moderne. Münster u.a. 2006, 9-21, 10.

32 Ausgenommen von dieser Entwicklung war und ist natürlich die Gänseleber, die in der gehobenen Gastronomie stets als eines der delikatesten Nahrungsmittel präsentiert wurde. Auch die Leber von Kalb und Schwein fand in Form von Knödeln oder gerösteter Leber immer ihre Liebhaber.

algiker und Innereienliebhaber Convenienceprodukte[33] an: „Mein Mann isst das so gerne, er kennt das noch von früher", zitiert ein Innsbrucker Metzger seine Kundin, die für ihren Gatten eine Portion Kuttelsuppe kauft, doch selbst etwas anderes verzehrt. Eine weitere Gruppe besteht aus jenen Feinschmeckern, die weder Aufwand noch Umweg scheuen, um zu neuartigen Geschmackserlebnissen zu gelangen. Solche „freaks" werden gerne mit Leopold Bloom, dem Protagonisten aus James Joyces' *Ulysses* verglichen, der sich schon am Morgen an urinduftenden Nierchen delektiert.[34] Diese Runde von Feinschmeckern zeichnet sich vor allem dadurch aus, im Stillen zu genießen und weder Bühne noch Publikum für ihre kulinarischen Vorlieben zu benötigen.

Ab der Jahrtausendwende verdichten sich erste Anzeichen einer Rehabilitierung der verschmähten inneren Organe von Tieren. Als Erklärung kann vorab schon festgehalten werden, dass eine wieder ansteigende Akzeptanz von Innereien in bestimmten Milieus erst durch das Zusammenwirken verschiedener Faktoren und unter tatkräftiger Beteiligung der Medien möglich war. Zentral für den Wandel steht die Aussage von Christoph Wagner, dem obersten Gourmetwächter der Nation:

> „Sie ist noch ein recht zartes Pflänzchen, doch sie keimt. Gemeint ist die ‚Innereienwelle', die nicht nur von Altvater Siebeck, sondern auch von anderen leidenschaftlichen Feinschmeckern geradezu sehnsüchtig herbeigeschrieben wird, in der Hoffnung, sie möge sich auch wirklich ereignen."[35]

Presse und Medien berichteten begeistert über unkonventionelle Köche, pittoreske Lokale und einer Renaissance der Innereienküche. Bereits in den ersten Jahren des neuen Jahrtausends machte ein junger Koch im Burgenland mit ausgefallenen kulinarischen Angeboten wie einem „Menü aus dem Inneren des Tieres" oder „Hirn-Herz-und-Hoden-Happenings" auf sich aufmerksam. Max Stiegl aus Purbach kann wohl als Pionier des neuen Innereien-Trends bezeichnet werden, der von der gastronomischen Fachpresse bereits sehnsüchtig erwartet wurde. Das Potenzial tierischer Organe wurde erkannt und die neue Nische bald von weiteren Köchen besetzt, die unter der Bezeichnung „Die jungen Wilden" mit avantgardistischen Gastronomiekonzepten in Blickfeld der Öffentlichkeit rückten. Erst

33 Convenienceprodukte sind Fertig- und Halbfertigprodukte, die je nach Grad der Bequemlichkeit nur mehr erwärmt werden müssen. In Tirol werden vorzugsweise Beuschel und Leberknödel, seltener Kuttelsuppe angeboten.

34 James Joyce, zit. n. Raulff, Ulrich: Chemie des Ekels und des Genusses. In: Wulf, Christoph u. Kamper, Dietmar (Hg.): Logik und Leidenschaft. Erträge historischer Anthropologie. Berlin 2002, 164.

35 Wagner, Christoph: An Leib und Leber. In: Vinaria Gourmet, 1/2007, 45.

wenn die Gäste total geschockt sind, werde ihre Neugier geweckt und die Bereitschaft steige, ein ungewöhnliches Gericht zu bestellen, ist Stefan Marquard, ein erklärter Innereienfreund und Gründungsmitglied des Vereins der „Jungen Wilden", überzeugt.[36] Die Meister der Innereienküche entkräften gesundheitliche Bedenken und bringen ihre Vorliebe für tierische Organe mit ökologischen und ethischen Grundsätzen in Verbindung. Neben Werten wie Regionalität, Qualität und Nachhaltigkeit ist plötzlich ein Umdenken bei der Wertschätzung von Tieren erkennbar. Manche Köche distanzieren sich zunehmend davon, nur bestimmte Teile von Tieren zu verkochen, sondern plädieren für die Verwendung aller Körperteile, *from Nose to Tail* bis hin zu den inneren Organen.

Am vehementesten vertritt Max Stiegl im Burgenland diese ganzheitliche Einstellung. Aus Respekt vor der Kreatur – sie entweder ganz oder sonst gar nicht zu verwerten – ermöglichte er wie kein anderer Küchenchef eine Nobilitierung der „unedlen tierischen Körperteile".[37] Mit dem regelmäßig abgehaltenen Sautanz[38] wird in seinem Lokal eine alte burgenländische Tradition belebt. Inmitten der Gäste wird ein frisch geschlachtetes Schwein von Kopf bis Fuß zerlegt und an Ort und Stelle zubereitet und verzehrt. Ob die stetig steigenden Besucherzahlen wirklich nur auf Blutsterz, Gekröse und frisch gebrühte Würste zurückzuführen sind oder die mediale Aufbereitung des Events eine magische Anziehungskraft ausübt, sei dahingestellt. Tatsache ist, dass für den „Experten für innere Werte", wie Stiegl in der kulinarischen Presse gerne bezeichnet wird, ethische Grundsätze wie positive Ökobilanz, nachhaltige Erzeugung und ganzheitliche Verarbeitung von Tieren höchste Priorität besitzen und er somit Innereien und Schlachtnebenprodukten zu einer Renaissance und sowohl Genießern als auch Köchen zu neuartigen Distinktionsmöglichkeiten verholfen hat.[39]

36 „Cooking is like a punkrock-song." Interview mit Stefan Marquard. Online unter: http://www.dietotenhosen.de/alldieganzenjahre_freunde_marquard.php (Stand: 5.10.2011).

37 Vgl. Mayrhofer, Heidi: Auf Herz & Nieren. Innereien feiern ihre kulinarische Renaissance. In: Falstaff 1/2010, 128-136.

38 Der Sautanz war Schlacht- und Festtag in einem, zu dem Familie, Nachbarn und alle jene geladen wurden, die an diesem arbeitsreichen Tag mithalfen. Das Schlachten der Tiere erfolgte meist im Spätherbst, da niedrige Temperaturen längere Konservierungszeiten erlaubten und die Tiere zudem nicht durch den Winter gefüttert werden mussten. Das Stechen, Putzen, Ausnehmen und Zerkleinern des Schweins, das Schneiden des Specks, Auslassen des Fettes, Bereiten der Würste und Presswürste erforderte schnelles Arbeiten. Vor allem die schwer konservierbaren Teile wie Blut und Innereien mussten möglichst rasch verarbeitet werden. Vgl. Maier-Bruck, Franz: Vom Essen auf dem Lande. Das große Buch der österreichischen Bauernküche und Hausmannskost. Wien 1981, 22. Sautänze werden auch in anderen burgenländischen Gemeinden abgehalten, doch keiner erhält ein annähernd großes Medienecho wie der bei Max Stiegl in Purbach.

39 Vgl. Knappe, Sabine: Experte für innere Werte. In: Der Feinschmecker 11/2010, 80-89.

Innereienkonsum als Distinktion

Eine eigene Gruppe von Innereienkonsumenten sind jene Personen, die durch demonstrativen Konsum der verpönten Teile erlesenen Geschmack beweisen und sich von der Masse der Genießer abheben wollen: „Vielleicht weil sich der ‚gemeine Esser' den Genuss von Innereien aus Ekel und Abscheu versagt, geraten immer mehr Feinschmecker bei geschmortem Rinderherz, gebratenem Bries oder saftigem Kuttelfleck ins Schwärmen."[40] Die Gästeschicht der Neueinsteiger, die sich an Innereien versucht, wird laut Stiegl immer jünger: „Bei diesen Leuten ist es eine Modeerscheinung, weil es cool ist, wenn man etwas anderes isst. Genauso wie es cool ist, dass man nicht raucht momentan, in einer gewissen sozialen Schicht."[41] Aussagen wie diese erhärten die Vermutung, dass Innereien als Distinktionsmerkmal verwendet werden und zur kulinarischen Abgrenzung vom „normalen Esser" äußerst willkommen sind. Gerade weil Innereien in der Gesellschaft einen niederen Stellenwert besitzen und mit einem unerklärbaren Tabu belegt sind, eignen sie sich vorzüglich zur Demonstration eines individuellen Ernährungsstils. Pierre Bourdieu zeigt auf, dass sowohl in der Kunst wie auch in gewöhnlichen Entscheidungen des Alltags nichts nachdrücklicher klassifiziert als jene Objekte und Dinge, die im vollkommenen Umkehrschluss zur allgemeingültigen Meinung stehen.[42] In anderen Worten bedeutet dies: Je mehr sich die Allgemeinheit von Innereien distanziert, umso spezieller wird der Kreis jener Genießer, der das kulinarische Potenzial der verschmähten Teile erkennt und selbstbewusst nach außen transportiert. „Der Geschmack klassifiziert nicht zuletzt den, der die Klassifikationen vornimmt"[43], meint Bourdieu und verweist damit auf die uneingeschränkte Verbindung von Sinnes- und Klassengeschmack. Geschmack eignet sich vorzüglich, um soziale Unterschiede zu begründen und soziale Grenzen zu markieren.

Überwindung des Ekels durch Ästhetisierung und Verfeinerung

An dieser Stelle stellt sich die Frage, ob die zunehmende Ästhetisierung und Verfeinerung des Essens sowohl als Steigerung der Genussfähigkeit wie auch als probates Mittel zur Überwindung des Ekels interpretiert werden kann. Um die prinzipielle Überwindbarkeit von Ekel zu hinterfragen, wird auf eine Definition von Aurel

40 Zitat Max Stiegl im Falstaff (wie Anm. 37), 133.
41 Interview mit Max Stiegl, geführt von Veronika Tschuggmall, Purbach, 3.10.2010.
42 Vgl. Bourdieu, Pierre: Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt a.M. 1982, 25.
43 Ebd., 25.

Kolnai verwiesen. Der Philosoph und Phänomenologe trifft eine grundlegende Unterscheidung zwischen Dingen, die von Natur aus ekelhaft sind, und solchen, die es nur unter ganz bestimmten Umständen werden. Zur ersten Gruppe werden Abfälle, Verfaultes und Exkremente gezählt – alle jene Dinge, die nicht mehr am Mechanismus des Lebens stehen und funktionsfähig und genießbar sind. Zur zweiten Gruppe zählen etwa bestimmte Speisen oder Tiere. Während das Ekelgefühl gegenüber Dingen der ersten Gruppe als natürlich und angemessen verstanden werde, beruhe die Ekeleinstellung gegenüber der zweiten auf einer rein subjektiven Ekelempfindung, die sich meist in einer voreiligen, nicht erklärbaren Verschanzung manifestiere. In diesem Fall wäre eine Revision der Ekeleinstellung jederzeit möglich, legt Kolnai dar.[44] Dass dies trotzdem nicht so leicht gelingt und sich tief verankerter Ekel trotz bestem Willen nicht durch rationale Argumente vertreiben lässt, zeigt das Beispiel einer biografischen Erzählung. Ein Journalist berichtet über unangenehme Kindheitserinnerungen mit Innereien und seine guten Vorsätze zur Überwindung des Ekels, damit auch er endlich zur kulinarischen Avantgarde gehören und ein Hirn mit Genuss verspeisen kann:

> „Bald stand eine großzügige Portion vor mir auf dem Tisch, die äußerst appetitlich aussah und mich an Rührei erinnerte. [...] Ich verspürte, wie der Ekel in mir stärker wurde. Ich versuchte, ihn mit einem Marillenschnaps zu verscheuchen, doch es half nur wenige Augenblicke lang. Allein der Geruch der Speise weckte den Ekel erneut. Ich bestellte rasch noch eine Marille, eine doppelte. Doch Ekel ist eine starke Empfindung. Ich rang mit ihr, wollte sie mit aller Kraft verdrängen. Vergebens, der Ekel war stärker als der Wille zum Hirn.“[45]

Essen und Ernährung nehmen im Leben der Menschen eine zentrale Rolle ein. Die Vielfalt der Diskurse in den Medien, prächtig ausgestattete Kochbücher, Hochglanzbilder in Zeitschriften und Ratgebern sowie Kochshows auf vielen Fernsehkanälen weisen auf die zunehmende Genussfähigkeit der Menschen und eine Ästhetisierung und Verfeinerung des Essens hin. Immer öfter gewinnt man den Eindruck, dass nicht das Essen selbst, sondern die Präsentation und Zubereitung in den Vordergrund rückt. Das Essen pendelt immer mehr zwischen der Lust des Mundes und der Lust der Augen.[46] Die ästhetische Komponente eines

44 Vgl. Kolnai (wie Anm. 13), 170-171.

45 Ehrlich, Till: Der Wille zum Hirn. In: taz-Magazin 7953 vom 22.4.2006. Online unter: http://www.taz.de/1/archiv/?dig=2006/04/22/a0283 (Stand 6.10.2015).

46 Vgl. Kleinspehn, Thomas: Sprechen – Schauen – Essen. Formen des öffentlichen Diskurses über das Essen in Deutschland und ihre verborgenen Zusammenhänge. In: Alois Wierlacher u.a. (Hg.): Kulturthema Essen. Ansichten und Problemfelder. Berlin 1993, 257-268, 259.

Kochbuches durch die Qualität der Ausstattung erhöht den Genuss beim Betrachter bereits bei der Betrachtung eines Buches. „Die Aneignung des Kochbuchs substituiert hier die Einverleibung einer Speise, und die kalorienfreie, kulinarische Lektüre erscheint als Sublimation des primären kulinarischen Genusses."[47]

„Es ist alles nur eine Sache der Präsentation", meint Max Stiegl und verweist auf die appetitliche Darstellung von Innereiengerichten in einem Hochglanzmagazin.[48]



Abb. 2: Kutteln roh und gekocht



Abb. 3: Kaninchennieren roh und gekocht

Aufwertende Zuschreibungen erfahren Innereien neben einer Ästhetisierung durch gustiöse Abbildungen auch durch persönliche Aussagen von bekannten Personen. Autobiografische Berichte über Vorlieben und Versuche zur Überwin-

47 Ehlert, Trude: Zum Funktionswandel der Gattung Kochbuch in Deutschland. In: Wierlacher u.a. (wie Anm. 46), 319-341, 329-330.

48 Abbildungen aus „Der Feinschmecker", Heft 11, November 2010.

dung von Ekelgefühlen können bei Lesern neben spontaner Ablehnung aber auch Interesse und die Neugierde auf ähnliche Erfahrungen wecken.[49]

Abneigungen und Widerwillen in der Esskultur sind im Grunde das gleiche Thema wie die Entwicklung von Vorstellungen des guten Geschmacks. Denn beide sind untrennbar mit den Gefühlen von Delikatem und Kultiviertem verbunden, der gute Geschmack könne nur durch die Unterscheidung von schlechtem Geschmack definiert werden.[50] Zudem sei die Küche gar nicht bestrebt, den Ekel zu beseitigen, sie kultiviere ihn vielmehr und säe ihn aus in immer feinerer Streuung:

> „Zwischen den Gebirgen des Ekels und des Genusses und von beiden reich durchsetzt breitet sich das Land des Geschmacks, das die Kochkunst kultiviert. Normalerweise, wenn alles seinen ruhigen Gang geht, heißt das glückliche Schicksal dieses Landes Verfeinerung. Verfeinerung bis in ungeahnte Höhen der Subtilität."[51]

Die zitierte Ekelteilung und -verteilung veranschaulicht Ulrich Raulff an der Entwicklung des Geschmacksempfindens in der Kindheit. Das ursprüngliche Feld des Geschmacks differenziere sich immer mehr, es verästele sich in verschiedenste Bereiche, ohne je den Ekel vollständig aus den Augen zu verlieren oder gar beseitigen zu wollen. Denn nur durch seine heimliche Präsenz sei eine Entfaltung des kulinarischen Universums überhaupt erst möglich.[52] Der Ekel sei somit der geheime Kraftquell der Küche, von dem ohne Zweifel die delikatesten Diskurse ausgehen. Ohne den Ekel könne sich sein Gegenspieler, der Genuss, nicht voll entfalten.

Die geheime Lust am Ekel

Obwohl das Phänomen des Ekels schwer greifbar zu sein scheint und sich in keine eindeutige Definition fassen lässt, sind Psychologen, Phänomenologen und Ethnologen überzeugt: Der Ekel hat einen Gegenspieler, ein ambivalentes Gegenüber – und zwar die Lust.[53] Das Paradoxe am Ekel sei neben der Bedrohung die Existenz

49 Der Kabarettist Alfred Dorfer antwortete in einem Interview, nach seinem Lieblingslokal und Lieblingsgericht befragt: Ein Wirtshaus in der Nähe des Naschmarktes und ein einfaches Wiener Beuscherl.

50 Vgl. Mennell (wie Anm. 6), 398.

51 Raulff, Ulrich: Chemie des Ekels und des Genusses. In: Wulf, Christoph u. Kamper, Dietmar (Hg.): Logik und Leidenschaft. Erträge historischer Anthropologie. Berlin 2002, 167.

52 Ebd., 166.

53 Zum Thema Lust wird vor allem auf die psychoanalytische Theorie Sigmund Freuds verwiesen. Im Ekel sieht Freud einen wichtigen sexuellen Hemmmechanismus. Allerdings zählt Ekel im

einer verborgenen Herausforderung oder sogar eines makaberen Anlockens. Der Ekel, so Kolnai, verursache zwar eine Abwendung vom Gegenstand, aber gleichzeitig ein Angezogensein des Subjekts.[54] Es gibt zahlreiche Beispiele, an denen diese kulinarischen Ambivalenzen aufgezeigt werden können. Man denke etwa an den sardischen *Casu Marzu* (verrotteter Käse), ein von Fliegenlarven befallener, überreifer Schafskäse, der für extreme Liebhaber den vollendeten Geschmack erst erreicht, wenn sich die Maden im Käselaib tummeln. Oder der strenge Geschmack eines Wildbratens, in der Küchensprache als *haut goût* bezeichnet, der manche an verwesendes Fleisch erinnert und von anderen als besondere Würze geschätzt und durch lange Lagerung bewusst herbeigeführt wird.

„Die größte Lust des Geschmacks ist da, wo die Nähe zum Ekel am größten und gerade noch erträglich ist“[55], meint Raulff unter Verweis auf den Soziologen Fourier, dessen Konzept zur Erzielung höchsten Genusses in der fortwährenden Steigerung um kleinste Nuancen besteht.

Von allen Nahrungsmitteln sind nach Utz Jeggle die Innereien am stärksten mit Ekel und Lust besetzt. Gründe dafür findet er im steigenden Peinlichkeitsempfinden beim Verzehr tierischer Organe. Bestimmte Teile von Tieren werden meist nur mehr mit Schuldgefühlen und unter Rechtfertigungszwängen verspeist. Er wirft die berechtigte Frage auf, wohin denn das durch den Ekel Verdrängte, das Unanständige, die Lust auf Innereien entsorgt werde, wenn es sich nicht mehr offen äußern dürfe.[56]

Immer häufiger wird der Verzehr von ekelerregendem Kleingetier und Innereien für Mutproben in Shows des Unterhaltungsfernsehens herangezogen. Je ekelhafter sich die Handlung für den Kandidaten darstellt, umso größer soll wohl der wohlige Schauer beim Betrachter dieser Szenen sein. Das lustvolle Ergötzen der Zuschauer speist sich hier auch aus den Ekelgefühlen der Teilnehmenden. Ähnliches wird wohl bei den Orgienspielen des Künstlers Nitsch erreicht, wenn seine Aktionskunst mit Innereien, Gedärmen und Blut bei vielen Menschen Ekel und blankes Entsetzen auslöst, während eine kleine Gruppe Jahr für Jahr mit Faszination und ungebrochener Begeisterung daran teilnimmt.

Gegensatz zu anderen Emotionen wie Liebe, Hass oder Angst zu den am schlechtesten dokumentierten Empfindungen der Menschen. Vgl. Menninghaus (wie Anm. 10), 9 und Penning, Lothar M.: Kulturgeschichte und sozialwissenschaftliche Aspekte des Ekels. Dissertation, Mainz 1984, Vorwort.

54 Vgl. Kolnai (wie Anm. 13), 129-130.

55 Raulff (wie Anm. 51), 169.

56 Vgl. Jeggle (wie Anm. 23), 36-40.

Schaudern für eine bessere Welt. Ekel als Erziehungsmittel in Dokumentarfilmen

Alexandra Rabensteiner

Etwas Faules habe er geschmeckt beim ersten Schluck aus der *Pepsi*-Dose und danach – „eine tote Maus ausgespuckt".[1] Es ist die Geschichte des US-Amerikaners Ronald Ball, der eines Tages eine Maus in seiner *Mountain Dew*-Limo-Dose von *Pepsi* vorgefunden hat. „Die Maus in der Dose: Rechtsstreit um Nagetier in Softdrink" titelte am 5. Jänner 2012 das Internetunternehmen *Yahoo* zu diesem Vorfall in den Vereinigten Staaten.

Eine neue Geschichte – ein altbekanntes Muster*:* Moderne Sagen oder *Urban Legends* wie die vom Rattenzahn im Hamburger[2] oder von der Ratte, die sich, über Nacht eingelegt in *Coca Cola*, aufgelöst hat[3], können uns den Appetit auf Hamburger, *Coca Cola* oder *Pepsi* verderben. Es handelt sich um erfundene, aber für wahr gehaltene Erzählungen mit einem moralisierenden Charakter, die alltägliche Wünsche, aber ebenso Ängste und Befürchtungen widerspiegeln:[4] Wer weiß denn genau, wie *Coca Cola* hergestellt wird? Wer kennt alle Bestandteile, aus denen sich ein Hamburger zusammensetzt, und weiß, welche Zutaten *Pepsi* enthält? Das Provozieren von Ekelgefühlen ist dabei ein häufig zu beobachtendes Gestaltungsmittel. Die Wirkung dieses Mittels ist jedoch unklar: Eine gerümpfte Nase, Übelkeit oder sogar Brechreiz – kann allein die Vorstellung, beim Genuss eines Hamburgers auf einen Rattenzahn zu beißen, Menschen dazu bringen, auf diesen zu verzichten? Der vorliegende Artikel beschäftigt sich mit ebendieser Frage. Er geht dem Einsatz von ekelerzeugenden Gestaltungskomponenten mit erzieherischer Absicht in Dokumentarfilmen nach, untersucht deren Aufbau und Gestaltung und bringt diese Beobachtungen in Zusammenhang mit programmatischen

1 Yahoo Nachrichten: Die Maus in der Dose: Rechtsstreit um Nagetier in Softdrink. Online unter: http://de.nachrichten.yahoo.com/die-maus-in-der-dose--rechtsstreit-um-nagetier-in-softdrink.html (Stand: 10.2.2015).

2 Vgl. Brednich, Rolf Wilhelm: Die Spinne in der Yucca-Palme. Sagenhafte Geschichten von heute (= Beck'sche Reihe, Bd. 403). München 1990, 83-84.

3 Vgl. Ebd., 79.

4 Vgl. Stehr, Johannes: Sagenhafter Alltag: über die private Aneignung herrschender Moral. Frankfurt a.M. 1998, 50-58; vgl. zum Ekelmotiv auch Schneider, Ingo: Contemporary Legends – Sagen der Gegenwart. Studien zu Motivgeschichte, gesellschaftliche Relevanz und genretheoretische Einordnung. Habilitationsschrift, Innsbruck 2001, dort u.a. 76-79.

Äußerungen der Filmschaffenden. Die hier vertretene These lautet: Ekeleffekte werden gezielt eingesetzt, um ein Umdenken und im Idealfall auch eine Verhaltensänderung der Rezipient_innen zu bewirken.

Von der Maus in der Dose zum Huhn in der Schlachtungsanlage

Filme wie *Super Size Me* oder *We Feed the World* erzielten in den letzten Jahren eine beachtliche Publikumsresonanz. Von der „neue[n] Lust auf die Droge Wirklichkeit“[5] sprechen die Autor_innen Lars-Olav Beier, Antje Harders, Marianne Wellershoff und Martin Wolf in dem 2004 in der Wochenzeitschrift *Der Spiegel* erschienenen Artikel „Die Droge Wirklichkeit“, in dem sie sich mit der aktuellen Popularität von Dokumentationen auseinandersetzen. Dabei beobachten sie, beginnend mit Michael Moores Film *Bowling for Columbine*[6] aus dem Jahre 2002 eine konzeptionelle Paradigmenverschiebung des Genres. Zur bisherigen Aufgabe, Ungerechtigkeiten darzustellen, kommt nun auch der Anspruch hinzu, gezielt aufzurütteln und dadurch die Welt – zumindest vielleicht – ein bisschen besser zu machen:[7] „Die Botschaft ist: Wir müssen anders leben, wir müssen anders essen, anders einkaufen, wir müssen andere Filme anschauen. Oder wir müssen zumindest unzufrieden sein mit dem, was wir haben“,[8] so Erwin Wagenhofer, Regisseur der Dokumentation *We Feed the World*. Es zeigt sich also eine geradezu erzieherische Programmatik, zu der sich Wagenhofer bekennt.

Gerade der Dokumentarfilm scheint für diese Aufgabe geeignet zu sein, da er durch seine Realitätsnähe als authentisch und überzeugend wahrgenommen (und präsentiert) wird, auch wenn hier, ähnlich wie bei Spielfilmen, eine Bearbeitung des gefilmten Materials stattfindet, ein kommunikativer Zweck verfolgt wird und der Film ästhetischen Regeln folgt.[9] Der Unterschied zwischen den beiden Genres liegt allerdings darin, dass Dokumentationen nicht primär zur Unterhaltung dienen sollen, sondern zur „Information und Erörterung im Sinne von Aufklärung“:[10] So wollen auch die für diesen Beitrag ausgewählten Dokumen-

5 Beier, Lars-Olav u.a.: Die Droge Wirklichkeit. In: Der Spiegel 27 (2004), 134-136, 135.
6 Moore, Michael: Bowling for Columbine. USA 2002.
7 Vgl. Beier (wie Anm. 5), 134-136.
8 Wagenhofer, Erwin: We Feed the World. Österreich 2005 (DVD: Hoanzl, 2007), Rückseite DVD-Cover.
9 Vgl. Stanjek, Klaus: Paradigmen des Dokumentarfilms – Ansichten aus Babelsberg. In: Ballhaus, Edmund (Hg.): Dokumentarfilm. Schulen – Projekte – Konzepte. Berlin 2013, 28-41, 30-31. Vgl. Hohenberger, Eva: Dokumentarfilmtheorie. Ein historischer Überblick über Ansätze und Probleme. In: Dies. (Hg): Bilder des Wirklichen. Texte zur Theorie des Dokumentarfilms. Berlin 1998, 8-34, 9.
10 Stanjek (wie Anm. 9), 31.

tarfilme etwa darüber aufklären, dass wir zu dick sind oder dass die Qualität der Lebensmittel abnimmt, während die Quantität zunimmt – um nur einige der Botschaften zu benennen.

Ausgangspunkt meiner Forschung bildete der Text „Runterschlucken. Ekel und Kultur" von Utz Jeggle, der mit seiner These über die Funktion von Ekel als Erziehungsmittel[11] – ausgehend von seinen eigenen biografischen Erfahrungen am Essenstisch und den Untersuchungen von Stephen Mennell zum Essverhalten im viktorianischen England – das Feld der Nahrungsforschung öffnete und mir damit den zentralen Zugang für meine eigene Forschung nahelegte. Meine Alltagsbeobachtung, dass das Thema Ernährung im medialen und öffentlichen Diskurs eine Konjunktur erfährt sowie die Impressionen und Emotionen beim Sehen der ausgewählten Filme, die ich mir bereits im Vorfeld der Forschung angeschaut hatte, begründeten zum einen die Relevanz des Themas und ließen in mir zum anderen die Frage nach einer bewussten Ekelerzeugung in Filmen aufkommen. Mich auf Jeggle berufend nehme ich daher an, dass Ekel bewusst inszeniert wird, um den erwachsenen Menschen zu erziehen – die Maus in der Dose wird dabei zum Huhn in der Schlachtungsanlage.

Anhand der österreichischen Produktion *We Feed the World* (2005) und dem amerikanischen Film *Super Size Me* (2004) als Hauptquellen sowie *Food, Inc. Was essen wir wirklich?* (USA 2009) soll die These von Ekel als Erziehungsmittel in Dokumentationen entwickelt und überprüft werden. Die ausgewählten Filme bilden den Beginn einer ganzen Reihe ähnlicher Filme, die sich gemäß der oben angeführten neuen Herangehensweise und Zielsetzung von Dokumentarfilmen mit dem Thema Essen auseinandersetzen. Dieses Kriterium war ebenso wie das große Medienecho sowie die Tatsache, dass sich alle drei Filme über unterschiedliche Zugänge dem Gegenstand nähern und verschiedene Themen in den Mittelpunkt stellen, für die Auswahl ausschlaggebend.

Zentrale Fragen bei der Auseinandersetzung mit diesen Filmen und der Überprüfung der angeführten These sind: Mit welchen Bildern wird Ekel ausgelöst und gibt es dabei bestimmte wiederkehrende Muster? Welche Botschaften stehen hinter den Filmen? Und nicht zuletzt: Welche Reaktionen haben die Filme hervorgerufen? Meine Empfindungen beim Vorabsehen der Filme, wie Ekel oder Entsetzen, dienten als erste Indikatoren und Barometer für eine spätere analytische Auseinandersetzung. In einem zweiten Schritt wurden Texte von Ekeltheoretikern rezipiert und die Filme mithilfe der angebotenen Ekelkategorien analysiert. Theoretisch orientiere ich mich dabei sowohl an dem fachlich einschlägigen und bereits erwähnten Beitrag Jeggles als auch an den Ansätzen des Philosophen Aurel Kolnai, der Psychologen Paul Rozin, Jonathan Haidt und Clark McCauley, des

11 Vgl. Jeggle, Runterschlucken (2015), 27-30.

Soziologen Stephen Mennell und des Komparatisten Winfried Menninghaus.[12] Als Quellen für eine ergänzende medienanalytische Untersuchung, die vor allem zur Klärung der Fragen nach Botschaften und Reaktionen nützlich ist, dienen fünf große deutschsprachige Zeitschriften und Zeitungen: *Stern*, *Der Spiegel*, *Die Frankfurter Allgemeine*, *Süddeutsche Zeitung* und, als österreichischer Vertreter, *Der Standard*.

Ekel in der Theorie

Als Vordenker aktueller Ekeltheorien gilt der Naturforscher und Begründer der Evolutionstheorie Charles Darwin (1809-1882), der Ekel als Gefühl des Rotierens oder Sich-drehens („something revolving") bezeichnete, das primär mit dem Geschmackssinn zusammenhänge und tatsächlich empfunden oder auch nur lebhaft vorgestellt werden könne. Zudem könne es aber auch jedes ähnliche Gefühl sein, welches durch Schmecken, Anfassen oder auch nur Sehen ausgelöst werde.[13] Geschmacksempfindungen und das Gefühl, etwas als abstoßend zu empfinden, stehen in Definitionen von Ekel besonders häufig im Zentrum. Verursacht werden kann Ekel dabei von unterschiedlichen Auslösern. Der Psychologe Paul Rozin hat dafür zusammen mit Jonathan Haidt und Clark McCauley eine vierteilige Kategorisierung des Ekelgefühls vorgeschlagen. Er unterscheidet *core disgust*, *animal reminder disgust*, *interpersonal contamination disgust* und *moral disgust*. Diese vier Ausprägungen des Ekelgefühls werden nach Rozin von unterschiedlichen Faktoren ausgelöst und sind auch funktional zu differenzieren.[14] Für die hier zu analysierenden Dokumentarfilme sind mit Ausnahme des *interpersonal contamination disgust* alle Kategorien relevant. *Core disgust* dient dem Schutz des Körpers und des Selbst und wird durch bestimmte Gegenstände und Substanzen wie etwa Kot, aber auch Tierprodukte als potenzielles Essen ausgelöst.[15] In den analysierten

12 Kolnai, Aurel: Der Ekel (2. Aufl., Orig. 1929). In: Geiger, Moritz (Hg.): Beiträge zur Phänomenologie des ästhetischen Genusses. Tübingen 1974, 119-175. Mennell, Stephen: Die Kultivierung des Appetits. Die Geschichte des Essens vom Mittelalter bis heute. Frankfurt a.M. 1988. Menninghaus, Winfried: Ekel. Vom negativen Definitionsmodell des Ästhetischen zum „Ding an sich". In: Stockhammer, Robert (Hg.): Grenzwerte des Ästhetischen. o.O. 2001, 44-57. Rozin, Paul u.a.: Disgust. In: Lewis, Michael u. Haviland, Jeannette (Hg.): Handbook of Emotions. New York 1993, 575-594.

13 Darwin, Charles, zit. n. Miener, Sandra: Die Basisemotion Ekel: Untersuchungen zum Zusammenhang zwischen Gefühl und Ausdruck. Bielefeld o.J., 24. Online unter: http://pub.uni-bielefeld.de/luur/download?func=downloadFile&recordOId=2302317&fileOId=2302320 (Stand: 10.2.2015).

14 Vgl. Rozin u.a. (wie Anm. 12), 582.

15 Ebd.

Filmen stellt diese Form des Ekels ein wichtiges Element dar und wird etwa bei *We Feed the World* durch vom Fließband hängende Hühnerinnereien hervorgerufen.[16]

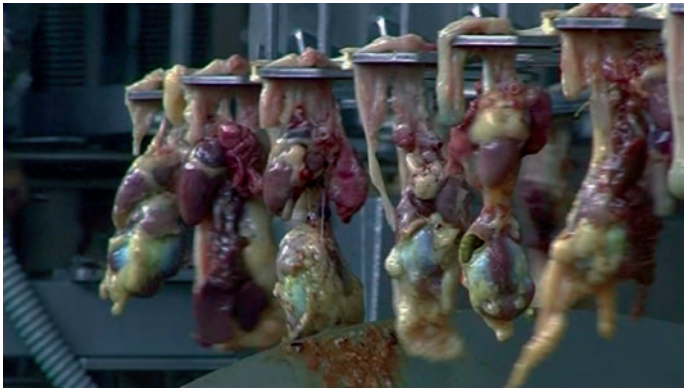


Abb. 1: Wagenhofer, Erwin: *We Feed the World.* Österreich 2005 (DVD: Hoanzl, 2007), 82:41.

Ebenso spielt die zweite Kategorie eine Rolle, der *animal reminder disgust,*[17] der ebenfalls dem Selbstschutz dient und etwa durch Kadaver, Verletzungsbilder oder Szenarien mangelnder Hygiene ausgelöst wird, wie zum Beispiel bei *Food, Inc.* die toten Hühner im Hühnerstall, die zwischen lebenden liegen und anschließend von der Betreiberin (mit Mundschutz) entfernt werden.[18]

Als wohl wichtigste der vier Kategorien dient in den Filmen allerdings der von Rozin als *moral disgust* bezeichnete Ekel, der auf einer abstrakteren Ebene angesiedelt ist: „Disgust becomes elaborated, it becomes a more general feeling of revulsion, even to sociomoral violations, and it begins to shade into anger."[19] Auch diese Vorstellung der Existenz eines *moralischen Ekels* lässt sich bis ins 19. Jahrhundert zurückverfolgen und wird etwa von Friedrich Nietzsche (1844-1900) vertreten: Hier bedeutet Ekel „Nein-Sagen" zum Leben – zu einem Leben „in seiner Ungerechtigkeit, seinem Leiden, seiner Lust und seinem amoralischen ‚Willen zur Macht'".[20]

16 Wagenhofer (wie Anm. 8), 82:41 bis 82:49.
17 Rozin u.a. (wie Anm. 12), 582.
18 Kenner, Robert: Food, Inc. Was essen wir wirklich? USA 2008 (DVD: Süddeutsche Zeitung Cinemathek, 2010),13:03 bis 13:21.
19 Rozin u.a. (wie Anm. 12), 588.
20 Nietzsche, Friedrich, zit. n. Menninghaus, (wie Anm. 12), 48.

Ein Hauch von Ekel – der *moralische Ekel*

Der Philosoph Aurel Kolnai hat Anfang des 20. Jahrhunderts den *moralischen Ekel* definiert und klar vom physischen abgegrenzt. Kolnai versteht darunter einen geistigen Ekel, den er in fünf Kategorien unterteilt: den „Überdrußekel“[21], den Ekel vor „übermäßig[er] oder am falschen Ort entfaltete[r] Vitalität“[22] sowie jenen vor der Lüge, „dem Charakterzug der Verlogenheit“[23], den „Ekel über jede Art von Falschheit, Untreue, Verrat usw.“[24] und den Ekel vor der „moralischen ‚Weichheit‘: wir meinen Haltlosigkeit, Schwabbeligkeit, – Charakterlosigkeit […] im Sinne der Formlosigkeit, der inneren, wesenhaften, unerzwungenen Rückgratlosigkeit“.[25] Drei dieser „Abarten“[26] sind für die vorliegende Fragestellung von Bedeutung. Zum einen das, was Kolnai als Überdrussekel bezeichnet, zum anderen der Ekel vor der Lüge und schließlich der Ekel vor Falschheit, Untreue, Verrat und ähnlichem.

Überdrussekel, so Kolnai, ist der Ekel vor Dingen, die eigentlich lustbesetzt sind, aber durch den übertriebenen Verzehr als ekelhaft wahrgenommen werden: „Ein Ekelgefühl hält einen davor zurück, in einem Genusse zu ‚ertrinken‘.“[27] Er nennt anschauliche Beispiele wie etwa den übermäßigen Konsum von Alkohol. Zwar meinte Kolnai damit eher die Praxis der Maßlosigkeit selbst und weniger deren mediale Repräsentation, doch für den vorliegenden Zusammenhang möchte ich genau dies annehmen: dass bereits das Anschauen von Bildern und Szenen des übertriebenen Konsums zu genau jenem Ekelgefühl des Überdrusses führen kann. Sehr gut kann dies am Film *Super Size Me* aufgezeigt werden: Er dokumentiert das Experiment des Regisseurs und Hauptdarstellers Morgan Spurlock, der 30 Tage lang nur bei McDonald’s essen darf und sich im Abstand von wenigen Minuten immer wieder mit McDonald’s-Essen regelrecht vollstopft. Die Zuschauer_innen werden in die Rolle der mehr oder weniger freiwilligen Augenzeug_innen dieses ausufernden Konsums gezwängt. Auch in den anderen Filmen spielt Überdruss eine entscheidende Rolle. *We Feed the World*, ein Film über Globalisierung und Massenproduktion und deren Folgen, zeigt zu Beginn des Films einen LKW voller Brot, das im Müll landet. Täglich wird in Wien so viel Brot weggeworfen, wie für die Versorgung von Graz notwendig wäre.[28] Der FAZ-Journalist Andreas

21 Vgl. Kolnai (wie Anm. 12), 149.
22 Vgl. Ebd., 151.
23 Vgl. Ebd., 154.
24 Vgl. Ebd., 155.
25 Vgl. Ebd., 156.
26 Ebd., 149.
27 Ebd., 149.
28 Wagenhofer (wie Anm. 8), 02:17 bis 04:45.

Platthaus bezeichnet diese Sequenz als jene Szene, „die man nie mehr vergessen wird."[29]



Abb. 2: Wagenhofer, Erwin: *We Feed the World.* Österreich 2005 (DVD: Hoanzl, 2007), 04:17.

Als weitere Kategorie nennt Kolnai den Ekel vor der Lüge. „Der Abscheu, der uns bei der Feststellung ‚Lüge!' durchzuckt, scheint einen Bestandteil von Ekel zu enthalten."[30] Diese Art steht in enger Verbindung mit der in seinem Text folgenden, dem Ekel vor Falschheit jeglicher Art. In den analysierten Filmen nehmen meist Firmenchefs, Manager_innen, andere Inhaber_innen von Führungspositionen in der Lebensmittelindustrie oder ganze Konzerne diese Rolle ein. Peter Brabeck zum Beispiel, bis 2007 Geschäftsführer von *Nestlé*, dem weltgrößten Nahrungsmittelkonzern, der sich in Wagenhofers Film für die Privatisierung von Wasser (*Nestlé* ist weltgrößter Trinkwasserabfüller[31]) und gegen „die eine Anschauung, extrem [betont] würd ich sagen"[32] von Nichtregierungsorganisationen ausspricht, die Wasser als öffentliches Recht bezeichnen.[33] Bereits heute, so versucht etwa der 2013 erschienene Film *Bottled Life. Nestlés Geschäfte mit dem Wasser*[34] aufzuzeigen, schlägt der Konzern Profit aus dem Wasserverkauf auf dem Rücken von Menschen, die selbst keinen Zugang zu sauberem Trinkwasser haben – obwohl

29 Platthaus, Andreas: Dokumentarfilm. Spiel mir das Lied vom Brot. In: FAZ, 28.4.2006, Feuilleton. Online unter: http://www.faz.net/aktuell/feuilletion/kino/dokumentarfilm-spiel-mir-das-lied-vom-brot-1326282.html (Stand: 10.2.2015).

30 Kolnai (wie Anm. 12), 154.

31 Vgl. Wagenhofer (wie Anm. 8), 89:27.

32 Brabeck in: Wagenhofer (wie Anm. 8), 89:50 bis 89:52.

33 Vgl. ebd., 89:29 bis 90:42.

34 Schnell, Urs: Bottled Life. *Nestlés Geschäfte mit dem Wasser. Schweiz u. Deutschland 2013.*

die UNO Wasser 2010 zum Menschenrecht erklärt hat.[35] „Ich bin immer noch der Meinung, dass die größte soziale Verantwortung […] jeglichen Geschäftsführers darin besteht, dass er die Zukunft, die erfolgreiche, profitable Zukunft seines Unternehmens […] sicherstellt“[36], so Brabeck im Anschluss an sein Plädoyer für die Wasserprivatisierung. In seinen Aussagen spiegelt sich die Theorie von Kolnais Ekel vor Falschheit und Lüge wider: „Der Menschheit Bewusstsein erachtet es für ‚schmutzig‘ und daher ekelhaft, wenn die Wertmannigfaltigkeit des Lebens und namentlich die Gruppe hochgewürdigter Werte auf die Ebene des Geldwerts gebracht, gleichsam in Geldwert eingeschmolzen wird.“[37]

Ein weiteres Beispiel für diese Ekelkategorie findet sich in *We Feed the World* in der Person des Karl Otrok, dem Produktionsdirektor für Rumänien der amerikanischen (Hybrid)-Saatgutfirma *Pioneer*, der die schrumpeligen rumänischen Auberginen wegen ihres Geschmacks lobt, die Natur in Rumänien „faszinierend“[38] findet und gleichzeitig in einem nächsten Satz gesteht: „Als ich vor langer Zeit nach Rumänien gekommen bin, hatten wir den Westen bereits kaputt gemacht. Wir kommen nach Rumänien, bauen dieselbe Scheiße und zerstören die gesamte Landwirtschaft.“[39] Zugleich hofft er aber, dass „sich diese kleinen Bauern […] dieses Saatgut [das Hybridsaatgut von *Pioneer,* A.R.] gar nicht leisten können“.[40] Otrok wird damit geradezu zu einem Musterexemplar des von Kolnai beschriebenen Charakters, der Ekel erweckt. Es sind nicht jene, so Kolnai, die sich ganz dem Bösen verschrieben haben, sondern vielmehr jene, die „eine gewisse Distanz zum Bösen haben“[41], aber gleichzeitig mit dem Bösen „in einer immer wieder erneuerten, immer wieder aktuell werdenden Umarmung liegen“[42], sich immer wieder neu ihm hingeben, sich des Bösen daher also bewusst sind und einen innerlichen Kampf „pro forma“[43] austragen. Ekel zeige so „die Anwesenheit einer besonderen Qualität des Unsittlichen, nämlich des moralisch ‚Fäulnishaften‘, ‚Angefaulten‘, an“.[44] Für Kolnai steht der Ekel in einer engen Beziehung mit der Verachtung „im moralischen Ablehnungsgefühl“.[45]

35 Vgl. Kruse, Niels: Nestlés flüssiges Gold. Wenn Wasser teurer ist als Benzin. In: Stern, 15.11.2013. Online unter: www.stern.de/wirtschaft/news/nestels-fluessiges-gold-wenn-wasser-teurer-ist-als-bezin-2071308.html (Stand: 10.2.2015).
36 Brabeck in: Wagenhofer (wie Anm. 8), 90:47 bis 91:02.
37 Kolnai (wie Anm. 12), 155.
38 Otrok in: Wagenhofer (wie Anm. 8), 42:43.
39 Ebd., 52:13 bis 52:30 (Deutscher Untertitel).
40 Ebd., 51:31 bis 51:44 (Deutscher Untertitel).
41 Kolnai (wie Anm. 12), 168.
42 Ebd., 168.
43 Ebd., 168.
44 Ebd., 165.
45 Ebd., 166.

„Eine Doku, die auf den Magen schlägt“[46] – Ekelbilder

Es ist die 24. Minute im Film *Super Size Me* und der erste Tag des Experiments, das noch weitere 29 Tage laufen soll, als sich Morgan Spurlock nach einem McDonald's-Menü in Größe *Supersize* durch das offene Autofenster übergibt. Kotzgeräusche – übrigens das schrecklichste Geräusch der Welt[47] – und das Bild des Erbrochenen am Boden werden an diesem ersten Ekelhöhepunkt des Films explizit gezeigt und zu Gehör gebracht.[48] Der Film zeigt den Selbstversuch Spurlocks, sich 30 Tage lang nur von Produkten von McDonald's zu ernähren (selbst das Wasser darf nur von McDonald's bezogen werden). Drei Mahlzeiten pro Tag stehen auf dem Programm, wobei der Protagonist jede Speise aus der Karte mindestens einmal während des Experiments bestellen muss. Zusätzlich darf er nicht mehr als 5000 Schritte am Tag gehen. Eine weitere Regel gilt es einzuhalten: Wenn Spurlock gefragt wird, ob er das Bestellte in *Supersize* haben möchte, muss er zustimmen. Zusammengeschnitten auf 100 Minuten will Spurlock in seinem Film zeigen, was passiert, wenn er sich einen Monat lang ausschließlich von Fast Food ernährt. Die psychischen und physischen Folgen am Ende des Selbstversuches sind beunruhigend: Unter anderem hat er elf Kilo in drei Wochen zugenommen, er leidet an Erektionsstörungen und Niedergeschlagenheit – es ging sogar so weit, dass ihn sein Arzt dazu anhielt, das Experiment abzubrechen.[49]

Auf die Frage des deutschen Journalisten Frank Schliedermann bei einem Interview für die deutsche Wochenzeitschrift *Stern*, ob es seine Absicht war, Ekel zu erregen, antwortet Spurlock: „Ich wollte vor allem einen unterhaltsamen Film machen. Aber wenn Leute aus dem Film kommen und über ihre Essgewohnheiten nachdenken, dann ist das eine gute Sache.“[50] Nicht vergessen werden darf dabei aber, dass Spurlock als Erfinder der Ekel-TV-Show *I bet you will*, die auf MTV gesendet wurde, ein Fachmann im Ekel-Geschäft ist.[51]

---

46 Voß, Oliver: „We Feed the World“. Das schmeckt nach Gier. In: Spiegel Online, 28.4.2008. Online unter: http://www.spiegel.de/kultur/kino/we-feed-the-world-das-schmeckt-nach-gier-a-413281.html (Stand: 25.2.2015).

47 Rodust, Grischa: Erbrechen ist die Nummer eins der Ekelgeräusche. In: Die Welt, 26.1.2007. Online unter: http://www.welt.de/vermischtes/article711566/Erbrechen-ist-die-Nummer-eins-der-Ekelgeraeusche.html (Stand: 10.2.2015).

48 Spurlock, Morgan: Super Size Me. USA 2004 (DVD: Kathbur Pictures Inc., 2004), 23:37 bis 24:00.

49 Ebd., 80:05 bis 80:21.

50 Schliedermann, Frank: Morgan Spurlock. „Ich krieg das Zeug nicht mehr runter”. In: Stern, 14.7.2004. Online unter: http://www.stern.de/kultur/film/morgan-spurlock-ich-krieg-das-zeug-nicht-mehr-runter-526785.html (Stand: 10.2.2015).

51 Link, Oliver u. Ross, Hannes: „Super Size Me”. Generalangriff auf die Fast-Food-Industrie. In: Stern, 15.7.2004. Online unter: http://www.stern.de/kultur/film/super-size-me-generalangriff-auf-die-fast-food-industrie-526964.html (Stand: 10.2.2015).

Ein beliebtes Muster in Spurlocks Film ist das Zeigen übergewichtiger Menschen: „In Amerika ist alles größer. Hier gibt es die größten Autos, die größten Häuser, die größten Konzerne, die größten Essensportionen und natürlich die dicksten Menschen.“[52]: Dicke, nackte Bäuche[53] und übergewichtige Menschen, die provokativ hinter Spurlock durch das Bild laufen, während er sein Essen von *Maccies* isst[54], sind Elemente der durchgängig eingesetzten Bildsprache.



Abb. 3: Spurlock, Morgan: *Super Size Me.* USA 2004 (DVD: Kathbur Pictures Inc., 2004), 85:43.

Damit spielt Spurlock bewusst mit den Grenzen der political correctness und balanciert am Rande des kalkulierten Tabubruchs. Bereits die adäquate Wortwahl ist heikel und auch aus Alltagserfahrungen lässt sich bestätigen, dass es schwierig ist, über das Thema *Fettleibigkeit* zu sprechen, ohne diskriminierend zu wirken. Aber genau mit diesem Grenzgang spielt der Film.[55] Die stark übergewichtigen Menschen sollen als ekelig wahrgenommen werden. Warum sehr dicke Menschen zuweilen Abneigung hervorrufen können, lässt sich schwer beantworten, soll jedoch kurz thematisiert werden und eine Annäherung soll mithilfe unterschiedlicher Interpretationsangebote stattfinden. Der Ekel vor Unförmigkeit, der etwa gegenüber Schleim und Ähnlichem empfunden wird, könnte hier eine Rolle spielen. Argumentierend mit Rozin und seinen Ekelkategorien lässt sich dieser Umstand aber auch durch den sogenannten *animal reminder disgust* erklären, der mitunter

52 Spurlock (wie Anm. 48), 01:24 bis 01:35.
53 Ebd., 01:39.
54 Ebd., 85:30 bis 85:58.
55 Ähnlich wie Spurlock spielt auch der österreichische Filmregisseur, Drehbuchautor und Produzent Ulrich Seidl in seinen Spielfilmen häufig mit der Grenze zwischen Ekel und Lust und verletzt bzw. überschreitet diese bewusst. Vgl. dazu Seidl, Ulrich: Paradies: Liebe. Österreich 2012; Ders.: Paradies: Hoffnung. Österreich 2013.

durch fehlende Hygiene oder Tod ausgelöst werden kann. Beides wird zuweilen mit Fettleibigkeit verbunden, wobei die Assoziation mit dem Tod keine direkte ist, sondern vielmehr durch den Gesundheitsdiskurs entsteht, in dem die Folge fehlender Gesundheit der Tod ist und Korpulenz als ungesund gilt. Als weitere Analysekategorie kann der *moral disgust* herangezogen werden: Ekel aufgrund von Verstößen gegen Normen und Moral. Der Vorwurf eines solchen „Fehlverhaltens" übergewichtigen Menschen gegenüber wird durch das normative, westliche Schlankheitsideal begünstigt.

Nicht zuletzt erscheint eine Verknüpfung mit der seit dem Mittelalter in der christlichen Weltanschauung als eine der sieben Todsünden geltenden Völlerei nahe liegend, gilt doch bereits der Begriff „sündigen" als Synonym für den Verzehr ungesunder Dickmacher. Die Historikerin Ulrike Thoms, die sich in ihrem Aufsatz „Körperstereotype. Veränderungen in der Bewertung von Schlankheit und Fettleibigkeit in den letzten 200 Jahren"[56] mit der Konstruktion von Körper und Körperlichkeit und den Einfluss von (Natur-)Wissenschaften darauf auseinandersetzt, entfernt sich jedoch von dieser Annahme und sieht in der Abneigung von Dicklichkeit heute vielmehr eine „rein weltlich-rationale Wertorientierung auf Gesundheit und Vitalität"[57], die die Völlerei als christliche Wertehaltung im Zuge der Säkularisierung ablöste. Auch der Soziologe Gerhard Schulze vertritt eine ähnliche Ansicht: „Nun sündigt man nicht mehr gegen Gott, sondern gegen sich selbst, gegen die Gesundheit, die Lebenserwartung und das Aussehen."[58] Sichtbar wird in dieser Aussage auch folgende, allgemein verbreitete Annahme: Wer dick ist, ist selber schuld! Bei Thoms wird deutlich, wie sehr sich ein scheinbarer Zusammenhang zwischen Körpergewicht und Charaktereigenschaft im Alltagswissen festgesetzt hat. Übergewichtige Personen werden häufig stigmatisiert, die Ursache für ihr Übergewicht seien „charakterliche und mentale Defizite"[59], außerdem seien sie dumm und stumpfsinnig. Letztere Annahme war bereits im 18. Jahrhundert weit verbreitet und wurde mit dem Aufkommen der Ernährungswissenschaften und deren Rationalisierung von Essen durch die Festlegung von Kalorien verfestigt.[60] Diese Annahme unterstützt wiederum die bereits ausgeführte Verknüpfung von Fettleibigkeit und *moral disgust*: Fettleibigkeit als persönliches Vergehen und Verstoß gegen die Normen.

56 Thoms, Ulrike: Körperstereotype. Veränderungen in der Bewertung von Schlankheit und Fettleibigkeit in den letzten 200 Jahren. In: Wischermann, Clemens u. Haas, Stefan (Hg.): Körper mit Geschichte. Der menschliche Körper als Ort der Selbst- und Weltdeutung. Stuttgart 2000, 281-307.

57 Ebd., 294.

58 Schulze, Gerhard: Die Sünde. Das schöne Leben und seine Feinde. Frankfurt a.M. 2008, 28.

59 Thoms (wie Anm. 56), 289.

60 Vgl. Ebd., 286-289.

Viel dezenter als Spurlock geht Erwin Wagenhofer, der Regisseur von *We Feed the World*, mit dem Ekel um. Es gehe ihm in seinem Film primär darum, die Probleme der Globalisierung aufzuzeigen, so Wagenhofer in einem Interview.[61] Er bedient sich dazu, wie auch andere Regisseure von Filmen dieses Genres, bestimmter bewährter Muster, indem er etwa Experten, hier in Form des UN-Sonderberichterstatters für das Menschenrecht auf Nahrung Jean Ziegler, Schriftzüge mit einschlägigen Informationen, Kontrasten zwischen Reichtum und Armut und insgesamt die Industrialisierung der Nahrungsmittelproduktion zeigt. Doch auch der Ekel spielt– wenn auch meist subtiler als bei Spurlock – als Gestaltungsmittel bei Wagenhofer eine wichtige Rolle. Als Erstes begegnen wir ihm im Hafen von Lorient. Philippe Cleuzion, ein Fischhändler, vergleicht vor Wagenhofers Kamera mit zynischem Witz die Fische, die von einzelnen Fischern mit ihren kleinen Schiffen gefangen wurden mit denen der industriellen Hochseefischerei, die „natürlich absolut hässlich"[62] seien. Dadurch, dass die Fische in großer Tiefe gefangen würden und der Druck im Netz beim Heraufziehen sehr hoch sei, platzen die Augen auf.[63] Cleuzion lässt keinen Zweifel daran, welche Fische die guten und welche die schlechten seien. Auch ohne seinen Wortwitz („Dieser Fisch wird filetiert, das gibt dann […] schön weiße Filets […] ohne Geschmack"[64]) würden die Zuschauer_innen die industriell gefangenen Fische, lasch und ohne Augen, als eklig empfinden, doch verstärkt Cleuzions bissiger Kommentar das Ekelgefühl noch



Abb. 4.: Wagenhofer, Werner: *We Feed the World.* Österreich 2005 (DVD: Hoanzl, 2007), 21:12.

61 Wagner, Peter: „Alles ist: Für uns!" Erwin Wagenhofers Film „We Feed the World". In: Süddeutsche Zeitung, 26.4.2006. Online unter: http://jetzt.sueddeutsche.de/texte/anzeigen/299566/Alles-ist-Fuer-uns-Erwin-Wagenhofers-Film-We-Feed-The-World (Stand: 18.2.2015).

62 Wagenhofer (wie Anm. 8), 21:49 bis 21:51.

63 Ebd., 20:55 bis 21:21.

64 Ebd., 21:22 bis 21:34.

zusätzlich. Sehr plastisch ist in diesem Zusammenhang auch die Bemerkung des Fischhändlers, diese Fische seien „nicht zum Essen, es ist nur zum Verkaufen".[65]

Ein zweites Mal taucht der Ekel in diesem Film in einem Beitrag zu Brasilien auf. Es wird eine Wasserlache gezeigt, aus der Wasser in Kanister abgefüllt wird. Ein alter Mann kommentiert: „Dieses Wasser hier ist nicht gut, aber wir trinken es. Die Kinder bekommen manchmal Fieber davon."[66] Der Gipfel des Ekels wird aber schließlich in der Schlachtungsanlage für Hühner erreicht. Über fünf Minuten lang wird der Weg des Huhns von der Schlachtbank bis zum abgepackten Fleisch gezeigt: Über das Fließband gelangen die Tiere zur Schlachtungsanlage, bei der sie einzeln auf dafür vorgesehene Halterungen aufgehängt werden. Mit dem Kopf nach unten werden sie über einen Betäubungskasten zu einem Messer geführt, welches ihnen die Kehle durchschneidet (dieser Teil wird vom Betreiber erzählt, aber nicht gezeigt). Anschließend fahren sie mit herabhängendem Kopf über eine Rinne, die das Blut auffängt, welches aus den aufgeschnittenen Kehlen der Tiere läuft, bevor sie gewaschen und gerupft werden. Beine und Köpfe werden abgetrennt, die Innereien entfernt und extra verpackt. Schließlich werden die Hühnchen als Ganzes oder in einzelnen Teilen abgepackt.[67]

Überhaupt spielen Hühnerschlachthöfe und Hühnerfarmen in allen gesehenen Filmen eine wichtige Rolle und bieten immer wieder Grund zum Ekeln. Der Film *Food, Inc. Was essen wir wirklich?* zeigt Farmen in Amerika, in denen, wie bereits kurz erwähnt, tote Hühner zwischen lebenden liegen, wie diese auf einen Haufen geworfen und dann in den Mist geschmissen und begraben werden:[68] „Eigentlich produzieren wir keine Hühner, sondern Nahrung"[69], so das Statement von Richard Lobb vom US-Verband der Geflügelzüchter.

Mehr als bei jedem anderen Tier wird beim Huhn die Dimension der Massentierhaltung und -tötung sichtbar. So standen etwa im Jahr 2012 in Deutschland mehr als 600 Millionen geschlachtete Hühner 53 Millionen Schweinen und 3 Millionen Rindern gegenüber.[70] Mit den Bildern aus der Schlachtanlage, die den Prozess vom lebenden Huhn bis zum abgepackten Hühnchen zeigen und sowohl, wie oben beschreiben, im Film *We Feed the World* vorkommen, als auch – stark

65 Ebd., 22:02 bis 22:05.
66 Ebd., 62:45 bis 62:56 (Deutscher Untertitel).
67 Ebd., 80:00 bis 85:36.
68 Kenner (wie Anm. 18), 12:57 bis 13:48.
69 Ebd., 08:55 bis 09:00.
70 Heinrich-Böll-Stiftung u.a. (Hg.): Fleischatlas. Daten und Fakten über Tiere als Nahrungsmittel. o.O. 2014, 21.

gekürzt – im Film *Food, Inc.*[71] und in gezeichneter Form bei *Super Size Me,*[72] wird der Zusammenhang zwischen lebendem Tier und dem Nahrungsmittel Fleisch klar ersichtlich – während dieser beim Schnitzel auf dem Teller durchaus verdrängt werden kann. Dadurch wird nicht nur der von Kolnai beschriebene Überdrussekel gefördert, vielmehr noch lösen die Bilder Irritationen aus: Die vollmechanisierte Schlachtung und Verarbeitung der Hühner (jene von Schweinen und Rindern bedarf viel häufiger manueller Bearbeitung[73]) widerspricht ebenso wie die in den Filmen dargestellte Massentierhaltung in hallenartigen Räumen jeglichen (romantischen) Vorstellungen von Tierhaltung, die uns nach wie vor in der Werbung vermittelt werden.

Egal welche Form von Ekel angesprochen wird, die Ekelbilder werden dort gezeigt, wo auf Missstände aufmerksam gemacht werden soll – seien es Hühner, die nicht artgerecht gehalten werden, Menschen in Brasilien, die aus dreckigen Wasserlachen trinken müssen, während gleichzeitig billig Soja für europäisches Tierfutter angebaut wird, oder übergewichtige Menschen als Symptome für ungesunde und maßlose Ernährung.

Ekel als Erziehungsmittel

Was aber, lautet in nächster Konsequenz die Frage, ist die Funktion von Ekelbildern in derartigen Dokumentationen? Nach Utz Jeggle erfüllt Ekel immer gewisse Funktionen, unter anderem dient er als Erziehungsinstrument. Seine These übernimmt er von dem britischen Soziologen Stephen Mennell, der in seinem Werk „Die Kultivierung des Appetits“[74] die viktorianische und spätviktorianische Essenserziehung von Kindern beleuchtet. Demnach wurde den Kindern bis ins Teenageralter eine besondere Kost vorgesetzt – sowohl zu Hause als auch im Internat –, die sich durch Monotonie und Langeweile auszeichnete. Dadurch wollte „man sie dazu zwingen […], etwas zu essen, was gut für sie war, ob sie nun wollten oder nicht“.[75] Dieser Zwang galt als „geeignetes Mittel, um den Trotz des Kindes zu brechen“.[76]

71 Kenner (wie Anm. 18), 08:51 bis 09:20.
72 Spurlock (wie Anm. 48), 39:34 bis 39:54.
73 Ebd., 20.
74 Mennell (wie Anm. 12).
75 Ebd., 377.
76 Ebd., 377.

Utz Jeggle bringt Mennells These, die dieser als „Besonderheit der englischen Küche“[77] sieht, von der Insel auf das europäische Festland und von der viktorianischen Zeit ins 20. Jahrhundert: „In der Erinnerung kommt mir der Rosenkohl hoch, die langen Zwangssitzungen vor erkaltetem Sauerkraut, die trotz allem gutwilligen Würgen des einsam gewordenen Essers in Unterstellungen der Renitenz und in Tränen endeten.“[78] Für Jeggle findet sich im Esszwang die elterliche Gewalt, die Unterwerfung und der gebrochene Widerstand („der gebrochene Willen […] zerrinnt in der Übelkeit von Erbrochenem“[79]).

Auch abseits der elterlichen Erziehung finden wir Beispiele, in denen Ekel als Belehrungsmittel eingesetzt wird. Eines davon ist der Streit um „Ekel-Fotos auf Zigarettenschachteln“[80], bei dem die US-Regierung ein Gesetz zur Abbildung von abschreckenden Bildern auf Zigarettenschachteln erlassen wollte – und scheiterte. Dem Gericht nach würden solche Bilder gegen die freie Meinungsäußerung und gegen das Recht der Konsument_innen „auf Schutz vor ‚aufgezwungenen Werbebotschaften’“[81] verstoßen, und so bekamen die klagenden Tabakfirmen Recht. Auch hier spielt der Ekelmoment eine wichtige Rolle: Ekelbilder von schwarzen Raucherlungen sollten die Menschen vom Rauchen abhalten.

Der Ekel bildet in dieser Logik einen nützlichen Partner in der Erziehungsarbeit: Es handelt sich dabei um eine starke Empfindung des Menschen, die ihn spontan erfasst.[82] Demnach kann Ekel nicht einfach unterdrückt werden, sondern er durchdringt den Menschen, ohne dass dieser sich wehren kann. Durch die Intensität des Gefühls können Dinge oder Bilder, bei denen Ekel empfunden wurde, nicht so schnell vergessen werden. Der Ekel löst laut Menninghaus durch seine Stärke ein Gefühl der Lebendigkeit aus.[83] Damit eignet er sich ideal für Filme: Die Bilder des Ekels werden mit einem intensiven Gefühl verbunden und bleiben damit länger in Erinnerung. Ekel ist dabei jedoch immer kulturell bedingt.[84] In diesem Zusammenhang soll nochmals auf das vielleicht heikelste Beispiel in diesem Beitrag verwiesen werden, den Ekel vor stark übergewichtigen Menschen. Gerade dieses Exempel muss kulturell kontextualisiert gedacht werden: Was in der westlichen Gesellschaft als übergewichtig und vielleicht ekelig gilt, kann in

77 Ebd., 380.
78 Jeggle (wie Anm. 11), 27.
79 Ebd., 28.
80 Sueddeutsche.de: Sieg für die US-Tabakindustrie. Richter stoppt Ekel-Fotos auf Zigarettenschachteln. In: Süddeutsche Zeitung, 9.11.2011. Online unter: http://www.sueddeutsche.de/wirtschaft/sieg-fuer-die-us-tabakindustrie-richter-stoppt-ekel-fotos-auf-zigarettenschachteln-1.1184548 (Stand: 10.2.2015).
81 Ebd.
82 Vgl. Menninghaus (wie Anm. 12), 44.
83 Vgl. Ebd., 45.
84 Vgl. Mennell (wie Anm. 12), 370.

anderen gesellschaftlichen Vorstellungen oder zu anderen Zeiten als Schönheitsideal fungieren.[85]

Botschaften

Im Film Spurlocks aber verfolgt das in-Szene-setzen von Übergewichtigen ganz klar ein Ziel: das Hervorrufen von Abneigung. Ekel ist in den hier analysierten Filmen als ein wichtiges Gestaltungsmittel zu sehen, welches die Zuschauer_innen unmittelbar emotional involviert und sie dazu zwingt, sich auch moralisch zu positionieren. Durch den Ekel – sei es physischer oder moralischer, oder – in den Worten Rozins, *core disgust*, *animal reminder disgust* oder *moral disgust* – wird in den Filmen klar hervorgehoben, was gut und was böse ist und bietet so zwei klar voneinander trennbare Kategorien, in die es sich einzuordnen gilt. Ekel bildet dabei das ideale Hilfsmittel, da es die Menschen am Grundlegendsten packt – dem Schutz des Körpers und des Selbst. Damit wird eine moralische Verpflichtung an den Menschen herangetragen, die ansonsten schwer zu transportieren ist. Die Botschaften der Filme sind dabei vielfältig: In einem Interview für die *Süddeutsche Zeitung* spricht Wagenhofer auch über seine Beweggründe für den Film: „Ich bin ein politischer Mensch und […] wollte die Probleme der Globalisierung zeigen – die sind am schönsten an der Lebensmittelindustrie darstellbar. Essen betrifft jeden."[86] Dabei zeigt er seinen eigenen Angaben nach die „Hauptprobleme" auf, nämlich „[d]as Wirtschaftssystem, die Liberalisierung und dann die Privatisierung von Ressourcen".[87] Künstlerischer Anspruch sei hingegen kein Motiv: „Verdammt noch mal, was soll denn da künstlerisch sein, wenn die Welt in dieser Schieflage hängt. Die Herausforderung ist: Welche Geschichte erzähle ich mit welchen Mitteln, damit sie bei den Zuschauern ankommt. Wenn ich ins Kino gehe, will ich einen guten Gedanken mitnehmen. Das ist mein Anspruch."[88] Was schlussendlich aber den Zuschauer_innen gezeigt werden soll, ist: „Wir können es auch wieder ändern."[89] Regional und biologisch einzukaufen erscheint als Lösung:

> „Das heißt aber nicht: Nicht genießen. Ich halte es mit Loriot: Ein Leben ohne Genuß ist möglich aber sinnlos. Und Genuß ist keine Frage des ‚sich leisten können'. Die Idee

85 Vgl. dazu Merta, Sabine: Schlank! Ein Körperkult der Moderne. Stuttgart 2008.
86 Wagner (wie Anm.61).
87 Ebd.
88 Buchner, Katrin: Filmemacher Wagenhofer. „Menschen brauchen Katastrophen". In: Stern, 31.8.2008. Online unter: http://www.stern.de/kultur/film/filmemacher-wagenhofer-menschen-brauchen-katastrophen-643945.html (Stand: 10.2.2015).
89 Wagner (wie Anm. 61).

> bei Bioprodukten zum Beispiel ist ja auch die, dass sie, wenn sie wirklich Bio essen, das Leben komplett umstellen. Das ist, wie wenn sie mit dem Rauchen aufhören. Das Geldargument – Bio ist so teuer – stimmt überhaupt nicht. Wenn Sie wirklich ihre Ernährung umstellen, dann leben sie [sic] viel billiger, weil sie [sic] früher satt sind, weil die Lebensmittel gehaltvoller sind. Wenn Sie aber zu McDonalds gehen, was geben Sie da aus – 10 Euro? Und sind immer noch nicht satt."[90]

McDonald's stand in Spurlocks Film im Mittelpunkt. Während Wagenhofer vor allem auf ökonomische und politische Zusammenhänge aufmerksam macht, dreht sich der Film *Super Size Me* insbesondere um gesundheitliche Aspekte.

> „Es geht um eine sehr ernste Sache, die uns alle betrifft. Übergewicht ist eines der größten gesundheitlichen Probleme in unserem Land. Wir machen darauf aufmerksam, aber in einer nicht immer ernsten Art und Weise. Die Leute lachen ja nicht über sich selbst. Ich bin die Lachnummer. Später, wenn sie darüber nachdenken, erkennen sie vielleicht, dass ich nur ihren eigenen Lebensstil repräsentiere."[91]

Als Grundbedürfnis des Menschen ist Essen immer aktuell und betrifft alle – und gerade deshalb scheint das Aufzeigen von Missständen in diesem Bereich als ebenso notwendig wie publikumswirksam: Jeden Tag sterben 100.000 Menschen an Hunger und seinen direkten Folgen, während allein in Wien täglich so viel Brot weggeworfen wird, wie in Graz verbraucht wird[92] und in den USA mehr als 60 Prozent der Erwachsenen unter Fettleibigkeit leiden.[93] In automatisierten Schlachthöfen wurden allein in Deutschland im Jahr 2012 umgerechnet über 1.720.000 Hühner am Tag geschlachtet. Schweine und Rinder werden teilweise unter mangelhafter oder fehlender Betäubung getötet.[94] In Massentierhaltungen leben hunderttausende Tiere auf kleinstem Raum eingepfercht, ohne Auslauf, teilweise ohne Sonnenlicht und vom Mästen zu dick, um mehr als zwei Schritte machen zu können.[95] Quantität geht vor Qualität, Gewinn vor Geschmack. In dieser Welt der Überproduktion und Fettleibigkeit, der Massentierhaltung und ungerechten Verteilung von Nahrungsmitteln prangern Filmemacher wie Wagenhofer und Spurlock diesen Zustand und vor allem unseren Lebensstil öffentlich an und versuchen durch das Medium Film möglichst viele Menschen zu erreichen.

90 Ebd.
91 Schliedermann (wie Anm. 50).
92 Wagenhofer (wie Anm. 8), 4:42.
93 Spurlock (wie Anm. 48), 01:46 bis 01:49.
94 Heinrich-Böll-Stiftung u.a. (wie Anm. 70), 20-21.
95 Kenner (wie Anm. 18), 10:46 bis 10:55, 12:49 bis 12:53.

Ein ähnliches Ziel wie Wagenhofer verfolgt auch der amerikanische Regisseur Robert Kenner mit seinem Film *Food, Inc. Was essen wir wirklich?*. Viel stärker wird hier aber der persönliche Schaden thematisiert, der durch die Verantwortungslosigkeit US-amerikanischer Großkonzerne entstehen kann: Der Tod des zweijährigen Jungen Kevin, der durch E.coli-Bakterien gestorben ist – Krankheitserreger, die im Pansen von Kühen entstehen können, welche mit billigem Maisfutter gefüttert werden –, zeigt auf, dass prinzipiell jede_r Opfer werden kann. Es geht also nicht nur darum, die Welt zu retten, sondern letztendlich auch uns selbst zu schützen – und gerade deshalb eignet sich Ekelerzeugung als didaktisches Verfahren zur Vermittlung dieser Botschaften gut, da er einen Schutzmechanismus hervorruft. Der Großteil der westlichen Gesellschaft ist heute nicht mehr Produzent beziehungsweise mit den Verfahren der Produktion aus der Anschauung oder Praxis vertraut, sondern ausschließlich Konsument und weiß daher immer weniger darüber, wie Lebensmittel erzeugt werden und was sie beinhalten. Fleischskandale Anfang des 21. Jahrhunderts, wie BSE oder E. Coli-Bakterien in den USA, verstärkten eine allgemein vorherrschende Unsicherheit. Die Autor_innen Baier, Hardes, Wellershoff und Wolf schrieben in dem bereits erwähnten *Spiegel*-Artikel 2004 über Spurlocks *Super Size Me*, er „reagiere […] auf das Gefühl der Ohnmacht, das viele Menschen derzeit gegenüber dem Staat oder großen Konzernen empfinden".[96]

„Aber Vorsicht, er könnte Ihre Ernährungsweise ändern"[97] – Wirkungen und Reaktionen

Vielleicht haben gerade deshalb diese Dokumentarfilme eine so große Publikumsresonanz gefunden: *We Feed the World* ist laut der österreichischen Tageszeitung *Der Kurier* mit 201.994 Besucher_innen der fünfterfolgreichste österreichische Kinofilm der letzten zehn Jahre.[98] Das „Doku-Genre [ist] insgesamt bei Kinozuschauern so populär wie noch nie"[99] so steht im *Spiegel*-Artikel „Die Droge Wirklichkeit" geschrieben. Auch medial fanden vor allem *We Feed the World* und *Super Size Me* großen Anklang. Inwiefern der Film *Super Size Me* tatsächlich ein Umdenken in der Gesellschaft mit sich brachte, danach fragte auch die deut-

96 Beier u.a. (wie Anm. 5), 136.

97 Geamerschlag, Bert: „We Feed the World". Gehen Sie erst ins Kino. In: Stern, 29.4.2006. Online unter: http://www.stern.de/genuss/we-feed-the-world-gehen-sie-erst-ins-kino-559927.html (Stand: 10.2.2015).

98 Kurier.at: Österreichs 20 erfolgreichste Filme der vergangenen zehn Jahre. In: Kurier, 18.12.2013. Online unter: http://kurier.at/kultur/film/oesterreichischer-film-die-tops-und-flops-an-den-kinokassen-2013/41.592.228#41587960,41586771 (Stand: 10.2.2015).

99 Beier u.a. (wie Anm.5), 134.

sche Journalistin Christiane Löll in der Wochenzeitschrift *Stern*. Die Sprecherin des *Deutschen Instituts für Ernährungsforschung*, Gunda Backes, meint dazu: „Ich denke, dass die meisten Menschen den Film nicht auf sich beziehen, weil er so unrealistisch ist: Nur wenige Menschen essen drei Mal am Tag solche Mengen bei McDonalds."[100] Auch von McDonald's wurde das Experiment von Spurlock als realitätsfremd bezeichnet.[101] Trotzdem reagierte die Fast-Food-Kette auf den Film: Bis zum Ende des Jahres 2004 wurde in den USA die Größe *Supersize* eingestellt und es wurde versucht, dem Imageschaden entgegenzuwirken, zum Beispiel mit gezielten Kampagnen gegen Fettleibigkeit und mit Werbungen, die ein schlankes und gesundes Bild von McDonald's vermitteln sollten.[102] Nur fünf Jahre später berichtete die *Süddeutsche Zeitung*, McDonald's würde mit neuen Produkten und „gezielter Imagepflege"[103] von der Wirtschaftskrise profitieren, während andere Restaurants und Gaststätten Teil dieser seien. Seit Spurlocks Film habe sich viel getan: „Keine andere Restaurantkette verkauft mehr Salat im Jahr als McDonald's. […] Sogar Bioprodukte wie Bionade finden sich inzwischen im Sortiment. Trotzdem weiß man auch bei McDonald's, dass die meisten Gäste nach wie vor wegen einer Sache kommen: um einen nicht gerade kalorienarmen Hamburger zu essen."[104]

Ob und inwiefern die Filme das Verhalten von Anbieter_innen und Konsument_innen tatsächlich verändert und damit die Welt möglicherweise „nachhaltig verbessert" haben, ist natürlich schwer zu sagen. Fest steht, dass im letzten Jahrzehnt ein Umdenken in nahrungskulturellen Zusammenhängen zu beobachten ist: Bio ist in und Bio-Produkte finden auch in herkömmlichen Supermarktketten immer mehr Platz, Vegetarismus und Veganismus nehmen zu. Die drei Filme, die alle zwischen 2004 und 2008 erschienen sind, standen in einer früheren Phase dieser Entwicklung und trieben sie vielleicht sogar – zumindest zu einem kleinen Teil – mit an.

100 Löll, Christiane: Ernährungsverhalten. Umdenken durch „Supersize Me"? In: Stern, 19.7.2004. Online unter: http://www.stern.de/wissen/gesund_leben/ernaehrungsverhalten-umdenken-durch-super-size-me-527108.html (Stand: 10.2.2015).

101 Ebd.

102 Kaufmann, Matthias: Imagewechsel. McDonald's macht gesund. In: Manager Magazin, 9.3.2004. Online unter: http://www.manager-magazin.de/unternehmen/artikel/0,2828,289782,00.html (Stand: 10.2.2015).

103 Liebrich, Silvia: McDonald's. Big Mac aus Knete. In: Süddeutsche Zeitung, 17.5.2010. Online unter: http://www.sueddeutsche.de/wirtschaft/mcdonalds-big-mac-aus-knete-1.156735 (Stand: 10.2.2015).

104 Ebd.

Resümee

Zwar kann nicht mit Sicherheit beantwortet werden, ob beziehungsweise welchen Beitrag die Filme tatsächlich zu diesem sich verändernden Ernährungsbewusstsein geleistet haben, allerdings hat die Analyse der Filme bezüglich der eingangs gestellten Fragen ein klares Bild ergeben: Alle drei Dokumentationen bedienen sich Bilder, die bei den Zuschauer_innen Ekel hervorrufen sollen. Das sind zum einen Szenen, die körperliche Reaktionen verursachen, zum Beispiel durch Erbrochenes in *Super Size Me*, durchgeschnittene Kehlen von Hühnern bei *We Feed the World* oder tote Hühner in den Massentierhaltungen bei *Food, Inc.* Laut Rozin, Haidt und McCauley wird dabei der *core disgust* ebenso wie der *animal reminder disgust* hervorgerufen. Besonders stark ausgeprägt war bei den beiden letztgenannten Filmen aber auch der Effekt des *moral disgust* (Rozin, Haidt, McCauley) oder *moralischen Ekels* (Kolnai). Jener verursacht zwar weniger körperliche Reaktionen, drängt Zuschauer_innen aber umso mehr dazu, sich inhaltlich und ethisch zu positionieren. Für die Regisseure solcher Dokumentationen ist es nicht mehr befriedigend, Missstände nur aufzuzeigen, sondern diese sollen, wenn möglich, auch bekämpft werden, den Zuschauer_innen soll eine Botschaft mitgegeben werden. Diese Botschaft kann sowohl gesundheitlicher als auch ökologischer, politischer oder ökonomischer Natur sein – und Ekel bildet hierbei ein Gestaltungsmittel, welches sich anbietet, da es den Menschen unmittelbar emotional stark anspricht und in Erinnerung bleibt.

Arbeit

Ekel in der Krankenpflege. Orte, Praktiken und Funktionen

Alexandra Hangl

> „Krankenpflege ist ziemlich peinlich und vor allem grauslig, es ist ein permanentes Arbeiten an Körperöffnungen, mit Ausscheidungen und Sekreten, mit Sterbenden, Absterbendem, Totem, mit Verwesung am eigenen Leib“[1]

„Also, ich könnte diese Arbeit nie machen.“ Diesen Satz hören Pflegekräfte häufig, wenn sie mit Außenstehenden über ihre Arbeit sprechen. Vor dem geistigen Auge des Gegenübers summieren sich die Aufgabengebiete von Schwestern und Pflegern[2], ihr permanenter und enger Kontakt mit fremden Körpern, deren Siechtum, die Ausscheidungen und die damit einhergehende Vergegenwärtigung der menschlichen Endlichkeit und des leiblichen Vergehens zu einer vermeintlich unüberwindbaren Belastung, welche die physische und psychische Identität des Individuums zu gefährden droht. So sind viele Menschen froh, dass andere diese ebenso notwendige wie streckenweise unangenehme Arbeit übernehmen.

Pflegepersonen erlernen in ihrer beruflichen Sozialisation Handlungen, Strategien und Mittel, um eine dem Berufsbild der „guten Pflegekraft“ entsprechende „oberflächliche Übereinstimmung“[3] zu erzeugen. Wenn jedoch die eigenen Bedürfnisse hinter diesem abverlangten Bild des Berufsstandes verborgen werden, so zeigen sich hier – an der Schnittstelle von Kultur, Gemeinschaft und Individuum – Spannungen und Dynamiken, die von kulturwissenschaftlichem Interesse sind. Die Kulturwissenschaftlerin und Krankenschwester Gudrun Silberzahn-Jandt hat sich in ihren Arbeiten mit dem Ekel in der Krankenpflege befasst und kritisiert, dass bisherige volkskundlich-kulturwissenschaftliche Arbeiten zum Themenkom-

1 Pernlochner-Kügler, Christine: Körperscham und Ekel – wesentlich menschliche Gefühle. Münster 2004, 268.

2 Die Anwendung von Schwester und Pfleger steht hier für die diplomierte Gesundheits- und Krankenschwester und den diplomierten Gesundheits- und Krankenpfleger, welche sich in ihrer Selbstbeschreibung (vgl. auch angewandtes Interviewmaterial in diesem Text) kurz als Schwestern und Pfleger bezeichnen.

3 Diese Formulierung stammt von Goffman, Erving: Wir alle spielen Theater. Die Selbstdarstellung im Alltag. München 1969, 13, zur genaueren Bezugnahme auf Goffman in diesem Text s.u. ausführlich.

plex Ekel und Krankheit „ausgesprochen körperfern, gar aseptisch“ erfolgten.[4] Ihre Beobachtungen zeigen, dass Ekel keine starre Emotion ist, sondern ein veränderliches, immer wieder neu bewertetes soziokulturelles leibliches Phänomen.[5] Ekel ist sowohl Ausdruck der Kultur der Pflegenden, als auch Ausdruck individueller Entscheidungen und Grenzziehungen.

Das Ziel meiner Untersuchung ist es, Handlungsstrategien und Verhaltensmuster aufzuzeigen, welche es dem Pflegepersonal erlauben, auf Ekelreize in ihrem Arbeitsalltag mit der notwendigen Gelassenheit zu reagieren. Hierbei sollen die Rolle des Ekels und des Umgangs damit für die Aufrechterhaltung des Selbstverständnisses als „guter Pfleger“ oder „gute Schwester“ untersucht und verschiedene Funktionalisierungen des Ekels in moralischer, hierarchischer und kommunikativer Hinsicht dargestellt werden.

Empirische Erhebungen auf unterschiedlichen Stationen und Interviews mit Pflegepersonal zeigen, dass ein Bild der ekelresistenten Schwester und des stoischen Pflegers in den Köpfen der Pflegenden existiert und angebotene Strategien zum Umgang mit Ekelgefühlen nur teilweise angenommen werden. Dieser Beitrag beschäftigt sich damit, warum dies so ist und welchen Nutzen der Ekel für die Pflegenden hat – neben seiner im Arbeitsalltag oft unterdrückten natürlichen Schutzfunktion. Die Untersuchung basiert auf empirischem Material, angeleiteten und dokumentierten Selbstbeobachtungen des Personals und qualitativen Interviews. Der Feldzugang war durch meine eigene berufliche Ausbildung als Krankenschwester erleichtert und stützte sich auch auf persönliche Kontakte.

Pfleger und Schwestern sind umgeben von Ekelstimuli, welchen sie sich nur schwer entziehen können und denen sie sich, ihrem beruflichen Ethos folgend, auch nicht entziehen zu dürfen glauben, wie in manchen Interviewpassagen deutlich wird:

> „Ich hatte immer das Gefühl, ich dürfte mir nichts anmerken lassen, weil man dann sagen könnte, du bist nicht geeignet für diesen Beruf.“[6]

> „Es gehört zum Berufsbild, dass man alles macht ohne zu sagen, das kann ich nicht.“[7]

4 Silberzahn-Jandt, Gudrun: Vom Ekel in Krankheits- und Heilungsprozessen. In: Simon, Michael (Hg.): Auf der Suche nach Heil und Heilung. Religiöse Aspekte der medikalen Alltagskultur. Volkskunde in Sachsen. (Heft 10/11). Dresden 2007, 187-196.

5 Vgl. Silberzahn-Jandt, Gudrun: Zur Leiblichkeit eines Gefühls. Ekelerfahrungen in Beziehungen zwischen Krankenpflegepersonal und PatientInnen. In: Katharina Eisch u. Marion Hamm (Hg.): Die Poesie des Feldes. Beiträge zur ethnographischen Kulturanalyse. (Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, Bd. 93). Tübingen 2001, 48-59.

6 Interview mit Schwester V., geführt von Alexandra Hangl, Innsbruck, 17.10.2011.

7 Interview mit Pfleger P., geführt von Alexandra Hangl, Innsbruck, 17.10.2011.

> „Und dann schluckt man den letzten Bissen des Frühstücks hinunter und geht auf die Glocke, der Geschmack mischt sich mit dem Geruch des Durchfalls."[8]

Krankenpflege gilt allen Belastungsfaktoren und Ekelmomenten zum Trotz als „einer der anspruchsvollsten, [...] vielseitigsten und faszinierendsten Berufe unserer Zeit"[9], und alljährlich beginnen zahlreiche Menschen die Ausbildung in einer Krankenpflegeschule. Hier lernen die Novizinnen und Novizen mittlerweile auch unter professioneller Anleitung, wie mit Gefühlen wie Ekel und Scham umgegangen werden kann. Dies ist im Rahmen der Ausbildung eine jüngere Tendenz, welche sich seit den neunziger Jahren auch in Fachpublikationen der Pflegewissenschaften zeigt. Dem differenzierten Umgang mit Ekelgefühlen wird in der Ausbildung zunehmend Beachtung geschenkt. Dies ist keine Selbstverständlichkeit, denn noch bis in die 1970er Jahre befanden die diskursführenden Schwesternverbände in ihren Veröffentlichungen: „Die Schwester darf weder irgendwelche Zeichen von Ekel erkennen lassen, noch jemals in Gegenwart des Kranken eine Bemerkung [...] machen."[10] Zunehmend hat sich jedoch die Erkenntnis durchgesetzt, dass sich Ekelgefühle nicht völlig abtrainieren lassen, ein ständiges Überschreiten persönlicher Ekelgrenzen aggressives Verhalten gegenüber den Patienten/innen schüren kann[11] und zudem die Negierung des Ekelgefühls seitens des Personals mitunter ein Grund für die Entstehung eines „Burnout-Syndroms" ist.[12] Daher kommt dem Begriff und der Praxis des Ekelmanagements eine zunehmend wichtigere Rolle in der Ausbildung zu.[13]

Auszubildende an der Universitätsklinik Innsbruck, wo ich einen Teil meiner Untersuchungen durchführte, lernen in theoretischen Schulungen zum Thema „Scham und Ekel", solch „negative Gefühle" im Team anzusprechen, individuelle Ekelgrenzen auszuloten und diese im Arbeitsalltag zu berücksichtigen.[14] Genaues, kontrolliertes Arbeiten und eine Ekelreduktion durch „gute Pflege und Pflegepla-

8 Feldforschungstagebuch 1 Ekel und Pflege. Innsbruck und Pfaffenhofen, Oktober 2011 bis Dezember 2012. Gedächtnisprotokoll zu einem informellen Gespräch mit Pfleger M., geführt von Alexandra Hangl, 2.3.2012.

9 Vgl. Schäffler, Arne u.a. (Hg.): Pflege Heute. Lehrbuch und Atlas für Pflegeberufe. Stuttgart u.a. 1998, Covertext.

10 Overlander, Gabriele: Die Last des Mitfühlens. Aspekte der Gefühlsregulierung in sozialen Berufen am Beispiel der Krankenpflege. Frankfurt a.M. 1994, 86. Zit. n. Ringel, Dorothee: Ekel in der Pflege – eine „gewaltige" Emotion. Frankfurt a.M. 2003. (2. Auflage, Orig. 2000), 30.

11 Vgl. Ringel 2003 (wie Anm. 10), 81-82.

12 Vgl. Tanski, Björn: Burnout in der stationären Altenpflege (= Apollon Schriftenreihe zur Gesundheitswirtschaft, 6). Bremen 2014, 77.

13 Vgl. Pernlochner-Kügler 2004 (wie Anm. 1), 261-265.

14 Vgl. Pernlochner-Kügler, Christine: Umgang mit Ekel- und Schamgefühlen bei der Arbeit mit Körpern. Unveröffentlichtes Schulungsmanuskript, Innsbruck 2010.

nung“ wird neben verschiedenen Schutzstrategien gelehrt, wie dem Einsatz von Schutzkleidung oder geruchshemmenden Mitteln. Zudem soll ein „technischer Blick“ den Fokus weg vom Ekelauslöser hin zur Pflegetechnik führen und dadurch die Arbeit erleichtern. Neben diesen eher technisch-praktischen Zugängen spielt jedoch insbesondere der bewusste Umgang mit dem eigenen Gefühlserleben eine wichtige Rolle: Die angehenden Pflegekräfte sollen lernen, ihre eigenen Gefühle wahrzunehmen, zu ihnen zu stehen und sie auch im Team zu kommunizieren. In der Folge wird die Entlastung der Pflegenden durch den Einsatz von (schwarzem) Humor, die Aufteilung der Aufgaben im Team oder auch die Wichtigkeit der Beanspruchung von Auszeiten angeleitet.[15] Das Idealbild der Schwester, „der es vor nichts graust“, wird zunehmend abgelöst vom Bild einer Pflegekraft mit eigenen Emotionen und Empfindlichkeiten, die durchaus auch je nach Tagesform variieren können. Eine professionelle und die eigene Gesundheit erhaltende Pflegearbeit gelingt den Pflegenden demnach gerade dann, wenn sie diese eigenen (Ekel-)Gefühle eben nicht leugnen oder unterdrücken, sondern sie im Gegenteil bewusst wahrnehmen, sich und anderen auch eingestehen und situativ sensibel damit umgehen.

Ekel, Ekel, wo bist du?

Pflegende müssen ekelauslösende Situationen in ihren Arbeitsalltag integrieren, um die für den Pflegeprozess notwendige Handlungsfähigkeit zu erhalten. Die eigentlich aufgrund der Schutzfunktion des Ekels erforderlichen Reaktionen wie Flucht vor dem auslösenden Reiz oder die sofortige Beseitigung desselben können während der Pflegehandlungen nur eingeschränkt erfolgen. Dies führt zur Ausbildung unterschiedlicher alternativer Handlungsstrategien, welche es dem Pflegenden erlauben, auf „Kotze, Kot, Schleim etc.“[16] mit einer „professionellen Gelassenheit“[17] zu reagieren. Auch wenn der Ekel im Kontakt mit den Patienten/innen, deren Ausscheidungen und Körpersekreten von außen betrachtet omnipräsent scheint, so reagieren Pflegepersonen in Befragungen dahingehend, dass sie das Thema marginalisieren und das eigene pflegerische Selbst als ziemlich ekelresistent beschreiben. Zugleich zeigt sich aber ein großes Interesse, über Ekel zu sprechen und Situationen anzuführen, „welche so ekelig waren, dass selbst die hartgesottensten Pfleger“[18] starken Ekel empfanden. Auch können beinahe

15 Vgl. Pernlochner-Kügler 2004 (wie Anm. 1), 16-20.
16 Pernlochner-Kügler 2004 (wie Anm. 1), 269.
17 Vgl. ebd., 268-269.
18 Interview mit Pfleger M., geführt von Alexandra Hangl, Telfs, 5.5.2012.

alle Pfleger und Schwestern individuelle Ekelstimuli benennen, welche den Arbeitsalltag wesentlich bestimmen und das beschriebene ekelresistente Selbst in Frage stellen.[19] Zur Veranschaulichung an dieser Stelle eine Bemerkung aus meiner persönlichen Erfahrung: In meiner persönlichen Ekelsozialisierung spielt die Tätigkeit des „Polypenfischens" eine entscheidende Rolle. Auch wenn ich dies bis dato nur fünf Mal durchführen musste, ist diese Arbeit eine jener Grenzsituationen, in der sich all meine Ekelgefühle und spezifischen Erinnerungen spiegeln. Die Tätigkeit zielt darauf ab, bei einer Koloskopie entnommene Gewebeproben, meist abgetrennte kleine Darmpolypen, im Durchfallwasser des Patienten, der Patientin zu ertasten und für eine weitere histologische Untersuchung zu bergen. Eine Arbeit, die meist in den ruhigeren Nachtdienststunden geleistet wurde und sich insbesondere in meine haptisch, taktile Erinnerung als stärkster Ekelauslöser eingebrannt hat. Wenn ich in meinem gegenwärtigen Alltag Dinge von der Konsistenz jener Polypen berühre, sucht mich schlagartig jenes starke Ekelgefühl auf, welches ich bei der Tätigkeit selbst empfunden habe und welches ich in meiner eigenen Berufsrealität gerne nivelliere.

Die Diskrepanz zwischen Ekelmarginalisierung und Ekelrealität soll in den folgenden Ausführungen in empirischer Auseinandersetzung mit den pflegenden Akteur/innen selbst festgestellt und analysiert werden. Physiologische Veränderungen wie ein Zusammenziehen der Gaumen- und Rachenmuskulatur, eine spezifische Mimik, aber auch Veränderungen der Stimmlage weisen auf Ekel hin.[20] Derartige Äußerungen müssen in der Interaktion mit den zu Pflegenden entweder vermieden oder neu kontextualisiert werden, um deren Ursache, also den Umstand, dass sich die Pflegeperson ekelt, zu verbergen oder zu kaschieren, um den sich sowieso schon in einer defensiven Position befindlichen Patienten nicht zusätzlich bloßzustellen. Verhaltensstrategien zur Ekelreduktion finden sowohl auf physischer, als auch auf symbolischer Ebene statt und können empirisch in körperlichen Handlungen und verbalen Äußerungen nachgewiesen werden.

Empirische Zugänge zu einer teilweise tabuisierten Emotion

Der Anspruch der vorliegenden Studie ist es, einen empirischen Zugang zum Thema zu finden und damit den Akteuren/innen, ihren Wahrnehmungen und Gefühlen eine zentrale Rolle beizumessen. Auch wenn Ekelgefühle in der Arbeit

19 Verweise auf die eigene Ekelresistenz und auf das gleichzeitige Vorhandensein extremer Ekelsituationen fanden sich bei allen einführenden Gesprächen, welche ich zur „Selbstbeobachtung mittels Ekeltagebüchern" geführt hatte. Vgl. Feldforschungstagebuch (wie Anm. 8).

20 Vgl. Ringel 2003 (wie Anm. 10), 15.

ständig präsent sind, werden diese im Arbeitsalltag der Institutionen kaum kommuniziert und häufig von Routinen überlagert, es erfolgt eine Tabuisierung des Ekels. Dadurch ist der empirische Zugang zunächst erschwert. Ein zweistufiger methodischer Aufbau sollte es dennoch ermöglichen, Ekel als diskursives Element in der Selbst- und Fremdwahrnehmung der Pflegepersonen zu beschreiben. Da ich selbst als Krankenschwester tätig bin, gelang es über informelle Gespräche, Pfleger und Schwestern für dieses Projekt als Beobachtungspartner/innen zu gewinnen. Sie sollten zu Beginn der Erhebungen zunächst persönliche Tagebücher über den alltäglichen Ekel im Stationsalltag führen. So sensibilisiert, konnten die sechs Pfleger und Schwestern ihre Alltagsroutinen durchbrechen, den dahinter liegenden Ekel erkennen und ihn folglich auch benennen. Die qualitativen Interviews mit diesen Personen, die ich dann nach einem Zeitraum von zirka acht Wochen führte, zeigen, dass dieser Ansatz geglückt ist. Die Gespräche verwiesen auf eine ständige Präsenz des Ekels im Arbeitsalltag und auf die zahlreichen Handlungsmuster, welche eingesetzt wurden, um den Ekel zu bewältigen. Neben diesen Interviews führte ich selbst ein Ekel-Forschungstagebuch. Hier notierte ich persönliche Erinnerungen, meine Erfahrungen als Krankenschwester, Gespräche im Bekanntenkreis und Erkenntnisse, welche ich im Sinne einer teilnehmenden Beobachtung auf verschiedenen Stationen der Universitätsklinik in Innsbruck sammeln konnte. Im Entstehungsprozess dieser Arbeit ergaben sich immer wieder Gespräche und Diskussionen mit Berufskollegen/innen, welche zeigten, dass das Ekelempfinden keine Konstante ist, sondern immer wieder neu interpretiert und eingeordnet wird.

Die Ergebnisse der Erhebungen gliedere ich in vier Themenkomplexe: An erster Stelle steht das Selbstbild der Pfleger und Schwestern, dabei insbesondere die Frage, was einen „guten" Pfleger, eine „gute" Schwester ausmache und wie jene Kollegen/innen gesehen werden, welche nicht den jeweils eigenen Vorstellungen entsprechen. Den zweiten Themenbereich stellt die individuelle Ekelabwehr auf physischer und symbolischer Ebene dar, aber auch die Annahme des Ekels und dessen Akzeptanz als wesentlicher Faktor des pflegerischen Alltags. Es geht also um Fragen der persönlichen Bewertung. Dem Thema Sprache gilt der dritte Punkt, da Sprache ein zentrales Arbeitsinstrument der Pflegenden ist. Kommunikation erfolgt mit den Patienten/innen, über die Patienten/innen und unter den Kollegen/innen, aber auch im privaten Bereich. Den Pflegern/innen steht nicht nur eine Fachsprache zur Verfügung, sie können sich auch ihrer Umgangssprache bedienen, um ihr „Grausen" in Worte zu fassen. Wann und wie über Ekel gesprochen oder wann lieber geschwiegen wird, soll in diesem Abschnitt behandelt werden. Der vierte Bereich betrifft die räumliche Dimension, es geht um „Vorderbühnen und Hinterbühnen" des Ekels und damit um den komple-

xen Prozess seiner Sichtbarwerdung in Abhängigkeit von dem Ort seiner Zurschaustellung.[21] Schwestern und Pfleger spielen auf den verschiedenen Bühnen der Kliniken unterschiedliche Rollen. Schlüpfen sie in ihre Arbeitskleidung, so nehmen sie die Rolle des „guten Pflegers" beziehungsweise der „guten Schwester" an. Die Patienten/innen spielen mit, beobachten und bewerten das „Schauspiel" des Pflegepersonals und fügen sich in das Spiel ein, wenn sie an der Reihe sind. Die szenischen Metaphern Goffmans dienen als Werkzeug, um die verschiedenen Orte des Ekels, seine Abhängigkeit vom jeweiligen Publikum und die Ambivalenz der Emotion darzustellen.

„Mich ekelt ja fast nichts" – zum vermeintlich ekelfreien Selbstbild von Schwestern und Pflegern

Im Stationsalltag schließen sich Pflegende zu einem spezifischen, in diesem Fall ekelkompetenten, Ensemble zusammen. Goffman verwendet den Begriff des Ensembles für „jede Gruppe von Individuen [...], die gemeinsam eine Rolle aufbauen".[22] Die Mitglieder arbeiten eng zusammen, wenn es darum geht, „eine gegebene Situationsbestimmung" aufrecht zu erhalten und die Gruppe festigt sich durch „eine Reihe von Interaktionen, in denen es um die relevante Definition der Situation geht".[23] In unserem Fall handelt es sich um die Situation der Konfrontation mit einem Ekelreiz und es geht darum, dem Umfeld, also den Patienten/innen und Kollegen/innen, zu vermitteln, dass man an derartige Situationen gewöhnt sei und die Ekelgefühle entweder aushalten oder unterdrücken könne, man also weiter handlungsfähig sei.

Die Ambivalenz zwischen Ekelrealität und Ekelmarginalisierung in der Darstellung des pflegerischen Selbst wurde bereits eingangs angesprochen. Entgegen aller Professionalisierung, Verwissenschaftlichung und allgemeinen Aufwertung des Berufsstandes, welche dieser in den letzten Jahren erfahren hat, wissen die Schwestern und Pfleger in ihrer täglichen Arbeit um dieses Spannungsverhältnis:

21 Der Soziologe Erving Goffman hat diese Metaphern geprägt; er blickt auf den Alltag wie auf eine Bühne, Rollen werden bestimmt, Ensembles beschrieben und Inszenierungen dargestellt: „Man erwartet [...] von jedem Teilnehmer, daß er seine unmittelbaren tieferen Gefühle unterdrückt und einen Aspekt der Situation ausdrückt, den seiner Ansicht nach die anderen wenigstens vorübergehend akzeptieren können. Diese oberflächliche Übereinstimmung, die den Anstrich von Einigkeit hat, wird ohne Schwierigkeiten aufrechterhalten, wenn jeder seine eigenen Bedürfnisse hinter der Verteidigung von Werten verbirgt, denen sich alle Anwesenden verpflichtet fühlen." Goffman, 1969 (wie Anm. 3), 13.

22 Goffman, 1969 (wie Anm. 3), 75.

23 Ebd., 69.

„Sie würden natürlich gerne flüchten, sie dürfen es aber nicht. Im Gegenteil – sie sind dazu da, das Ekelerregende zu beseitigen.[24] Und sie sehen: „In dem Job darf man sich für nichts zu schade sein."[25] Alle Interviewpartner/innen brachten in den Gesprächen ihr persönliches Ekelempfinden zum Ausdruck und konnten auch individuelle Ekelgrenzen darstellen, beschrieben diese aber im Arbeitsprozess als wenig belastend und machten eine professionelle Gewöhnung geltend. Eine gängige Grundannahme lautet: „Jeder kann die Arbeit machen, man muss sich nur daran gewöhnen und am Anfang ein bisschen überwinden."[26] In den Erhebungen zeigt sich, dass sich Pflegende mit den abverlangten Arbeiten arrangieren und den eigenen, mitunter auch belastenden, Prozess der Ekelsozialisation als vorübergehende Phase des Anfangs beschreiben:

> „Ich glaube nicht, dass das Ekelgefühl eine Konstante ist, ich glaube, dass man das Gefühl eine Zeit lang kompensiert und aber irgendwann nicht mehr kompensieren muss, weil der Einfluss des Ekels nicht mehr stark genug ist. Es wird immer Situationen geben, wo das Professionelle nicht funktioniert, aber im Rahmen der normalen Pflege erreicht man irgendwann einen Punkt, wo einen das nicht mehr belastet, wo man nichts kompensieren muss."[27]

Was passiert aber, wenn dieser Punkt der Akzeptanz des Ekels nicht eintritt und Pflegende, wie es ja im Sinne eines guten Ekelmanagements empfohlen wird, ekelhafte Arbeiten delegieren und auf die Einhaltung eigener Grenzen bestehen? Sozialität hat in der Krankenpflege nicht nur gegenüber den Patienten/innen, sondern auch gegenüber den Kollegen/innen einen hohen Stellenwert. So stellen die Interviewten die jeweiligen Teams als solidarisch, tolerant und hilfsbereit dar. „Zartbesaiteten" Pflegenden wird Unterstützung gewährt und es wird hervorgehoben, dass diese in „anderen Sachen sehr gut" seien und ein Eingeständnis eigener Überforderung auch ein „Zeichen von Größe" sei. Interviewte, welche sich im Stationsalltag nicht mit „solchen Kollegen" konfrontiert sehen, schließen eine Unterstützung „auf Dauer" jedoch aus. „Denn", so ein Pfleger, „mich würde es schon ärgern, wenn ich immer die Drecksarbeit eines anderen machen müsste!"[28] Und auch eine Schwester, deren Kollegin große Probleme mit dem Absaugen[29]

24 Pernlochner-Kügler, Christine: Ekel in der Pflege. Über den gesunden Umgang mit ungesunden Substanzen und einem negativen Gefühl, (Skript integra Messe 2004), 6. Online unter: http://www.integra.at/files/Pernlochner.pdf. (Stand: 10.3.2015), 6.

25 Interview mit Pfleger P. (wie Anm. 7).

26 Ebd.

27 Ebd.

28 Interview mit Pfleger M. (wie Anm.18).

29 Absaugen meint hier die Entfernung von Trachealschleim aus dem Atemtrakt mittels eines Saug-

von Patienten/innen hat, der diese Arbeit regelmäßig von Teamkollegen/innen abgenommen wird, meint:

> „Wenn du dich in deinem Beruf sehr ekelst, dann bist du falsch. Am Anfang ist das legitim als Schüler oder noch als junge Schwester, aber wenn ich mich nach zwei, drei Jahren noch ständig ekle, dann bin ich falsch. Einige Kollegen sind falsch im Beruf."[30]

Die Schwestern und Pfleger gestehen Schülern/innen und Neulingen Ekel zu. Alle erinnern sich noch gut an ihre eigene Anfangszeit und daran, wie „schlimm Arbeiten wie das Einsammeln der Harnsäcke waren". Dies sind jedoch Aufgaben, die sie heute ohne irgendein Zeichen des Unwohlseins ausführen. In der Erinnerung seien es insbesondere die „grausigen Sachen", welche sie als Schüler/innen erledigen „mussten", die sie geprägt, und die Entscheidung bestimmt haben, auf einer bestimmten Station zu arbeiten. Gelockerte hierarchische Strukturen scheinen einen Wandel in der Beziehung zwischen Pflegenden und Auszubildenden bewirkt zu haben, es wird betont, dass sich in der Ausbildung viel verändert habe und ein völlig neuer Schülerstatus entstanden sei:

> „Wir sind als Schüler viel geschickt worden, zum Putzen und so. Aber das mache ich nicht."[31]
> „Ich hab mir früher immer gedacht, da muss man durch und das gar nicht hinterfragt. Zu unseren Zeiten war der Schüler noch schüchtern und hat sich viel sagen lassen, das hat sich schon geändert. Ich mache mir meine Arbeiten immer selber."[32]

> „Ich hab als Schüler alles automatisch gemacht, damit ich dann halt fleißig wirke. Wenn ich geglaubt habe, das erwartet man jetzt von mir, dann bin ich gegangen. Weil es auch erwünscht ist."[33]

Die Formulierung „weil es auch erwünscht ist" verrät viel über den Druck, der von mehr oder weniger ausgesprochenen Regeln und Erwartungshaltungen innerhalb einer hierarchischen Struktur ausgeht oder früher ausgegangen ist. Auch wenn sich das diplomierte Personal jetzt nicht mehr den Ausbildungsprinzipien einer „alten strengen Schule" bedient: „durch muss jeder". Allein schon übliche Arbeitsteilungen, wie die, dass die Schüler/innen auf vielen Stationen morgens als

katheters.

30 Interview mit Schwester V. (wie Anm. 6).
31 Interview mit Pfleger P. (wie Anm. 7).
32 Interview mit Schwester V. (wie Anm. 6).
33 Interview mit Schwester S., geführt von Alexandra Hangl, Innsbruck, 4.11.2011.

erste durch die Zimmer gehen um beispielsweise den Blutdruck zu messen, und damit gewissermaßen als Vorhut die etwaigen Hinterlassenschaften der Nacht in den Patientenzimmern aufklären und vorfinden, erzwingen geradezu Situationen der Konfrontation mit Ekelstimuli. Auch herrscht eine stumme Einigkeit darüber, dass Schüler/innen, aber auch Pflegehelfer/innen „von sich aus" Reinigungsarbeiten übernehmen. Demgegenüber geben Auszubildende, „die auf eine Aufforderung warten", ein „schlechtes Bild" ab.[34]

Somit erfüllt die systematische Konfrontation mit Ekel in hierarchischen Strukturen auch distinktive Funktionen, ein zumindest temporäres Aussetzen dieser Reglements wird somit zu einer starken, bedeutungstragenden Botschaft: Ein „bleib nur sitzen, ich mach das schon" oder eine Stationsschwester, die demonstrativ den Ausgussraum säubert und die Schmutzwäsche versorgt, signalisiert damit: „Ich bin Teil des Ganzen" und stärkt dadurch das Team. Die Formen des Umgangs mit ekelbehafteten Materialien können aber auch unterschiedliche Ekelsozialisationen und daraus resultierende Grenzen innerhalb des Teams aufzeigen. So sind es häufig ältere Pflegende, welche auf Schutzmaterial wie Handschuhe und Schürzen verzichten oder jüngere Kollegen/innen zur Sparsamkeit ermahnen, wenn sich diese in ihren Augen sinnlos oder übertrieben aufwändig schützen. Ekel und ekelbehaftete Situationen werden im Klinikalltag also auch dahingehend funktionalisiert, die Gemeinschaft der Pflegenden zu strukturieren.

Auch wenn die relative Ekelresistenz der Pfleger und Schwestern zum guten Ton in der Krankenpflege gehört, gibt dieser Umstand Anlass zur Reflexion. Einzelnen Befragten ist es wichtig zu betonen, dass ihr gelegentlich recht legerer und routinierter Umgang nicht auf eine mangelnde persönliche Hygiene oder die Missachtung gesellschaftlicher Normen schließen lassen soll. So erzählt ein Pfleger:

> „Ich hab letztens eine Banane gegessen und die Kollegin hat mir zur Beurteilung im Gang eine Schüssel mit Meläna [altblutigem, schwarzen Stuhl] gezeigt. Ich schau mir das an und esse dabei die Banane und dann hab ich mir gedacht, hoffentlich hat das jetzt niemand mitbekommen, wie ich mich über die Schüssel beuge und dabei esse."[35]

Für diese erlebte „Robustheit" im Umgang mit Ekelstimuli spielen Ort und Situation eine wichtige Rolle. Hier kann es auch zu Unsicherheiten kommen, etwa bei Vermischung oder Überlagerung unterschiedlicher Codizes. So isst der zitierter Pfleger auf dem Stationsgang, einem Ort, an dem auch Pflegeverrichtungen stattfinden, obwohl eigentlich auf einer „Hinterbühne", nämlich in der Küche

34 Ebd.
35 Interview mit Pfleger M. (wie Anm. 18).

gegessen werden sollte. Solche Situationen können wie im zitierten Beispiel zu Irritationen der eigenen Souveränität und Verhaltensunsicherheiten führen. Auch berichten Schwestern und Pfleger, dass sie sich in ekelbehafteten Situationen, die im Privaten passieren, unwohler fühlen und sie sich ganz allgemein schneller ekeln als in dienstlichen Zusammenhängen. Ihre Dienstkleidung und ihre erwünschte Rolle lassen die Pflegenden professioneller agieren und die jeweiligen, an sie gestellten Erwartungen erfüllen. Die Rolle gibt ihr Sicherheit, wie eine Interviewpartnerin ausführt: „Mir hilft die Rolle bei der Arbeit schon ziemlich, weil ich weiß genau, was die anderen von mir erwarten und von mir halten und das mach ich dann. Dann graust es mich auch vor gar nichts."[36] Im Krankenhaus wirkt nicht nur die Dienstkleidung identitätsbildend und ekelhemmend, es steht auch eine sachkulturelle Ausstattung zur Ekelabwehr zur Verfügung: abwischbare Flächen, Desinfektionsmittel, Abwurfbehälter, Raumsprays und auch individuelle Strategien der Pflegenden erleichtern den Arbeitsalltag.

Ekelabwehr auf symbolischer und physischer Ebene

Neben den augenscheinlichen Abwehr- und Schutzhandlungen, welche eingangs unter dem Begriff Ekelmanagement angeführt wurden, möchte ich im folgenden Teil insbesondere auf individuelle Teilaspekte der Ekelabwehr Bezug nehmen, welche sich für die interviewten Pflegenden als lohnende Verhaltensstrategien bewährt haben, jedoch häufig nicht primär als Ekelabwehr erkannt werden.

Handschuhe sind sicherlich jene Schutzmaßnahme, derer sich die Pflegenden am häufigsten bedienen. Eine Schwester meint: „Es sind die Handschuhe. Mit Handschuhen ist mir alles wurscht. Wenn ich Handschuhe anhabe, bin ich zufrieden und souverän."[37] Handschuhe sind auch Hilfsmittel, welche in diskursiven Prozessen mit Meinungen und Haltungen der Pflegenden verknüpft sind. So erhalten die Pfleger und Schwestern in Innsbruck seit einiger Zeit „neue Handschuhe von einer minderen Qualität" mit der Folge, dass diese oft bei der Arbeit reißen und somit Stuhl, Blut oder andere Sekrete unmittelbar und unerwartet auf den eigenen Körper treffen. Dies sind Situationen, welche bei allen Pflegenden ein starkes Ekelgefühl hervorrufen, das als „viel schlimmer" empfunden wird, als wenn die Pflegehandlung von vornherein ohne Handschuhe durchgeführt worden wäre. Einhellige Meinung ist, dass die Krankenhausführung an solchen Punkten nicht sparen dürfe. Auch wenn eine Schmutz- und Infektionszulage einen finanziellen Ausgleich zu den Ekelerlebnissen bieten soll, so sehen die Pflegenden doch

36 Interview mit Pfleger P. (wie Anm. 7).
37 Interview mit Schwester V. (wie Anm. 6).

ein gutes Equipment und die Möglichkeit, individuell darüber zu entscheiden, wann dieses wie eingesetzt wird, als eine ihrer wichtigsten Arbeitsgrundlagen an: „Da denke ich mir: Das steht mir ja zu. Ich habe ja das Recht, mich zu schützen und muss mich ja nicht völlig aufgeben für den Patienten. Deshalb habe ich auch das Recht, mir Handschuhe und einen Kittel anzuziehen!“[38]



Abb. 1: Pfleger in Schutzkleidung

Es gibt in diesem Zusammenhang auch ein intergenerationelles Spannungsverhältnis, denn ein sich veränderndes Pflegeverständnis wird bisweilen als Angriff auf die eigenen, seit langer Zeit praktizierten und als grundlegend angesehenen Schutzmaßnahmen interpretiert. Die unterschiedlichen Ansichten zwischen langgedientem und jüngerem Personal wurden bereits angesprochen. Aktuell zeichnet sich eine erneute Veränderung im Bereich der Grundpflege ab. Die Schüler/innen transportieren und kommunizieren diese Veränderung und stoßen, wie im folgenden Fall, auf Unverständnis und Abwehr auf den Stationen. Sichtlich entrüstet berichtet eine Schwester: „Die Schüler lernen jetzt, dass man beim Waschen nur für den Intimbereich Handschuhe anziehen soll. Das würden wir nie mitmachen, wir haben das anders gelernt und wir wollen die Barriere.“[39] Beobachtungen zeigen, dass zahlreiche Schwestern und Pfleger in der Grundpflege gänzlich auf Handschuhe verzichten. Auch jene wollen aber selbst frei entscheiden können, welche Schutzmaßnahmen sie wann für angemessen halten.

38 Interview mit Schwester V. (wie Anm. 6).
39 Interview mit Schwester S. (wie Anm. 33).

Von außen kommende Anweisungen oder Zurechtweisungen werden als Angriff auf die eigene Person wahrgenommen und werden folglich mit starker Kritik beantwortet. So entscheiden viele Pflegende situationsabhängig, welche Schutzstandards sie anwenden.

Es zeigt sich, dass Patienten/innen, welche sich schon länger auf einer Station befinden und von derselben Pflegeperson versorgt werden, in ekelsensiblen Situationen als weniger widerlich empfunden werden als Neuzugänge. Eine Schwester erzählt: „Wichtig ist auch, dass ich die Patienten versorgt habe. Mich graust es mehr, wenn jemand von einer anderen Station kommt und ich weiß nicht, ob der gewaschen ist oder nicht."[40] Bei der Übernahme eines Neuzugangs von einer anderen Station wird genau auf dessen Erscheinungsbild geachtet. Ekelauslöser wie ungewaschenes Haar, verschmutzte Bettwäsche oder ungepflegte Zehennägel werden weitaus strenger beurteilt als bei den „eigenen" Patienten/innen und es werden dann auch Rückschlüsse auf „die Anderen" (die Pflegekräfte auf anderen Stationen) und deren Pflegeverständnis gezogen. Hier zeigt sich eine strukturierende, ordnende Funktion im Zusammenhang mit Ekelempfindungen, die Etablierung einer Unterscheidung zwischen fremd und eigen entlang emotionaler Reaktionen. Am sichersten fühlen sich jene, welche die alleinige Kontrolle über das komplette Geschehen haben, so erzählt eine Kollegin aus dem intensivmedizinischen Bereich: „Also ich graus' mich selten, ich mach ja alles alleine bei meinem Patienten und weiß genau, wo etwas grausig sein könnte und wo nicht. Und wenn es grausig ist, bin ich meist selber schuld."[41]

Auch die persönliche Sympathie des Personals gegenüber den Patienten/innen spielt im Pflegeprozess eine große Rolle. Sympathie lässt uns die Gefühle und Affekte des Gegenübers intensiver miterleben. So scheint es, dass ein besonderes Näheverhältnis und die Möglichkeit „mitzufühlen" zu einer höheren Ekelakzeptanz führt.[42] Dementsprechend können aber Patienten/innen, welche als unsympathisch empfunden werden, schon durch ihre Berührung oder die Art, wie sie sprechen starke Ekelempfindungen auslösen. Eine Schwester meinte: „Also manche brauchen nur den Mund aufzumachen und mich graust's schon vor denen. Insbesondere, wenn man mitbekommt, dass die Rassisten sind oder gewalttätige

40 Interview mit Schwester S. (wie Anm. 33).

41 Gedächtnisprotokoll Intensivschwester S., informelles Gespräch, geführt am 1.4.2012 (wie Anm. 8).

42 Insbesondere in der Schüler/innenbegleitung (ich bin als Mentorin tätig) zeigt sich in den Beurteilungsgesprächen, dass ein auf Sympathie beruhendes Näheverhältnis bei erfolgtem Beziehungsaufbau Ekelgefühle reduziert, wohingegen Klienten/innen, zu denen kein positiver Beziehungsaufbau erfolgte, wesentlich strenger beurteilt werden und die Arbeit mit Ekelstimuli als belastender empfunden wird. Vgl. Feldforschungstagebuch 2 Ekel und Pflege. Innsbruck, Pfaffenhofen und Telfs, Jänner 2013 bis Jänner 2015.

Typen".[43] Hier zeigt sich, dass eine generelle professionelle Gleichsetzung aller zu Pflegenden nicht gelingen kann, auch wenn eine solche generalisierte „Liebe am Menschen" als ein Mittel zur Überwindung des Ekels in der Pflege gesehen werden mag.[44]

Die Pflegenden versuchen auch die Patienten/innen ihren persönlichen Idealen anzugleichen und setzten häufig eigene kosmetische und hygienische Maßnahmen durch, um ein ekelneutrales Gegenüber herzustellen. So versuchen Pflegende gute Pflege zu leisten, indem sie die Klienten/innen täglich duschen oder zumindest eine Ganzkörperwäsche durchführen. Gefangen in der eigenen Sozialisierung wird das tägliche Waschen mit dem richtigen Maß an Hygiene gleichgesetzt. Vergessen wird dabei häufig, dass etwa bei älteren Patienten/innen in deren Hygieneverständnis ein Waschtag pro Woche genügen würde.

Ein heimlicher Begleiter des Ekels ist die Lust. So kommt es beispielsweise bei schwierig zu versorgenden, nekrotisierenden Wunden vor, dass die Wundversorgung als lustvolle Tätigkeit empfunden wird. Der technische Blick der Pflegenden zentriert sich auf das Arbeitsfeld. Die Arbeit verlangt eine hohe Konzentration, da die rasche Beseitigung der ekelhaften Beläge und der begleitenden Gerüche nicht möglich ist. Die Reinigung von abgestorbenem Gewebe und Wundsekreten ist mühsam, führt aber zu Erfolgserlebnissen. Eine meditative Komponente wird ebenso beschrieben wie das Bewusstsein, eine „besondere Arbeit" zu leisten. Zu Ekel und Lust mischt sich in solchen Situationen auch das Gefühl von Macht: „Ich mache solche Arbeiten gerne. Irgendwie ist der Patient ausgeliefert und es ist auch die Besonderheit der Situation, das Anomale, in einem Menschen herumzuwühlen."[45]

Kann der Ekel nicht abgewehrt oder umgedeutet werden, so greifen Schwestern und Pfleger gerne auf die reinigende Funktion der Sprache zurück. Besonders bei den Dienstübergaben, aber auch in den Rückzugsorten, den Hinterbühnen, wie Stationszimmer oder Küche, verwenden die Pflegenden mitunter „Ausdrücke, die keinen Bezug zur Erkrankung haben und die ganze Sache ins Lächerliche ziehen."[46] Ein Pfleger reflektiert: „Ich weiß nicht, warum man das macht. Vielleicht ist das ins Lächerliche ziehen und Entwerten auch wiederum eine Schutzfunktion, da die Leute [Arbeitskollegen/innen] überfordert sind."[47] Scherzen und Lachen entspannt und hat insbesondere nach der ekelbehafteten Situation einen

43 Gedächtnisprotokoll Schwester A. informelles Gespräch, geführt am 11.5.2014 (wie Anm. 42).
44 Vgl. Pernlochner-Kügler 2004 (wie Anm. 1), 149. Hier möchte ich insbesondere auf die Ausführung der Autorin verweisen, dass Unmenschliches verlangt werden würde, wenn der Ratschlag, mit Ekel umzugehen, darin bestehe, zu versuchen „alle Menschen zu lieben".
45 Interview mit Pfleger R. geführt von Alexandra Hangl, Innsbruck, 4.1.2012.
46 Interview mit Pfleger P. (wie Anm. 7).
47 Ebd.

therapeutischen Effekt, eine mögliche Entwürdigung des/der Patienten/in wird dabei in Kauf genommen.[48]

Sprechen über Ekel – vom in den Mund nehmen

Goffman hat herausgearbeitet, dass auf den „Hinterbühnen" eine spezifische Sprache üblich ist, die mit Unflätigkeit und Vulgaritäten nicht geizt und auf diese Weise für die Beteiligten Entlastungsfunktionen übernehmen kann. Sie steht im Kontrast zur Vorderbühnensprache und stärkt das Ensemble auf eine spezifische Weise.[49]

Begleitet man Ärzte/innen, Pfleger und Schwestern im Rahmen einer Visite durch die zur Vorderbühne gehörigen Patientenzimmer, zeigt sich die Vielzahl an emotional neutralen, meist medizinischen Termini, die es erlauben, Ekelhaftes in Worte zu fassen. Der Patient habe drei Nierentassen gallig erbrochen, seröses Sekret habe sich entleert oder ein Verweis auf einen „geklebten Fäkalkollektor" lassen den dahinterstehenden Arbeitsaufwand und die enthaltenen Ekelkomponenten zwar erahnen, doch im Vordergrund steht eine sachliche und technische Sprache. Eine ganz andere Situation ist es hingegen, wenn sich das Pflegepersonal in der Frühstückspause oder auch in der Übergabesituation zwischen den unterschiedlichen Diensten über die Vorkommnisse unterhält. Oftmals wird hier auf den korrekten medizinischen Begriff verzichtet und auf die Alltagssprache zurückgegriffen. Häufig wird auf den Hinterbühnen, wie auch Goffman bemerkt, eine Vulgärsprache benutzt. So bekennt eine Interviewpartnerin: „Grad bei Durchfall redet man schon tiefer, dass man sagt: ‚Der hat jetzt alles vollgeschissen.' Ich wüsste dann aber gar nicht, wie ich das schöner sagen sollte, ich sage nicht, der hat das ganze Bett vollgestuhlt, das sage ich nicht."[50] Solche Sprechweisen werden insbesondere dann verwendet, wenn sich das Ensemble unbeobachtet fühlt. Sind neue Schüler/innen anwesend – oder stationsfremdes Personal –, orientiert sich das Vokabular eher an der Hochsprache. Doch es gibt auch Schwestern und Pfleger, die klar Position gegen solche als entwürdigend empfundene Sprechweisen beziehen. Derartige Interventionsversuche sind meist nicht erfolgreich und werden als „vergebliche Bemühungen" beschrieben. Die Übergabesituation schafft aber auch einen Raum für die teaminterne Kommunikation und ist ein Forum zur Anerkennung erbrachter Leistungen, selbst wenn diese Anerkennung in der Praxis dann auch oft ausbleibt:

48 Vgl. Ringel 2003 (wie Anm. 10), 42 und 44.
49 Vgl. Goffman 1969 (wie Anm. 3), 118-119, 156-160.
50 Interview mit Schwester S. (wie Anm. 33).

V: „Ich finde, dass das einem auch zusteht, wenn ich einen Patienten bekomme, der sich von oben bis unten übergeben hat, im eigenen Stuhl liegt und dazu noch uriniert hat und dazu noch Blut im Mund hat, dann steht es mir zu zu sagen, schaut her, was ich heute geleistet habe. Ich erwarte mit, dass die das anerkennen und ich finde das auch wichtig, dass wir uns gegenseitig stärken und bestärken."
A.: „Erfolgt die Anerkennung?"
V.: „Kommt drauf an, wer da ist. Nicht bei allen."
P.: „Nicht wirklich. Eigentlich hält man einen Monolog für sein eigenes Selbstwertgefühl. Wenn mir wer erzählt, was er alles gemacht hat, dann denk ich mir nur, ja fein, muss es ich nicht mehr machen, aber wahnsinnig anerkennen tu ich das auch nicht. Wenn ich gut aufgelegt bin, sag ich danke."[51]

Neben dem verbalen Bericht müssen alle pflegerischen Tätigkeiten auch in einer schriftlichen Pflegedokumentation festgehalten werden. Seit einigen Jahren findet diese Dokumentation auch auf elektronischer Basis statt. Die Möglichkeit, frei zu formulieren, ist hier begrenzt, wodurch Schwestern und Pfleger weniger Raum haben, ekelbehaftete Situationen und den damit verbundenen höheren, auch emotionalen, Arbeitsaufwand festzuhalten. Im handschriftlichen Verfahren wurden ekelhafte Tätigkeiten gerne bildlich beschrieben und mit zahlreichen Attributen ausgeschmückt. Inwiefern das Pflegepersonal die elektronische Dokumentation dazu nutzt, um emotive subjektive Eindrücke festzuhalten, konnte im Rahmen meiner Recherche nicht eruiert werden. Auf der Ebene des mündlichen Berichts zeigt sich, dass weniger das Ekelgefühl, sondern der in der betreffenden Situation zu bewältigende Arbeitsaufwand kommuniziert wird. Die empfundene Widerlichkeit der Situation wird somit nur indirekt und subtil vermittelt.

Im direkten Kontakt mit den Patienten/innen gestalten sich die Gesprächssituationen weitaus schwieriger und werden individuell unterschiedlich gehandhabt. Manche Patienten/innen sprechen offen über den von ihnen verursachten Ekel. Daraufhin erfolgt zumeist eine Abschwächung durch das Pflegepersonal: Alles sei gar nicht so schlimm, ganz normal und schließlich sei man das alles ja gewöhnt. Performativ stellen sich Patienten/innen und Pflegepersonal als Team dar, Tätigkeiten werden gerne unter Verwendung des Personalpronomens *wir* angekündigt und durchgeführt. Dadurch soll eine größere Nähe zwischen den Ekelproduzenten/innen und dem um Bewältigung oder Elimination bemühten Pflegepersonal hergestellt werden und diese sprachlich aufgerufene Nähe scheint auch die Annahme der Situation für alle Beteiligten zu erleichtern. Wenn zwischen Personal und Patienten/innen eine solche Nähe nicht hergestellt werden kann,

51 Gespräch zwischen Pfleger P., Schwester V. und mir (A.). Diese Diskussion wurde nach den Interviews, am 17.10.2011 in Innsbruck aufgezeichnet.

dann neigen die Akteure/innen dazu, ein völlig anderes Thema aufzugreifen und von der Situation abzulenken. In diesen Fällen wird häufig über die Patienten/innen hinweg mit anderen Pflegepersonen gesprochen oder es werden neutrale Themen aufgegriffen, die Situation wird überspielt.

Vorderbühnen und Hinterbühnen – Orte des Ekels

Die alltägliche Arbeit der Schwestern und Pflegern ist dadurch gekennzeichnet, dass sie sich in unterschiedlichen Räumen und Konstellationen oder, um bei Goffmans Metaphorik zu bleiben, auf unterschiedlichen Bühnen abspielt. Schon von Patientenzimmer zu Patientenzimmer ist das Publikum ein anderes und entstammt oft unterschiedlichen sozialen Milieus. Wechselnde Hierarchien zwischen diplomiertem Pflegepersonal, Pflegehelfern/innen und Ärzten/innen verlangen den Akteuren/innen Flexibilität, ein hohes Maß an situativer Anpassungsfähigkeit und ein gewisses schauspielerisches Talent ab. Dienstzimmer, Arbeitsräume, Küche mit Aufenthaltsraum (welcher meist auch zur Dienstübergabe genutzt wird), Patientenzimmer, Gang und Ausgussraum sind die zentralen Orte, an denen sich nicht nur die Rollenwahrnehmung der Pflegenden, sondern auch die Macht und Funktion des Ekels immer wieder unterschiedlich darstellt. Die meisten der Örtlichkeiten können als Zwischenräume oder Orte des Durch- und Übergangs beschrieben werden, denn die Nutzung und funktionale Zuordnung ist weder streng geregelt noch beliebig: Es findet ein ständiger Wechsel zwischen öffentlicher und privater Sphäre, zwischen Vorderbühne und Hinterbühne statt. Das Patientenzimmer als „Vorderbühne" und der Ausgussraum als „Hinterbühne" werden nun exemplarisch beschreiben, um die ekelbezogenen Routinen des Pflegepersonals innerhalb der bestehenden Situations- und Rollendynamik darzustellen.

Die Vorderbühne: das Patientenzimmer

Das Patientenzimmer ist wohl jener Raum, der den Mittelpunkt pflegerischer Praxis und Inszenierung bildet. Nicht nur Pflegende und Patienten/innen treffen hier aufeinander, auch können jederzeit anderes Pflegepersonal, die Reinigungskräfte, Ärzte/innen, aber auch Besucher/innen die Szene betreten. Die Kontrolle über das Bühnenbild verleiht ein Gefühl der Sicherheit,[52] und so sind Pflegende angehalten, Handlungen bestmöglich vorzubereiten und alle benötigten Dinge bereitzustellen. Es gilt, ekelbehaftete Gegenstände wie Leibstühle, volle Spucknäpfe oder gefüllte Harnflaschen aus dem Patientenzimmer zu entfernen oder,

52 Vgl. Goffman 1969 (wie Anm. 3), 88.

wenn dies nicht möglich ist, die Gegenstände zumindest mit Tüchern oder ähnlichem abzudecken. Schlechten Gerüchen werden Aromaöltupfer oder Raumsprays entgegengesetzt, denn „die Patienten sollen ja glauben, dass sie in einem sauberen, hygienischen Umfeld sind."[53] Hygienische und aseptische Praktiken werden gegen die Begleiterscheinungen von Krankheit und Siechtum eingesetzt, Schwestern und Pfleger versuchen durch professionelle, aber auch manche inszenierte Handlungen den Eindruck eines sauberen, ekelfreien Umfeldes herzustellen. Ein solch aktives Handeln beeinflusst auch die eigene Ekelwahrnehmung des Personals und dämpft Ekelempfindungen.

Da es nur wenige Einzelzimmer gibt, gilt es, vor und bei Pflegehandlungen die Intimsphäre der Patienten/innen zu wahren und diese bestmöglich vor den Blicken der Mitpatienten/innen und etwaiger Besucher/innen zu schützen. Schutzmaßnahmen wie Paravents oder ausziehbare Vorhänge wahren nicht nur die Intimsphäre des Pflegebedürftigen, sie können auch den pflegerischen Umgang mit Ekelstimuli erleichtern. Geschützt vor den Blicken der anderen kann von den Patienten/innen unbemerkt eine ekelspezifische mimische oder gestische Reaktion erfolgen. So zeigen meine Beobachtungen, dass, wenn zwei Pflegepersonen Patienten/innen von Stuhlgang reinigen, oft der/die Aktive sich mit neutralem, technischem Blick dem Geschehen nähert, während der/die andere, vom Patienten bzw. der Patientin ungesehen, den Kopf abwendet. Gerade im Umgang mit Sekreten und Ausscheidungen wird auf ein umfangreiches Equipment Wert gelegt. Nach dem Motto „aus den Augen, aus dem Sinn" sind Abwurfbeutel wichtige Requisiten der Pflegenden, welche meist großzügig in den Patientenzimmern angebracht werden. Auch bereitet sich das Personal vor dem Patientenzimmer auf seinen Auftritt vor. Die Pflegenden halten meist kurz inne, atmen tief ein und betreten erst dann die Vorderbühne.

Hier, vor den Augen der anderen, gilt es, möglichst souverän und effizient zu arbeiten und Widerlichkeiten wie Erbrochenes oder Stuhlgang auf schnellstem Weg zur Entsorgung auf die Hinterbühne, in den Ausgussraum, zu bringen.

Die Hinterbühne: der Ausgussraum

In diesem septischen Raum befinden sich die Entsorgungsbehälter, die Schüsselspüle, Becken für schmutzige Instrumente, Einlaufgeräte, aber auch saubere Schüsseln und Harnflaschen. Der Ausgussraum kann als abgegrenzte Hinterbühne gesehen werden, als ein „zu einer Vorstellung gehöriger Ort, an dem der durch die Darstellung hervorgerufene Eindruck bewusst und selbstverständlich

53 Interview mit Pfleger M. (wie Anm. 18).

widerlegt wird.“[54] An diesem Ort sammeln sich die Abfälle, werden die Sekrete entsorgt, hier zentriert sich der Ekel des Stationsalltags und spiegelt sich in den polierten Nirostaflächen.





Abb. 2 und 3: Ausgussraum

Die Bestimmung dieses Ortes kann man nicht nur riechen, sondern, der düsteren Atmosphäre wegen, förmlich auch spüren. Hier können Pfleger und Schwestern „die Maske fallen lassen [...] und aus der Rolle fallen.“[55] In der Chirurgie in Innsbruck befinden sich die Ausgussräume am Ende der Gänge, in Nähe der Fluchttreppenhäuser. Diese Lage der Ausgussräume deckt sich mit den Zuschreibungen Goffmans an die Hinterbühne. Sie liegt „am Ende des Ortes, an dem die Vorstellung gegeben wird.“[56] Hier zeigt sich auch eine der wenigen Grenzen, die von Patienten/innen kaum übertreten werden. Intuitiv scheinen diese zu wissen, dass sie hier nicht hingehören. Der Ausgussraum ist ein Ort, der von den Pflegenden

54 Goffman 1969 (wie Anm. 3), 104.
55 Ebd., 105.
56 Ebd., 105.

sehr different beschrieben wird, was Rückschlüsse auf das individuelle Ekelempfinden zulässt:

> „Ich bin im Ausgussraum oft sehr erleichtert, der Ausgussraum ist meine Rettung, da werf ich dann das Sackerl hinein und dann ist mir das gleich, dann habe ich das nie gesehen."[57]

> „Das verändert sich oft im Ausgussraum, da braucht man sich ja nicht mehr zusammenzureißen, da kann es einen schon mal recken."[58]

> „Im Patientenzimmer bin ich sauber, im Ausgussraum schon eher ein Fackerl[59], da ist es mir egal, wenn alles herumspritzt."[60]

Der nicht besonders einladende Raum bietet für die Nutzer/innen auch eine Art Schutzraum. An besonders stressigen Tagen, wenn eigentlich keine Unterbrechung der Arbeit möglich wäre, kann sich das Personal in den Ausgussraum zurückziehen und der Ekelentsorgung widmen. Es ist somit möglich, sich den Blicken der Kollegen/innen entzogen eine kleine Auszeit zu nehmen, was angesichts der hohen Arbeitsbelastung im Dienstraum oder der Küche nicht möglich wäre. In Zeiten weniger strenger Nichtrauchergesetze befand sich auf mehreren Stationen hier im Ausgussraum und im sich daran anschließenden WC sowie auch im zentralen Entsorgungsraum der Stationen das inoffizielle Raucherzimmer. Der am stärksten mit Ekelassoziationen besetzte Ort der Station gewinnt hier also den Status eines Refugiums, denn wie schon angesprochen verläuft zwischen Gang und Ausgussraum eine imaginäre Grenze, und auch wenn die Türen dieses Raumes meistens offen sind, kann das Personal hier kurz zur Ruhe kommen. Das grundsätzlich ekelhafte Ambiente wird also angenommen und erfährt eine individuelle positive Umdeutung und Umnutzung.[61]

Ob Vorder- oder Hinterbühne: Entscheidend für die Ekelwahrnehmung von Schwestern und Pflegern ist, dass Widerlichkeiten am dafür vorgesehenen Ort

57 Interview mit Schwester S. (wie Anm. 33).
58 Interview mit Schwester V. (wie Anm. 6).
59 Der Dialektausdruck *Fackerl* meint hier Schweinchen (Anm. d. Verf.).
60 Interview mit Pfleger M. (wie Anm. 18).
61 Diese Aneignung und Umnutzung von Lokalitäten kann im Zusammenhang mit Ekel häufig beobachtet werden. Solche von Foucault als *Heterotopie* bezeichnete Orte vereinen eigentlich unvereinbare Räume. Sabine Merler hat solche Umnutzungen zum Themenbereich Ekel in ihrer Arbeit zur Aneignung öffentlicher Toiletten beschrieben. (Merler, Sabine: Die Aneignung öffentlicher Toiletten zwischen Ekel und Lust. Zur Verortung des Örtchens als Nicht-Ort. Masterarbeit Leopold-Franzens-Universität Innsbruck 2012, 25-26.), vgl. auch Merler in diesem Band.

geschehen. Den Zusammenhang zwischen Ekel und dem richtigen Ort beschreibt auch Pernlochner-Kügler:

> „Gegenüber Stuhl und Urin ist Gewöhnung möglich, allerdings bleibt auch hier ein Rest Ekel vorhanden. Es ist jener Rest, der uns veranlasst, diese Substanzen nicht mit der bloßen Hand zu berühren. Stuhl und Urin werden aber sofort als ekelhaft empfunden, wenn sie nicht mehr gesund riechen oder nicht mehr gesund aussehen und/oder wenn sie sich nicht am dafür vorgesehenen Ort befinden (nämlich in WC oder Schüssel), sondern anderswo – im Bett z.B. oder verschmiert im Zimmer."[62]

Dass die Stärke von Ekelempfindungen auch etwas mit der Wahrnehmung einer gestörten Ordnung zu tun hat, bestätigt sich auch in dieser Äußerung eines Pflegers: „Wenn Situationen so abstrakt, so falsch sind, dann wird man immer weg wollen, man verspürt körperlich, dass man weggehen will."[63] So ist es auch zu erklären, dass das Personal routiniert Vorkehrungen trifft, um den Ekel einzuhegen, ihn gewissermaßen in seine Grenzen zu weisen. Vorbeugend werden Zellstoff, Nierentassen und Leibstühle bereitgestellt, um den Patienten eine zielgerichtete Entsorgung der potenziellen Ekelstimuli zu ermöglichen und den widerlichen Gegenspieler an den für ihn vorgesehenen Ort zu verbannen und damit zugleich die Ordnung der Ekeldinge aufrecht zu erhalten.[64] Spezifisch für den Klinikalltag ist jedoch, dass sich die Schwestern und Pfleger, selbst wenn dies nicht gelingt, dem Fluchtimpuls widersetzen und ihre Arbeit erledigen, denn „irgendwer muss es ja tun"[65] und „eigentlich ekeln wir uns ja vor gar nichts."[66]

Ekel und Berufsidentität – Schlussbemerkungen

Insgesamt zeigt sich, dass Ekel allen Bewältigungsstrategien und aller Tabuisierung zum Trotz ein zentrales Thema im pflegerischen Arbeitsalltag ist. Auch wenn das Ekelempfinden der einzelnen Pflegenden stark situations- und tagesformabhängig ist, wird doch die insgesamt identitäts- und beziehungsstiftende Funktion des Ekels deutlich. Ekel und die Frage, wer ihn beseitigt, verweist auf Hierarchien. Mit wem und wie über Ekel gesprochen wird, verweist auf Nähe und Distanzverhältnisse unter den Akteuren/innen. Und die eigene Ekelbelastbarkeit im Berufsalltag

62 Pernlochner-Kügler (wie Anm. 24), 8.
63 Interview mit Pfleger P. (wie Anm. 7).
64 Zur Ordnung der Dinge und vom vermeintlich richtigen Ort siehe auch Douglas, Mary: Reinheit und Gefährdung. Eine Studie zu Vorstellungen von Verunreinigung und Tabu. Berlin 1958, 53.
65 Interview mit Schwester V. (wie Anm. 6).
66 Interview mit Pfleger M. (wie Anm. 18).

kann Grundlegendes über die individuelle Beziehung zum Beruf aussagen. So ist es vielfach die Summierung des Ekels, welche Schwestern und Pfleger dazu veranlasst, eine Station zu wechseln oder eine berufliche Veränderung anzustreben.

Die Frage, warum Pflegende sich selbst als ekelresistent beschreiben, wo sich die Macht des Ekels doch empirisch so eindrücklich zeigt, findet ihre Antwort möglicherweise in der strukturierenden Funktion des Ekels. In den Gesprächen mit den Kollegen/innen und in der eigenen Reflexion zeigen sich zwei weitere mögliche Erklärungsansätze, welche ich abschließend anführen will.

Die Berufsgruppe der Pflegenden strebt danach, sich durch Verwissenschaftlichung und Stärkung der eigenen Aufgabengebiete gegenüber anderen medizinischen Berufen zu profilieren. Der erforderliche Umgang mit Ekelhaftem, dessen Beseitigung und Eliminierung war und ist in unterschiedlichen historischen Epochen und Kulturkreisen jedoch gesellschaftlichen Randgruppen zugewiesen.[67] Die selbstverständliche Übernahme dieser „niederen" Aufgaben seitens des Pflegepersonals weist diesem innerhalb des Systems der medizinischen Berufsgruppen zumindest tendenziell einen niederen Rang zu. Im Bestreben, den Umgang mit Ekelhaftem im Arbeitsprozess als marginal und kaum belastend darzustellen, kann vielleicht auch der Versuch der Krankenpflege gesehen werden, diesem Effekt entgegenzuwirken und eine höhere Position in der Hierarchie der Gesundheitsberufe zu beanspruchen.

Es zeigt sich jedoch auch deutlich der soziale Gewinn, den Pflegende aus ihrer Tätigkeit schöpfen. Indem die Pflegenden die Aufgabe der Ekelbeseitigung bereitwillig übernehmen, erfahren sie eine besondere gesellschaftliche Wertschätzung. Der oft geäußerten Aussage „Ich könnte das nicht" seitens Außenstehender stellt das Pflegepersonal den Habitus professioneller Souveränität entgegen. Im ebenso oft geäußerten „Passt schon, man muss sich nur am Anfang überwinden" gelingt eine doppelte moralische Selbstaufwertung: Mit der Übernahme ungeliebter und doch so notwendiger Tätigkeiten bei gleichzeitiger Distinktion von der Masse derer, die das „nie könnten", ist den Pflegekräften Lohn in Form von Dankbarkeit gewiss. Dass diese nicht immer über die schlechte Bezahlung hinwegtrösten kann, steht auf einem anderen Blatt.

67 Unreine Berufe oder auch unehrliche Berufe wie Abdecker, Scharfrichter, aber auch Bader und Chirurgen waren Außenseiter im bürgerlichen Gesellschaftsverband. Vgl. Hippel, Wolfgang: Armut, Unterschichten, Randgruppen in der Frühen Neuzeit (Enzyklopädie deutscher Geschichte, Bd. 34). München 2013, 36-40, bes. 38. Zur kulturbedingten Ausgrenzung kann das indische Kastenwesen angeführt werden. Vgl. Zingg, Walter u. Zipp, Gisela: Basale Soziologie: Soziale Ungleichheit. Wiesbaden 1979, 61.

„… das hat mich ausgehoben“ Ekel, Wissensordnungen und touristische Beherbergung

Martina Röthl

Zugänge und Vorbemerkungen – Kapriolen hin zum Abjektiven

Gegenwärtig nächtigt ungefähr ein Fünftel aller Tirol-Touristinnen und -Touristen nicht in gewerblichen Beherbergungsbetrieben, sondern in privaten Unterkünften. Solche konnten sich im Zuge der massentouristischen Erschließung des Alpenraums nach dem Zweiten Weltkrieg stark etablieren. Das seit 1959 gültige Tiroler Privatvermietungs-Gesetz[1] erlaubt es, bis zu zehn Betten zu vermieten.[2] Bei dieser Art von Beherbergung kommt es zu einem speziellen Nähe-Verhältnis zwischen Vermieterinnen und Vermietern und Gästen, Grenzen müssen ständig neu ausgehandelt werden. Dabei wird auch Bezug auf Wissensordnungen genommen,[3] die auf unterschiedliche Art und Weise und auf ganz verschiedenen Ebenen mit dem Phänomen des Ekelns korrespondieren. Ein erstes Beispiel soll zeigen, wie unvermutet Ekelerfahrungen dabei ins Spiel kommen können: Die Vermieterin Sonja R. bietet seit über dreißig Jahren Urlaub am Bauernhof in einem Tiroler Seitental an. Im Interview gab sie eine Anekdote zum Besten und griff dabei auf das relativ verbreitete Erzählmotiv des sich irrenden Stadtkindes zurück.

1 Amt der Tiroler Landesregierung: Gesetz vom 26. Juni 1959 über die Beherbergung von Fremden als häusliche Nebenbeschäftigung (Privatzimmervermietungsgesetz). StF: LGBl., Nr. 29/1959. Anzumerken ist, dass auch Ferienwohnungen privat vermietet werden können.

2 Andere Regelungen gelten bei der privaten Vermietung von Ferienwohnungen.

3 Wissen wird kollektiv erzeugt, es ist kontingent und veränderbar. Gesellschaftliche Wissensordnungen werden hier als Produkte diskursiver und nicht diskursiver Praktiken verstanden. Über Diskurse, aber auch anhand von konkreten Handlungen Routinen und Gegenständlichkeiten werden Wissensbestände generiert und stabilisiert. Bei der Wahrnehmung von Wirklichkeit wird auf Wissensvorräte (Regeln, Normen, Werte, Rezeptwissen etc.) zurückgegriffen. Vgl. dazu beispielsweise: Schütz, Alfred u. Luckmann, Thomas: Strukturen der Lebenswelt. Konstanz 2003 und Foucault, Michel u. Konersmann, Ralf: Die Ordnung des Diskurses. (Inauguralvorlesung am Collège de France, 2. Dezember 1970). 9. Aufl., Frankfurt a.M. 2003.

> „Und einmal haben wir Gäste gehabt, die sind mit in den Stall gegangen, also Kinder, so ein größeres Kind, und dann hat der Mann gemolken und dann hat es gesagt: ‚Was? Die Milch kommt da heraus?' Es hat immer gemeint, die kommt von den Hörnern, jetzt trinkt sie keine mehr. [lacht] Na, ehrlich wahr!"[4]

Das Kind ekelt sich offenbar vor den fleischigen Eutern der Kuh und es beschließt deshalb, auf das Nahrungsmittel Milch zu verzichten. In ihrer Kürze enthält die Sequenz Elemente, die auf kulturelle Dimensionen von Abscheu und Ekel verweisen beziehungsweise auf deren „kulturelle Modellierung", die Ursache für Werte und Normen, Handlungen und Symbole in jeweiligen Systemen ist.[5] Im „System" des Kindes sind die Hörner der Kuh positiv besetzt, zumindest erscheinen ihm diese sauber, rein und appetitlich. Die Euter hingegen stoßen es ab, rufen in ihm Unbehagen hervor und fordern die Konfrontation mit dem Abjekten heraus. „It is thus not lack of cleanliness or health that causes abjection but what disturbs identity, system, order. What does not respect borders, positions, rules. The in-between, the ambiguous, the composite."[6] Für unser Kind hier würde dies bedeuten, dass es seinen Ekel (beziehungsweise den Entschluss des zukünftigen Verweigerns) dazu einsetzt, die Grenzen seines Körpers abzustecken und zu wahren[7] – die es durch das Trinken, das Einverleiben der hier so direkt und unvermittelt aus dem Gewebe des Tieres hervorsprudelnden Milch bedroht sieht.

Handlungen, die die Nahrungsaufnahme betreffen, sind durch das Phänomen des Ekelns reguliert. Utz Jeggle geht hinsichtlich von Speisen mit Pierre Bourdieu davon aus, „dass es dem einzelnen Geschmack nicht immer klar ist, dass auch er in habituelle Konzepte eingebettet ist. Der Habitus verknüpft Eigentümliches mit sozialer Erfahrung und lässt auch da an Eigenart glauben, wo bestimmte soziale Muster den individuellen Stoff längst durchwirkt haben."[8] Für die Untersuchung zu diesem Beitrag wurden Ekelwahrnehmungen ‚durch alle Sinne' in den Blick

4 Röthl, Martina: Interview/2 mit Sonja R. (Jg. 1954), geführt am 7.6.2011 in W. – Die Namen der Interviewpartnerinnen und Interviewpartner wurden geändert, auf expliziten Wunsch hin, werden auch die Orte nicht genannt. Zur geschlechtsneutralen Schreibweise: Ich spreche insgesamt von Vermieterinnen und Vermietern, Interviewpartnerinnen und Interviewpartnern etc. und verwende männliche bzw. weibliche Formen, wenn explizit von Männern oder Frauen die Rede ist.

5 Gyr, Ueli: Währschafte Kost. Zur Kulinarisierung von Schweizer Spezialitäten im Gastrotrend. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde, 105 (2002), 105-123, 105.

6 Kristeva, Julia: Powers of Horror: An Essay on Abjection. New York 1982, 4.

7 Vgl. dazu: Menninghaus, Winfried: Ekel. Theorie und Geschichte einer starken Empfindung. Frankfurt a.M. 1999, 522-534.

8 Jeggle, Utz: Essgewohnheiten und Familienordnung. In: Zeitschrift für Volkskunde, 84 (1988), 189-205, 190 u. 191. Bourdieu, Pierre: Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt a.M. 1982, 124-125.

genommen. Es zeigte sich aber, dass Befunde der volkskundlichen Esskultur- und Nahrungsforschung auf andere Perzeptibilitäts-Bereiche anwendbar gemacht werden können. Affekte wie Ekel und Abscheu sind grundsätzlich als Resultate gesellschaftlicher und kultureller ‚Gemachtheit‘ zu verstehen. Das Dechiffrieren von Konstruktionen ist aber nicht Ziel, sondern Ausgangspunkt der Auseinandersetzung.[9] Die zentrale Fragestellung, mit der ich hier die kulturelle Erscheinung des Sich-Ekelns verfolge, ist daher eng an die diesbezüglichen und jeweils gültigen Wissensvorräte beziehungsweise an deren Veränderlichkeit geknüpft. Es wird zunächst ausgewiesen, welche Anknüpfungspunkte zum Thema Ekel greifbar geworden sind. Über die Bereiche der sprachlichen Wissensproduktion, über Körper, Raum- und Zeitbezüge, anhand gesellschaftlicher Hierarchien und jeweils unter dem Aspekt der Mechanismen von Wandel wird anschließend erörtert, in welchem Verhältnis Bezugnahmen auf Ekeleffekte zu jeweiligen Wissensordnungen stehen. Gefragt wird vor allem danach, wie und unter welchen Umständen Definitionen von Abscheu und Ekel zu Parametern in unterschiedlichen Ordnungssystemen werden können und welche konkreten Denk- und Handlungsmodelle sich aus ihnen speisen.

Ekel trifft Privatvermietung – Emotionen und Affekte als Analysekategorie

Innerhalb meines Dissertationsprojekts zur Tiroler Privatvermietung[10] wertete ich biografisch-narrative Interviews aus, die mit Vermieterinnen und Vermietern, Menschen aus deren nahen sozialen Umfeld und darüber hinaus mit Touristinnen und Touristen geführt worden sind. Im Abgleich mit einer Materialbasis, die sich einerseits aus weiteren selbst generierten Quellen, andererseits aus Repräsentationen verschiedener Öffentlichkeiten zusammensetzt,[11] wurden zunächst Analyse-

9 Braun, Karl: Grenzziehungen im Imaginären – Konstitution von Kultur. In: Hengartner, Thomas (Hg.): Grenzen & Differenzen. Zur Macht sozialer und kultureller Grenzziehungen. 35. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde, Dresden 2005. Leipzig 2006, 19-39, 31.

10 Das Dissertationsprojekt entsteht unter dem Arbeitstitel „Privat(zimmer)vermietung in Tirol – halböffentliche Schwellenräume im Fokus“ am Institut für Geschichtswissenschaften und Europäische Ethnologie an der LFU Innsbruck. Es wird/wurde gefördert vom Vizerektorat für Forschung/LFU Innsbruck, dem Tiroler Wissenschaftsfond und der Österreichischen Akademie der Wissenschaften. An dieser Stelle bedanke mich bei Timo Heimerdinger und Valeska Flor, die Vorentwürfe zu diesem Beitrag kritisch gelesen und kommentiert haben.

11 Insgesamt wurden etwa 95 Gespräche geführt, davon 25 informelle Gespräche mit Personen aus ganz unterschiedlichen touristischen Bereichen. Berücksichtigt wurden zudem private Fotografien und Videos, Gästebücher, Briefe, Tourismusmagazine, Plakate, Prospekte, Homepages, Reiseführer sowie Heimat-, Werbe- und Lehrfilme, Gesetzestexte, Radio- und Fernsehsendungen, Qualifikationsarbeiten an Tourismushochschulen, Studien/Auftragsarbeiten, Statistiken,



Abb. 1: Selbstklebendes Abziehbild aus dem Sortiment des Verbandes der Tiroler Privatvermieter. Der private Beherberger 2000, Nr. 1, 7.

kategorien entwickelt. In Anbetracht der Ambivalenzen, die sich zwischen touristischer Dienstleistung und professionalisierter Emotionsarbeit ergeben,[12] wird es wenig überraschen, dass „Emotionales" eine eigene Kategorie bildete. Aussagen zu ganz unterschiedlichen Gefühlen[13] wiesen darauf hin, dass Bereist-Sein ganz bestimmte Emotionskonzepte hervorzubringen scheint, mit denen die Wahrnehmung beziehungsweise die Deutung der je eigenen Lebenswirklichkeit korrespondiert. Dass der Privatvermieter Verband Tirol[14] zum Beispiel seit dem Jahr 2000 das auf Abb. 1 gezeigte „Selbstklebende Abziehbild für das WC" vertreibt, deutet nicht nur auf eine gewisse Dringlichkeit hin.[15]

außerdem Gegenstände des täglichen Gebrauchs, Dekorations-Artikel, Andenken, Möbel, Kleidungsstücke usw. Hinzu kommen die Auswertung der Tagespresse und die Daten aus der teilnehmenden Beobachtung.

12 Vgl. Hochschild-Russel, Arlie u.a.: Das gekaufte Herz. Die Kommerzialisierung der Gefühle. Erweiterte Neuausgabe, Frankfurt a.M. 2006. Smith, Valene L.: Hosts and guests. The anthropology of tourism. Oxford 1978. Langreiter, Nikola: Einstellungssache. Alltagsstrategien und -praktiken von Tiroler Gastwirtinnen. Wien 2004 und die Beiträge in: Spode, Hasso u. Cantauw, Christiane (Hg.): Gebuchte Gefühle. Tourismus zwischen Verortung und Entgrenzung. Voyage. Jahrbuch für Reise- und Journalismusforschung 7 (2005).

13 Entlang von Aussagen zur Unterscheidung „echter" und „unechter" Gefühle wurde deutlich, dass besonders für kleinstrukturierte Dienstleistungsbetriebe gelten dürfte, dass die Grenzen weniger scharf zu ziehen sind als dies etwa innerhalb der Arbeitssoziologie (z.B. Hochschild-Russel 2006, wie Anm. 12) lange Zeit angenommen wurde.

14 Die 1962 gegründete Interessensvertretung nennt sich nach mehreren Namensänderungen seit 2011 „Privatvermieter Verband Tirol".

15 Innerhalb dispositivtheoretischer Ansätze wird davon ausgegangen, dass Strategien auf als solche konnotierte gesellschaftliche Problemlagen/Dringlichkeiten/Urgences fokussieren, über die sich

Es spricht auch dafür, dass es erlaubt ist, sich appellativ an den Gast zu wenden, um die eigene Ekelerfahrung zu vermeiden. Über solche sprechen Vermieterinnen, als wären sie Bestandteil ihrer täglichen Routinen:

> „Und die sind ... so Biertrinker gewesen, gell … und es hat auch so dementsprechend das Klo auch immer ausgeschaut. Und da bin ich immer noch in der Nacht um elf Kloputzen gegangen, weil es ... wir herausmüssen aufs Klo, dass es sauber ist, weil es alles uriniert gewesen ist in dem Sinn.“[16]

Die Konfrontation mit Schmutz und Körperausscheidungen etc. scheint gleich einem Berufsbild zur Tätigkeit der Vermieterinnen zu gehören, und im familiären Umfeld wird die Begegnung mit dem Ekelhaften offenbar auch thematisiert. Zumindest erzählt Anton B., Volksschullehrer in einem Wintersportort, in dem es kaum eine Familie gibt, in deren Haus nicht vermietet wird, dass Schulkinder ihm davon berichten, wenn Gäste „irgendetwas beschmutzen oder sonst was“ und die Mutter deshalb geschimpft habe.[17] Interviewsequenzen, in denen Ekelerfahrungen thematisiert wurden, enthalten häufig auch Verweise auf eine besondere Leistung oder die große Opferbereitschaft der Erzählerinnen. Indem Ekel als Zumutung von außen konnotiert wird, die es zu erdulden galt, erfährt die eigene Person gewissermaßen eine Aufwertung.

> „Wenn sie [ein Gast] zu viel getrunken hat, hat sie ‚im Stuhl geschlafen‘ und der war in der Früh dann immer ganz nass, wie sie das Wasser nicht halten hat können. Mei, man hat schon viel mitgemacht. Ihr Mann, der J., hat immer gesagt: Rechne eine Nacht extra, die M. hat wieder ‚im Stuhl geschlafen‘, der wollte das auch nicht richtig ansprechen, deshalb dann hab ich gewusst, es ist wieder alles nass und ich muss schauen, wie ich es wegkriege … ich hätte mich nicht getraut da etwas zu sagen, aber natürlich hat sie gewusst, dass ich es weiß. … … das hat mich sehr belastet, ich weiß gar nicht, wie man das alles geschafft hat. Mei, man hat schon viel, viel mitgemacht.“[18]

Ebenso wie für den Bereich der Krankenpflege ist das Gebot emotionaler Zuwendung für die Tourismusbranche zwingend, was eine Gefühlsregulierung not-

historische Bezugsrahmen herstellen und Machtbeziehungen sichtbar machen lassen. Vgl. Das Spiel des Michel Foucault. In: Defert, Daniel u. Ewald, François (Hg.): Michel Foucault. Geometrie des Verfahrens. Schriften zur Methode. Frankfurt a.M. 2009, 215-220, 216.

16 Röthl, Martina: Interview/27/I mit Maria N. (Jg. 1955), geführt am 29.7.2011 in A.

17 Röthl, Martina: Interview/18 mit Anton B. (Jg. 1963), geführt am 26.7.2011 in Galtür.

18 Röthl, Martina: Interview/53 mit Silvia S. (Jg. 1952), geführt am 9.10.2011 in S.

wendig macht[19] zum Beispiel den Gästen gegenüber zum Schweigen veranlasst. Im Interview hatte Silvia S. keine Bedenken, vom Inkontinenz-Problem der Urlauberin zu erzählen. Sich bei der Indiskretion ertappend oder die eigene Tätigkeit nicht negativ bewerten wollend, brach eine andere Vermieterin aber verschämt den folgenden Satz ab: „Wenn du jeden Tag in der Früh in die Zimmer gehst und musst Angst haben, dass dir irgendjemand 'zuach'n g'spieben' [jemand erbrochen] hat … …."[20] Dass Ekelreaktionen aber nicht unweigerlich physischer Nähe bedürfen, deutet sich im folgenden Beispiel an:

> „Einen Gast hatte ich, es waren eigentlich meine allerersten, nette, saubere und so… der war aber dann schon alt … und krank, hatte immer viel geraucht, so kranker noch auf Urlaub fahren [Kopfschütteln] …und in der Früh hab ich beim Kaffeemachen ihn schon immer durch die Wand laut husten und ins Waschbecken spucken gehört. Allein das zu Hören, das hat mich ausgehoben. Und ich hab gewusst, ich bin wieder dafür zuständig … wieder den Schleim und Blut und die verpickten Haare aus dem Abfluss herauszuziehen, das war schon, … aber da kannst du nichts machen …. …. …. …. Und wenn er dann zum Frühstück gekommen ist, der hat ausgeschaut wie der Tod… … und dann so tun als wäre nichts, alles juhu und trallalla im Urlaub."[21]

Die Interviewpartnerin geht davon aus, dass ihr Ekel über das Hören beziehungsweise eine erinnerte Nähe ausgelöst wurde.[22] Die Nähe von Leben und Tod offenbart sich entlang der Äußerungen des kranken Körpers.[23] Die angesprochene Unvereinbarkeit von Urlaubserlebnis und negativen Gefühlsregungen fordert nicht nur die Gefühlsregulierung. Touristische Räume müssen generell als ekelfreie Zonen erscheinen und sind entlang alltäglicher Tätigkeiten als solche einzurichten. Routinen, die auf Ekelvermeidung abzielen, stehen in je spezifischen Verhältnissen zu dem auf Ordnung und Hygiene bezogenen Wissen. Ekel, seine Definitionen in verschiedensten Kontexten, ist für Vermieterinnen und Vermieter aber auch gerade deshalb Thema, weil er für die Gäste nicht zum Thema werden

19 Badura, Bernhard, zitiert nach Silberzahn-Jandt, Gudrun: Zur Leiblichkeit eines Gefühls. Ekelerfahrungen in Beziehungen zwischen Krankenpflegepersonal und PatientInnen. In: Eisch, Katharina u. Hamm, Marion (Hg.): Die Poesie des Feldes. Beiträge zur ethnographischen Kulturanalyse. Tübingen 2001, 48-59, 52.

20 Röthl, Martina: Interview/33 mit Lydia J. (Jg. 1974), geführt am 26.7.2011 in Galtür.

21 Röthl, Martina: Interview/53 (wie Anm. 18).

22 Bei Nähe als Bedingung für Ekel und Mit-Objekt des Ekelgefühls kann es sich nach Aurel Kolnai auch um eine erinnerte Nähe handeln. Kolnai stellt aber den durch das Hören ausgelösten Ekel in Frage. Vgl. Kolnai, Aurel: Der Ekel. In: Geiger, Moritz: Beiträge zur Phänomenologie des ästhetischen Genusses. Tübingen 1974 (2. Aufl., Orig. 1913), 119-173, 128-129. Vgl. dazu auch: Miller, William I.: The anatomy of disgust. Cambridge, 1998, 82-83.

23 Vgl. Silberzahn-Jandt 2001 (wie Anm. 19), 53.

darf.[24] Konrad Köstlin stellt – in Bezug auf Nahrung – die Frage, wer die Macht habe, die letztlich verkörperlichten, Ekel betreffenden Definitionen zu setzen.[25] Davon ausgehend, dass das, was für den Körper als gefährlich oder bedrohlich erachtet wird, aus dem historischen Erscheinen von Diskursen und den mit ihnen verknüpften Strategien und Praktiken resultiert, ist der Frage nach der Definitionsmacht immer auch im Hinblick auf je komplexe, strategische Situationen und auf jeweilige interessengeleitete Prozesse[26] nachzugehen.

„mir ist heute noch ein bisschen übel.“ – sprachliche Wissensproduktion

Auch wenn Vermieterinnen und Vermieter das Ekeln quasi in Kauf nehmen müssen, beschreiben sie ihre Arbeit überwiegend als positiv. In einem einzigen Gespräch kam eine absolut negative Haltung zum Ausdruck. Die heute über 80-jährige Laura N. hatte wenige Jahre vermietet und entschied sich dann, in einer Wäsche-Manufaktur zu arbeiten. Ihr Fazit zur Vermietung im Rückblick: „Na …, na …, wenn ich heute noch dran [an das Vermieten] denke, mir ist heute noch ein bisschen übel ... [lacht] also heute würde ich sagen: Nie mehr wieder!“[27] Der körperliche Ekeleffekt, also der Brechreiz, wird zur Metapher für das Unbehagliche. Als Substantiv kam der Begriff „Ekel“ im gesamten Material nur zwei Mal als solcher vor:[28] Eine Vermieterin nannte, das Hochdeutsche imitierend, einen besonders unangenehmen Gast „ein Ekel“[29] und eine 1908 veröffentlichte, tourismuskritische Erzählung, die eindringlich zu schildern versucht, welche Fauxpas inmitten der Tiroler Bergwelt von Touristinnen und Touristen begangen werden und die sich als Beitrag zu einem alpinen Knigge verstand, erschien unter dem Titel „Die Alpenfahrt der Familie Ekel“[30].

24 So z.B. auch die einhellige Meinung befragter Touristikerinnen und Touristiker aus anderen Bereichen.

25 Köstlin, Konrad: Das fremde Essen – das Fremde essen. Anmerkungen zur Rede von der Einverleibung des Fremden. In: Müller, Siegfried u.a. (Hg.): Fremde und Andere in Deutschland. Nachdenken über das Einverleiben, Einebnen, Ausgrenzen. Opladen 1995, 219-234, 232.

26 Vgl. Rolshoven, Johanna: Going South! Lokalität und Mobilität in einer touristischen Übergangsregion. In: Göttsch, Silke u.a. (Hg.): Ort. Arbeit. Körper. Ethnografie Europäischer Modernen. 34. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde, Berlin 2003. Münster u.a. 2005, 135-146, 144.

27 Röthl, Martina: Interview/3 mit Laura N. (Jg. 1930), geführt am 18.5.2011 in Riez.

28 Dies dürfte damit in Zusammenhang stehen, dass die Tiroler Umgangssprache viele verschiedene Entsprechungen und Umschreibungen für das Ekeln kennt.

29 Röthl, Martina: Interview/4 mit Gudrun N. (Jg. 1957), geführt am 15.3.2011 in Fügen.

30 Friedensburg, Ferdinand: Die Alpenfahrt der Familie Ekel. Eine wahre Geschichte von F. Montanus. 4. Aufl. München 1920.

Im Hinblick auf die Alltagssprache lässt sich erkennen, dass Neubewertungen anhand eines neuen Vokabulars greifbar werden. Die Begriffe „Toilette" und „WC" treten neben das in der Tiroler Umgangssprache gebräuchliche, eher unfeine „Klo". Erzählungen zu Missverständnissen und Missgeschicken wurden in Interviews mehrfach anekdotisch vermittelt, hier ein Beispiel:

> „Dann hat sie [die Touristin] ihn [den Sohn der Vermieterin] so auf dem Arm gehabt, so … dann hat er gesagt, ‚Roswitha, ich muss mundln.' Sie verstehen das, gell? Dann hat sie sich gedacht, ‚Mensch, er meint Murmelnspielen!' Das hat sie dann verstanden und dann hat sie sich gedacht, ja, das kann sie da jetzt nicht und dann hat sie gemerkt, wie es um der Hüfte warm wird [lacht]."[31]

Gemeinsames Merkmal solcher Geschichten ist, dass immer das Kind der Vermieterin und Vermieter als Verursacherin und Verursacher auftritt, die Gäste hingegen als Geschädigte. Die umgangssprachlichen, regional divergierenden und nun als ordinär geltenden Bezeichnungen für das Urinieren werden üblicherweise im Gespräch mit dem Gast vermieden. Die aus der deutschen Gebrauchssprache entnommenen Begriffe und Phrasen wie „pinkeln", „Pipi machen", „für kleine Mädchen müssen", „mal müssen" etc. lassen sich aber auch dort als in die Alltagssprache der Bereisten integriert vorfinden, wo Dialekt bereits die Zuschreibung eines schützenswerten Kulturgutes erfahren hat.[32]

Fremdes Essen, Schürzen und Gummihandschuhe – Körper-Kontexte

Hinsichtlich der gesellschaftlichen Funktion von Ekel interessiert vor allem, was innerhalb einer bestimmten Community als ekelerregend gilt und wie es – eingebettet in beziehungsweise verknüpft mit anderen Kontexten – argumentativ als Ein- oder Ausschlusskriterium funktioniert.[33] Disziplinierung und auf Ekel bezogene Normierungsprozesse setzen aber bei Körpern an. Die Bindung an Körperlichkeit betrifft häufig nicht nur den Effekt, der körperlich wahrgenommen wird, sondern auch die Ekel auslösende Materialität, deren Bindung an Organismen bei näherer Betrachtung oft augenfällig wird und die – vorgestellt oder real – dem Körper zu nahe kommt. Zum Ekelanlass können sowohl unbekannte Nah-

31 Röthl, Martina: Interview/50 mit Margarethe F. (Jg. 1964), geführt am 12.8.2011 in F.

32 Z.B. wurde der Ötztaler Dialekt von der UNESCO 2011 als Kulturerbe anerkannt.

33 Vgl. Douglas, Mary u. Luchesi, Brigitte: Reinheit und Gefährdung. Eine Studie zu Vorstellungen von Verunreinigung und Tabu. Frankfurt a.M. 1992 (5. Aufl., engl. Orig. 1966);. Braun, Christina von: Zum Begriff der „Reinheit". In: metis. Zeitschrift für historische Frauenforschung 6 (1997), Heft 11, 7-25.

rungsmittel als auch deren ungewöhnliche Kombinationen werden. Interviewpartnerinnen und Interviewpartner betonten aber auch, dass ihr Geschmack – das, was sie mögen und das wovor sie sich ekeln – durch die von Touristinnen und Touristen mitgebrachten beziehungsweise zubereiteten Speisen und Getränke beeinflusst worden ist. Von den Daten der Interviews ausgehend fällt weiter auf, dass mit Tourismus in Zusammenhang stehende pädagogische oder disziplinierende Effekte sich als Ergebnis der von Ulrich Raulff mit Bezug auf Norbert Elias beschriebenen „mitweltbezogenen Affektregulierung“[34] untersuchen lassen. Das heißt, dass Gewohnheiten in Bezug auf andere – „weil sie anderen lästig und peinlich sein könnten, oder einen ‚Mangel an Respekt‘ verraten“ – bewertet wurden, wie dies Elias eigentlich für die Zeit bis ins 18. Jahrhundert feststellt.[35] Greifbar wird das beispielsweise, wenn eine Vermieterin erzählt, sie habe stets abwägen müssen, ob es nötig sei, sich nach der von ihr erledigten Stallarbeit zu duschen, um nicht Gefahr zu laufen, die Gäste durch üblen Geruch zu irritieren.[36] Zur Metapher der Grenzziehung, die sich am eigenen Körper manifestiert,[37] wird die eigene Haut. „Aufgebessert“ und ergänzt wird diese zum Beispiel durch die als „Vermieterinnen-Uniform“ bezeichnete Kleiderschürze, die einerseits kennzeichnet und abgrenzt,[38] andererseits Sauberkeit an sich vermitteln soll. Das Tragen von Gummihandschuhen hingegen scheint selbst beim Verrichten besonders ekliger Reinigungsarbeiten verpönt zu sein.[39]

Tourismus zielt auf Wertschöpfung. Das „fieberhafte Bemühen, Fremde abzusondern, sie einzusperren, auszuweisen oder zu zerstören“, sie aus dem Glauben heraus zu bekämpfen, „die eigene Gesundheit gegen Krankheitsüberträger zu verteidigen“[40] wurde durch das ebenso fieberhafte Bemühen ersetzt, den eigenen Wohlstand durch die Anwesenheit von „Fremden“ zu steigern. In dieser Konstellation wir dieses „Fremde“ gewissermaßen zum Maßstab des „Eigenen“ – dies nicht zuletzt in Bezug auf den eigenen Körper.

34 Raulff, Ulrich: Chemie des Ekels und des Genusses. In: Kamper, Dietmar u. Wulf, Christoph (Hg.): Die Wiederkehr des Körpers. Frankfurt a.M. 1982, 241-258, 243.

35 Elias, Norbert: Über den Prozess der Zivilisation (Erster Band, Wandlungen des Verhaltens in den weltlichen Oberschichten des Abendlandes). 7. Aufl. Frankfurt a.M. 1980 (Orig. 1939).

36 Z.B. Röthl, Martina: Interview/51 mit Lore T. (Jg. 1950), geführt am 11.8.2011 in F.; Röthl, Martina: Interview/2 (wie Anm. 4).

37 Vgl. dazu Flanagan, Mary u. Booth, Austin: Re:skin. Cambridge, London 2009.

38 Röthl, Martina: Interview/7 mit Inge J. (Jg. 1964), geführt am 21.3.2011 in Telfs.

39 In mehreren Interviews wurde betont, dass man mit Gummihandschuhen nicht „richtig“ putzen könne.

40 Bauman, Zygmunt: Unbehagen in der Postmoderne. Hamburg 1999, 23.

„Früher hast du jedes Loch vermietet" – räumliche Ordnungen

Ende der 1970er Jahre wandte sich ein Touristenehepaar mit einer Beschwerde an den örtlichen Tourismusverband. Stein des Anstoßes war die Zahnprothese der Vermieterin, die nachts im gemeinsam benützen Badezimmer im Wasserglas lag und vor der sich das Pärchen entsetzlich ekelte.[41] Selbst ein artifizielles Objekt, hier der Zahnersatz, vermag es also, die Assoziation eines Körpers hervorzurufen, dessen Einheit nicht mehr gegeben ist. Selbstverständlich wissen wir nicht, ob die Begebenheit nach der Heimkehr als Urlaubshistörchen aufbereitet wurde und die unangenehmen Empfindungen letztlich lustvoll transformiert und zum schauderhaften Reiseabenteuer umgedeutet worden sind.[42] Fest steht allerdings, dass viele Urlaubsregionen daran gemessen werden, ob sie Ansprüchen an Abenteuer und Ursprünglichkeit gerecht werden. Ambivalent dazu gelten aber Hygiene und Makellosigkeit als Richtschnur. Medien transportieren und reproduzieren glatte Bilder zum einfachen, ländlichen und „authentischen" Lebensstil, vom Leben nah an der Natur. Ähnlich dem fremden Essen, das im Urlaub zu etwas Reizvollem wird, weil sich das Fremde in den Kontext des „Sich-Selbst-Ausprobierens" [Anführungszeichen im Original] verschiebt,[43] dürfte vieles, was aus heutiger Sicht als mangelhafter hygienischer Standard abgetan werden müsste, mit dem Touch von Ursprünglichkeit und Echtheit – noch dazu für wenig Geld – an die Urlauberin und den Urlauber gebracht worden sein. „Früher hast du jedes Loch vermietet, jeden Hennenstall, nicht?"[44], so eine Vermieterin.

Tirol scheint lange Zeit in einer Mischung aus katholischer Rückständigkeit[45] und verwegener Wildheit auf Reisende gewirkt zu haben. So beschreibt etwa die 1791 durch Tirol reisende Malerin Marianne Kraus einen Gämsenblut trinkenden Wildschützen nicht voller Grausen, sondern mit Bewunderung.[46] Dem Prota-

41 Röthl, Martina: Informelles Gespräch/17 mit Hermann U. (Jg. 1960), geführt am 4.1.2011 in Innsbruck.

42 Vgl. Menninghaus, Winfried: Ekel. Vom negativen Definitionsmodell des Ästhetischen zum „Ding an sich". In: Stockhammer, Robert (Hg.): Grenzwerte des Ästhetischen. Frankfurt a.M. 2002, 44-57, 49. Raulff 1982 (wie Anm. 34), 247. Anz, Thomas: Unlust und Lust am Ekelhaften in Literatur und Kunst. In: Kick, Hermes A. u. Kübler, Klaus (Hg.): Ekel. Darstellung und Deutung in den Wissenschaften und Künsten. Hürtgenwald 2003, 148-159.

43 Köstlin 1995 (wie Anm. 25), 226.

44 Röthl, Martina: Interview/5 mit Karla G. (Jg. 1961), geführt am 17.6.2011 in Lans.

45 Vgl. Rachewiltz, Siegfried de: Alpine Speisesitten zwischen Mythos und Realität in Reiseberichten aus Tirol. In: Schneider, Ingo u. Petzoldt, Leander (Hg.): Europäische Ethnologie und Folklore im internationalen Kontext. Festschrift für Leander Petzoldt zum 65. Geburtstag. Frankfurt a.M. 1999, 659-674, 663.

46 Vgl. Ebd. und außerdem: Kraus, Marianne u. Brosch, Helmut: Für mich gemerkt auf meiner Reise nach Italien 1791. Reisetagebuch der Malerin und Erbacher Hofdame. Buchen 1996, 31.

gonisten einer 1852 veröffentlichten Erzählung, einem Berliner Sommerfrischler, vergällen hingegen umherschwirrende Fliegen den Genuss beim Verzehr des auf einer Tiroler Berghütte quasi als „Ethno-Food“ eingeforderten, gebratenen Murmeltiers.[47] Die auf Natur, Verwesung, das Unzivilisierte der Umgebung verweisenden Insekten „pufften“ ihm ins Gesicht und schienen zweifellos ekelhaft. Genuss, der in Authentizität und Nähe gesucht wird, kann durch ein Zuviel in Ekel umschlagen.[48] Weil nur das fremd und widerwärtig ist, was als solches definiert wird,[49] finden sich Touristikerinnen und Touristiker immer wieder in der Situation wieder, herausfinden zu müssen, was zahlenden Gästen überhaupt als fremd gilt und wie viel von welcher Art von „Fremdheit“ eventuell sogar erwünscht ist. Authentizität jeweils ästhetisch-adäquat zu inszenieren, stellt somit eine gewisse Herausforderung für Bereiste dar. Die „Hühneroma“ aus dem Text von Gottfried Korff und Utz Jeggle von 1974, die „zahnlose ungepflegte Alte“, die den Touristinnen und Touristen Schnaps in Krügen bringt,[50] mag wohl als Paradebeispiel für jemanden dienen, der eine solche vertretbare – und rentable – Form gefunden hat. Als die Tirol Werbung 2012 mit Bildern aus dem von ihr initiierten Kunstprojekt „Sight_seeing“ wirbt – FotografInnen waren beauftragt, das ‚authentische‘ Tirol abzubilden – regte sich indessen großer Widerstand gegen das Motiv der Autobahnbrücke, das mit zerstörter Landschaft assoziiert wird. (vgl. dazu Abb. 2).



Abb. 2:
Der Chef des Tourismusverbandes Ötztal äußerte sich zu diesem Bild der Europabrücke wie folgt: „Dieses Foto hat eine Berechtigung im Bereich der künstlerischen Fotografie. Für eine Werbekampagne ist das aber nichts. Das Bild zeigt eine zerstörte Landschaft.“ (Vgl. Autobahn-Inserat der Tirol Werbung sorgt für Unmut. In: Tiroler Tageszeitung, 1.6.2012, 21.)

47 Tiroler Schützen-Zeitung, Nr. 78, 28. September 1852, 351 u. 352.
48 Sowohl Aurel Kolnai als auch William Miller unterscheiden zwischen Verbots- und Überdrussekel. (Vgl. Anm. 22).
49 Z.B. Köstlin 1995 (wie Anm. 25), 232.
50 Jeggle, Utz u. Korff, Gottfried: Homo Zillertaliensis oder wie ein Menschenschlag entsteht. In: Der Bürger im Staat, 24 (1974), Heft 3, 182-188, 182.

Als „zu“ authentisch wurde wohl auch der Tiroler Bauernhof eingeschätzt, was im nächsten Beispiel eine Rolle spielt. Die Interviewpartnerin zeigt sich ob dieses Vorfalls Jahrzehnte später noch immer gekränkt:

> „Und wie die gekommen sind und das Gepäck einmal hinaufgetragen haben, da hab ich mir gedacht, ich seh nicht recht: Die hat einen ganzen Korb oder eine Schachtel, was sie gehabt hat, nur Putzmaterial .... mitgehabt und das hat mich eigentlich irgendwie irritiert, weil ich mir gedacht hab, die meinen, wenn es heißt, die kommen in, die fahren in Tirol auf einen Bauernhof, dass das alles dreckig ist, dass sie da muss zuerst selber putzen. Das hat mich ... da war ich dann ein bisschen … … … distanziert.“[51]

Gebote der Reinlichkeit und Ordnung, sprich der Ekelvermeidung, die durchaus analog zu Michel Foucaults in „Ekel transformierte[m] Verbot“[52] gedacht werden können, kommen relativ früh zum Tragen. Sauberkeit als touristisches Kriterium findet man zum Beispiel schon in August Kotzebues Beschreibung der Tiroler Sommerfrische von 1805. „In jedem Dorfe findest du mehrer gute, oft elegante, immer sehr reinliche Zimmer, mit weissen Betten versehen.“[53] Die ersten Organisationsformen des Tiroler Fremdenverkehrs nannten sich nicht Fremdenverkehrsvereine, sondern „Verschönerungsvereine“[54]. Sauberkeit gilt zunehmend als Voraussetzung für den Urlaubs-Genuss, auch öffentliche Räume werden dementsprechend gestaltet. Sukzessive mussten ehemalige Verhaltensweisen und Routinen abgelehnt und abgelegt und in Verschränkung mit Fortschritts-Diskursen als ekelhaft denunziert werden.[55] Misthaufen, Jauche- und Senkgruben sowie wilde Deponien verschwanden, an ihre Stelle traten Kläranlagen und Recyclinghöfe, landwirtschaftliche Betriebe wurden zum Teil aus Ortskernen ausgelagert. Als Anfang der 1990er Jahre das Thema Umwelt- und Naturschutz tourismuspolitisch relativ viel Raum einzunehmen begann, führte das Institut für Verkehr und Tourismus Innsbruck eine überbetriebliche Auftragsforschung durch. Erklärtes Ziel war die Analyse des Umweltbewusstseins von Urlauberinnen und Urlauber. Hier ein Auszug aus dem Tätigkeitsbericht:

51 Röthl, Martina: Interview/22 mit Notburga K. (Jg. 1943), geführt am 27.6.2011 in Lans.
52 Foucault, Michel: Die Geburt der Klinik. Eine Archäologie des ärztlichen Blicks. München 1963, 177.
53 Kotzebue, August Friedrich Ferdinand von: Erinnerungen von einer Reise nach Liefland, nach Rom und Neapel. Berlin 1805, 1. Teil, 61.
54 Vgl. dazu: Lässer, Adolf: 100 Jahre Fremdenverkehr in Tirol. Die Geschichte einer Organisation. Innsbruck 1989, 20-21.
55 Vgl. Jeggle, Runterschlucken (2015), 34-35.

> „Die Bedeutung des Urlaubsmotivs ‚Natur erleben‘ ist zwar lt. Umfragen in den letzten Jahren gestiegen, jedoch geht die Wertschätzung für die Natur nicht sehr tief; d.h. dass Urlauber für Umweltbeeinträchtigungen primär dann ein Auge haben, wenn sie eben augenfällig sind: herumliegende Abfälle, Verkehrsstaus, Grossbauten u.ä. […] Allerdings gibt es keine Anzeichen dafür, dass dadurch in nennenswertem Ausmass Reaktionen der Urlauber in Form eines Ausbleibens verursacht würden. Die ‚Schmerzgrenze‘ ist offenbar noch nicht erreicht.[56]

Im Rahmen von Dorferneuerungsaktionen kommt es zur Umstrukturierung von Dörfern, gleichzeitig blieb das Dorf Gegenentwurf zur Stadt.[57] Die meisten Tourismusverbände beschäftigen heute Landschaftsgärtner, die Wanderwege frei halten, nicht-bewirtschaftete Flächen mähen, Abfälle einsammeln und die generell für ein touristisch adäquates Erscheinungsbild der Dörfer beziehungsweise des unmittelbaren Umlandes zu sorgen haben. Eine Privatvermieterin zur Veränderung der Dörfer:

> „Naja, die Dörfer haben sich schon was angetan, dass sie sich irgendwie besser präsentieren können. Der Verschönerungsverein und so weiter, das war schon etwas, wo sich die Dörfer gemacht haben. Weil wie wir nach R. kamen, da hat es, das war ein richtiges Kuhdorf, richtiges Bauerndorf, war auch ganz schön, aber ... wenn vor jedem Haus ein Misthaufen ist oder so, ist natürlich nicht günstig. Aber so find ich, die Dörfer haben sich schon entwickelt durch den Tourismus.“[58]

Ein moderneres Ekel-Motiv als der Misthaufen ist das der gebrauchten Drogen-Nadel, auf das im nächsten Beispiel Bezug genommen wird. Es zeigt noch deutlicher, wie bei der Disposition öffentlichen Raums auf Bilder des Ekels zurückgegriffen werden kann, um je eigene Positionen zu stärken: In einer kleinen Tiroler Gemeinde plante man im Jahr 2011 eine zweitägige Goa-Party mit internationalen DJs. Das Vorhaben wurde zum Politikum, die Veranstaltung konnte nicht stattfinden. Dagegen interveniert hatte auch ein regionales Wochenblatt: „Es kann nicht ausgeschlossen werden, dass Junkies teilnehmen, die sich Rauschgift spritzen und die gebrauchten Spritzen im Gelände wegwerfen.“[59] Eine Interviewpartnerin bedauerte, dass so verhindert worden wäre, junges Publikum auf den Ort aufmerksam zu machen und konterte ihrerseits mit Ekel-Argumenten: „Ein

56 Institut für Verkehr und Tourismus: Tätigkeitsbericht 1992, 16.

57 Luger, Kurt u. Rest, Franz: Der Alpentourismus: Konturen einer kulturell konstruierten Sehnsuchtslandschaft. In: Luger, Kurt (Hg.): Der Alpentourismus. Entwicklungspotenziale im Spannungsfeld von Kultur, Ökonomie und Ökologie. Innsbruck 2002, 11-46.

58 Röthl, Martina: Interview/13 mit Irene S. (Jg. 1942), geführt am 22.7.2011 in R.

59 Rückwärtsrolle vom Sautner Dorfchef. In: Rundschau, 10.8.2011, 20.

Zeltfest stört niemanden, … wenn herumgekotzt und geschifft [uriniert] wird und danach überall die Kondome herumliegen … …na ja."[60]

Alle interviewten Vermieterinnen und Vermieter wurden gefragt, woher sie denn zu Beginn gewusst hätten, worauf es beim Vermieten ankäme. Ohne Ausnahme enthielten die Antworten zumindest einen Hinweis auf Ordnung und Hygiene. Was die Ausgestaltung der Privatvermietungen betrifft, so dienten Hotels als Prototypen professioneller Vermietung als Vorbilder. Dies speziell hinsichtlich sanitärer Anlagen, die insgesamt gar als „teilweise erst durch den Fremdenverkehr bekannt geworden" gelten.[61] Viele der interviewten Vermieterinnen und Vermieter hatten in irgendeiner Form im „Gastgewerbe" gearbeitet, bevor sie die Vermietungstätigkeit aufnahmen. Sie beriefen sich so auf die in Gasthöfen, Hotels und Restaurants gemachten Erfahrungen beziehungsweise die dort erlernten Routinen, und auch wenn Gäste früher von gewerblichen Beherbergerinnen und Beherbergern an Privatvermietungen weitervermittelt wurden, geschah dies nicht ohne entsprechende Instruktionen.[62]

Tourismus verändert sowohl öffentliche als auch private Räume. Vorstellungen darüber, was als schmutzig, als Verstoß gegen die Ordnung, als ekelerregend oder angemessen gilt, verändern sich parallel zu kulturellen Rahmungen.[63] In diesem Zusammenhang ist zu bedenken, dass Wahrnehmungsnormen von Kindern, die in Tourismusbetrieben oder eben in Privatvermietungs-Haushalten aufwachsen, entsprechend jeweils gültiger Standards hervorgebracht werden. Diesbezüglich, aber auch im Hinblick auf öffentliche Räume wird leicht vergessen, dass eigentlich erst drei Generation von Tirolerinnen und Tirolern mit den durch das Aufkommen des Massentourismus für notwendig, dringlich und rentabel erachteten, massiv sichtbar und spürbar werdenden Veränderungen konfrontiert sind.

„Das ist gut genug!" Wann ist gut genug? – Zeitbezüge

An einigen Stellen wurde schon deutlich, dass es in Tirol Vorstellungen von einem stereotyp gesetzten „alten", einfachen und unkomplizierten Tourismus gibt, der Teil einer integrierenden Erzählung geworden ist.[64] Im dichotomen Denkmuster „früher – heute", mit dem empörten, belustigten oder nostalgischen Blick zurück, wird es möglich, Distanz zu etwas zu schaffen, was für Gegenwart und Zukunft

60 Röthl, Martina: Interview/54 mit Anja Z. (Jg. 1977), geführt am 8.11.2011 in S.
61 In informellen Gesprächen und Interviews so vermittelt, wörtlich bei: Planer, Klaus: Der Fremdenverkehr Nordtirols. Dissertation. Wien 1970, 89 u. 90.
62 Erzählungen zu dieser Praxis werden speziell in den ersten Nachkriegsjahrzehnten verortet.
63 Vgl. Douglas u. Luchesi 1992 (wie Anm. 33), 12.
64 Tschofen, Bernhard: Berg, Kultur, Moderne. Volkskundliches aus den Alpen. Wien 1999, 96.

nicht mehr gewollt ist und dementsprechend als nicht mehr gültig oder zutreffend markiert werden möchte. Wandel lässt sich unter anderem an Beschreibungen von Hygienestandards beziehungsweise an Definitionen des Ekelhaften festmachen. 1901 verlangt beispielsweise ein anonym gebliebener und dem aufkommenden Tourismus sehr zugetaner Schreiber „Curse“ für Touristen, damit diese Tirol besser kennen lernten und Missverständnisse wie Folgendes vermeidbar würden: Bei einer Bahnfahrt über den Brenner merkte eine amerikanische Reisende an, Tirol sei „a little uncultivated“ – und zwar, weil es in Hotels angeblich nur winzige Seifennäpfchen als Waschschüsseln gebe. Der Schreiber räumt ein, „dass dieser Zustand in grauester Vorzeit wohl bestanden hat“, entkräftet den Vorwurf aber umgehend mit der Nennung zahlreicher touristischer Errungenschaften.[65] Auch der Interviewpartner Robert G. blickt auf eine Art graue Vorzeit, wenn er erzählt, dass er und seine Großmutter in den 1960er Jahren mitten in der Nacht das von ihnen benutzte Bett an zwei verspätet anreisende Touristinnen weitergegeben hätten, ohne das Bettzeug zu wechseln: „Dann sind die [die beiden Touristinnen] in das noch warme Bett hinein, da ist nicht überzogen worden. Gell [lacht].[66] Herr G., heute selbst Privatvermieter, ließ außerdem wissen:

> „Hetztig [witzig] ja, das war zum Beispiel ein Gästezimmer, wo wir jetzt da sitzen und wenn jetzt Gäste nur drei Tage geblieben sind, hat sie [die Großmutter] nicht frisch überzogen. Da hat man drüber gestrichen, die Wäsche, … das Leintuch hat man glatt gezogen – sie hat gesagt: Das ist gut genug!“[67]

Ein „sauberes Image“ hebt den touristischen Marktwert. Wollen Ekel-Erfahrungen ausgeschlossen werden, so stellt sich unweigerlich die Frage, was „gut genug“ genau zu bedeuten hat. Im „Privaten Beherberger“[68], der Zeitschrift des Verbandes der Tiroler Privatvermieter, wurden von Beginn an Hinweise und Ratschläge bezüglich der Reinlichkeit gegeben. Der Gast erwarte, so wird in der ersten Ausgabe 1965 berichtet, „mittleren Komfort“, worunter zu verstehen sei, „dass die nötige Reinlichkeit, geordnete sanitäre Anlagen, entsprechende Waschgelegenheit, gute Betten und eine gewisse Annehmlichkeit […] vorhanden ist“[69]. Informationen zu Hygienestandards und zur Ausstattung der Unterkünfte bleiben fixer Bestandteil des Blattes. Es werden Tipps gegeben, wie oft Bettwäsche und Handtücher zu

65 Feriencurse für Ausländer. Ein Beitrag zur Fremdenverkehrsfrage in den österreichischen Alpenländern. In: Innsbrucker Nachrichten, Nr. 131, 11. Juni 1901, 9-10, 10.

66 Röthl, Martina: Interview/35 mit Robert G. (Jg. 1957), geführt am 27. 7. 2011 in S.

67 Ebd.

68 Das Blatt erschien zunächst als „Privater Beherberger“, dann als „Privater Gastgeber“ und „Tiroler Gastgeber“, seit 2011 nennt es sich „Mitglieder Magazin“.

69 Die Hausfrau als Zimmervermieterin. In: Der private Beherberger 1965, Nr. 1, keine Seitenzahlen.

wechseln sind,[70] in welcher Weise das Frühstück „appetitlich" anzurichten ist[71] und wie Bettzeug – aus „Reinlichkeitsgründen" – bezogen werden soll.[72] Neu gesetzte Standards setzten sich relativ schnell und umfassend durch, dies auch deshalb, weil Beherbergerinnen und Beherberger miteinander konkurrierten.[73] Die Gefahr der üblen Nachrede, sprich die soziale Kontrolle entlang des ständigen Vergleichs mit anderen, spielte eine nicht zu unterschätzende Rolle.[74] Die Schaffung beziehungsweise die Erhaltung von Ordnung und Sauberkeit in und um das Haus ist zudem einer der bestimmenden Faktoren bei der Strukturierung von Zeit. Vom „Kloputzen bis zum Marketing"[75] sind Vermieterinnen für alle Aufgaben im Kleinbetrieb verantwortlich. Verstöße gegen die Reinlichkeitsnormen erlauben sie sich nicht. Gewissenhaftigkeit bindet Frauen ans Haus, über welches sie von außen bewertet werden. Unter anderem deshalb, weil sich touristische Vorder- und Hinterbühnen im Privatvermietungshaushalt nur unscharf voneinander trennen lassen,[76] werden die hohen Maßstäbe darüber hinaus auch für die privaten Räume übernommen.

Drecksarbeit und Schweinereien – Ordnungen, Differenz(ierung)en, Hierarchien

Sowohl auf einzelne Communities als auch auf „die Gesellschaft" an sich trifft wohl zu, dass hinsichtlich ihrer Organisation beziehungsweise der Installierung und Stabilisierung von Hierarchieverhältnissen auch Zuschreibungen wesentlich und bestimmend sind, die sich unter verschiedenen Aspekten auf Abstoßendes,

70 Gäste beschweren sich … In: Der private Beherberger 1968, Nr. 4, keine Seitenzahlen.

71 Das Frühstück unserer Gäste. (Die Liebe geht durch den Magen). In: Der private Beherberger 1966, Nr. 1, keine Seitenzahlen.

72 Gute Gäste durch gediegene Gästezimmer. In: Der private Beherberger 1966, Nr. 3, keine Seitenzahlen.

73 Jürgen Link schlägt vor, parallel zur „industriellen Normierung von „sozialer Normierung" zu sprechen und erwähnt in diesem Zusammenhang die auf Dynamik zielenden Dressuren mittels Konkurrenzen. Vgl. Link, Jürgen: Versuch über den Normalismus. Wie Normalität produziert wird. Göttingen 2006 (3. Aufl., Orig 1996), 117 u. 118.

74 Vgl. dazu: Leiseder, Helga: Wie der grosse Fremdenverkehr sich auf die kleine Frau XY auswirkt … oder: „Lei drei kloane Punktln…". In: Gruppe Föhn (Hg.): Föhn. Zeitschrift fürs Tiroler Volk 1979, Nr. 2, 54. Foucault, Michel: Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses. Frankfurt a.M. 1995 (11. Aufl., Orig. 1976), 256-263.

75 Der Tiroler Gastgeber 2007, Nr. 4, 19.

76 Vgl. dazu: Augustin, Silvia u. Harms, Kirsten: Lust oder Verlust? Urlaub als Aufgabe. Die Gast-Gastgeber-Beziehung im Spannungsfeld von emotionalem Erleben und Emotionsarbeit. In: Spode, Hasso u. Cantauw, Christiane (Hg.): Gebuchte Gefühle. Tourismus zwischen Verortung und Entgrenzung. Wien, München 2005, 10-24, 16. Goffman, Erving: Wir alle spielen Theater. Die Selbstdarstellung im Alltag. München 1976 (3. Aufl., engl. Orig. 1956).

Schmutz und Ekel beziehen.[77] Frau W. erzählte zum Beispiel vom Versuch, Gäste – in diesem Fall sogenannte „Leiharbeiter“ – weiterzuvermitteln, für die sie selbst zu diesem Zeitpunkt keine Zimmer mehr frei hatte. Die Be- beziehungsweise Abwertung anderer Vermieterinnen und Vermieter funktioniert zunächst über deren mangelnde Bereitschaft, Schmutz als Teil ihrer Aufgabe zu akzeptieren:

> „In Gottes Namen, ja, dann fragen die: ‚Sind sie wohl anständig und sind sie wohl nicht dreckig oder grauslich?‘ … Und was hat die eine gesagt – die ist aber gleich alt wie ich – tun sie wohl nicht rauchen? Dann ist mir die Geduld gerissen, das ist fünf Minuten so gegangen. Sind sie wohl eh sauber und so, und dann hab ich gesagt ... […] jetzt irgendwo musst du dir überlegen, entweder willst du vermieten oder du musst es, du musst es lassen.“[78]

Bezug genommen ist aber auch auf die Zuschreibung, Leiharbeiter seien unter Umständen schmutziger, „grauslicher“ als die beliebteren (weil eventuell zahlungskräftigeren?) Urlaubsgäste. Sowohl wem zugeschrieben wird, Ekel auszulösen oder zu verantworten,[79] als auch, wer Ekel erdulden muss beziehungsweise mit dessen materiellen Ursachen konfrontiert ist, steht für gewöhnlich[80] in der Hierarchie weit „unten“ – oder in umgekehrter Richtung: Wer seine eigene gesellschaftliche Position relativ „niedrig“ einschätzt, ist scheinbar aus einem unhinterfragten Selbstverständnis heraus eher dazu bereit, Schmutz zu beseitigen. Hier eine Vermieterin, die in den 1960er Jahren in eine Privatvermietung eingeheiratet und diese sukzessive von der Schwiegermutter übernommen hat:

> „Ich bin aus einem armen Haus heraus ... mit zehn, äh sechs Geschwistern, ich hab keinen Vater gehabt, weil der gestorben ist, die Mami ist da gestanden. Ich hab da eingeheiratet und ich war … dankbar, jeden Tag war ich dankbar. [...] Und ich bin eine, die es gern sauber hat, ich mag das gern, ja [..:] ich habe viel geputzt, sehr viel geputzt, ja.“[81]

Auch in diesem Zusammenhang wurden Vergleiche zum Hotel angestellt, in dem es für „die Drecksarbeit Angestellte“[82] gäbe, die jene Aufgaben erledigten, „für die man ja gar keine Österreicher mehr finden täte“[83]. Die Verknüpfung positi-

77 Silberzahn-Jandt 2001 (wie Anm. 19), 49.
78 Röthl, Martina: Interview/19 mit Hannelore W. (Jg. 1962), geführt am 24.5.2011 in T.
79 Douglas u. Luchesi 1992 (wie Anm. 33), 149.
80 Ausgenommen werden müssen hier wohl z.B. Motive christlich-abendländischen Zuschnitts, die sich auf die Gebot der Demut und des Dienens beziehen.
81 Röthl, Martina: Interview/14 mit Margit F. (Jg. 1945), geführt am 20.7.2011 in Innsbruck.
82 Röthl, Martina: Interview/52 mit Franz A. (Jg. 1944), geführt am 14.1.2011 in Silz.
83 Röthl, Martina: Interview/10 mit Else L. (Jg. 1970), geführt am 15.3.2011 in Fügen.

ver Charaktereigenschaften wie Verlässlichkeit oder „Anstand" mit Reinlichkeit und Ordnungsliebe spiegelt eine hygienebasierte Weltsicht wider, wie sie sich in etwa ab der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts auszubilden begann.[84] Die Nichteinhaltung der Ordnung ist gleichzusetzen mit „Zeitverlust, Verwirrung, Sünde, Gefahr, Krankheit und Verderben: Chaos"[85]. Gemeinsame Vorstellungen von Ordnung oder Unordnung, von Ekel oder Verträglichkeit schaffen Gemeinschaft. Nationale oder ethnische Stereotype sind eine mögliche Rahmung, um Zusammengehörigkeitsgefühlen oder eben der Abgrenzung zum/zur je Anderen Ausdruck zu verleihen. Was die Reinlichkeit angeht, so erzählte eine Vermieterin beispielsweise, dass „die Franzosen", die schlimmsten gewesen seien „weil die haben den ganzen Dreck unter die Betten hineingeworfen"[86]. Am besten schneiden „die Deutschen" ab: „Und die Deutschen sind ja, also ich persönlich habe nichts gegen die Deutschen, muss ich sagen. Er [gemeint ist der deutsche Gast] ist sauber, er ist ordentlich, er ist verlässlich."[87]

Auch die Orientierung an gängigen Geschlechterstereotypen bestätigte sich bei der Auswertung der Interviews mehrfach. Über die Hälfte der Interviewpartnerinnen hatte zum Beispiel über gewisse Zeitspannen hinweg Care-Tätigkeiten, meist die der Altenpflege, übernommen. Obwohl physische und psychische Belastungen ausführlich geschildert wurden, strichen Vermieterinnen die Vereinbarkeit mit der Vermietungstätigkeit als positiv heraus. Rein von Männern betriebene Privatvermietungen gibt es in Tirol kaum,[88] Ehemänner, Söhne und Brüder sind in Arbeitsprozesse, aber in ganz unterschiedlichen Ausmaßen eingebunden. Dass die Verteilung von Aufgaben vielfach entlang bestimmter symbolischer Markierungen verläuft,[89] wird etwa deutlich, wenn Männer die Abfälle zur Entsorgungsstelle bringen, meist aber die Frauen den Müll sortieren und bündeln.[90] Ekelträchtige

84 Vgl. Breuss, Susanne: Die Stadt, der Staub und die Hausfrau. Zum Verhältnis von schmutziger Stadt und sauberem Heim. In: Hörandner, Edith u.a. (Hg.): Urbane Welten. Referate der Österreichischen Volkskundetagung 1998 in Linz. Wien 1999, 353-377.

85 Langreiter, Nikola u. Rolshoven, Johanna u. Steidl, Martin: Ordnung ist nur das halbe Leben … In: Langreiter, Nikola u.a. (Hg.): SOS Sauberkeit Ordnung Sicherheit in der Stadt. Innsbruck 2010, 7-22, 11.

86 Röthl, Martina: Interview/42 mit Maria W. (Jg. 1939), geführt am 9.8.2011 in Roppen.

87 Röthl, Martina: Interview/5 (wie Anm. 44).

88 Interviewt wurden neun Männer, allerdings nur zwei, die die Privatvermietung quasi im Alleingang betreiben.

89 Vgl. dazu: Reuter, Julia: Geschlechterleben im Privathaushalt. Die Macht der Gleichheit und die Ohnmacht der Gesten. In: Reuter, Julia u. Wolf, Katja (Hg.): Geschlechterleben im Wandel. Zum Verhältnis von Arbeit, Familie und Privatsphäre. Ausgewählte Beiträge der 4. Fachtagung Frauen-/Gender-Forschung in Rheinland-Pfalz. Tübingen 2006, 263-278, 271.

90 Vgl. dazu: Silberzahn-Jandt, Gudrun: Frauen, Müll und Geld. Zum Zusammenhang von haushälterischem Handeln und Müllkultur. In: Hofmann, Michael (Hg.): Ökostile. Zur kulturellen Vielfalt umweltbezogenen Handelns. Marburg 1999, 145-169. Windmüller, Sonja: Abfallkultur. Volkskundliche Aspekte des modernen Mensch-Müll-Verhältnisses. In: Both, Frank u. Fansa,

Routinearbeiten führen tendenziell eher Frauen aus, Männer schreiten bei Härtefällen – dem verstopften Abfluss, der überlaufenden Toilette – ein.

Hierarchien zwischen Gästen und Gastgeberinnen und Gastgebern leiten sich aus dem Dienstleistungsverhältnis an sich ab. Analog zu der von Gudrun Silberzahn-Jandt angedachten „Kultur der Pflegenden“ lässt sich eine Kultur der touristischen Dienstleistung denken,[91] deren Ideale und Bilder ebenso unterschiedlich sind wie jene von kranken und gesunden Menschen. Unter diesem Gesichtspunkt sind spezielle dispositive Bedingungen der Privatvermietung auszuweisen: Anders als in Hotel oder Pension ist die Person, die Mülleimer entleert, Müll sortiert, Toiletten reinigt und Betten frisch bezieht, jeweils dieselbe, die für Empfang, Service und Animation zuständig ist. Durch die überblickbare Anzahl der Gäste gibt es in der Privatvermietung außerdem kaum Distanz durch Anonymität.[92] Auf Touristinnen und Touristen, die sich für die Privatvermietung entscheiden, trifft zudem verstärkt zu, dass sie – mit Konrad Köstlin formuliert – die intime Erfahrung „in der Unvermitteltheit der urlaubigen Bergwelt suchen, bei Eingeborenen“[93]. Gäste, besonders Stammgäste, wünschen sich Ursprünglichkeit, Nähe und Gemeinschaft. In Emotionskonzepten scheint zudem die Vorstellung eingeschrieben, dass positiv besetzte Gefühle wie Liebe, Zuneigung oder generelles Wohlwollen Ekel verhindert. Dies eröffnet sowohl Vermieterinnen und Vermietern als auch Gästen die Möglichkeit, Sympathie mit „Nicht-Ekeln“ zu belegen oder zu beweisen. Eine Vermieterin, deren Sohn von Down-Syndrom betroffen ist, erzählt beispielsweise: „Es hat auch Gäste gegeben, die haben den [den Sohn] mitgenommen und haben mir den versorgt, wenn ich keine Zeit gehabt habe. Haben ihn gewickelt und alles, … … … muss ich auch sagen.“[94] Im Bereich der Privatvermietung sind die Regeln und Grenzen dessen, was als „Go“ oder „No-Go“ zu gelten hat, weniger klar definiert als in gewerblichen Unterkünften und sie müssen daher jeweils situationsbezogen und vor dem Hintergrund eigener Wertvorstellungen ausverhandelt und legitimiert werden. Dazu ein Beispiel, in dem eine Ekelerfahrung im Zusammenhang mit Menstruationsblut geschildert wird, welches quasi als „das *Abjekt des Kulturprozesses*“[95] aufzufassen ist:

Mamoun (Hg.): Müll. Facetten von der Steinzeit bis zum Gelben Sack; Führer durch die Ausstellung. Oldenburg 2003, 113-121.

91 Silberzahn-Jandt 2001 (wie Anm. 19), 58.

92 Anders verhält es sich etwa bei der Vermietung von Ferienwohnungen und bei Kurzaufenthalten in stark frequentierten Tourismus-Orten.

93 Köstlin, Konrad: Lust aufs Ganze. Die gedeutete Moderne oder die Moderne als Deutung – Volkskulturforschung in der Moderne. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde, 98 (1995), 255-275, 273.

94 Röthl, Martina: Interview/2 (wie Anm. 4).

95 Menninghaus 2002 (wie Anm. 42), 51 kursiv im Original.

> „Einmal, da hat einfach ein fremdes Fräulein, die hat nicht ins Haus gehört, bei zwei jungen Männern im Doppelzimmer geschlafen und ist dann ganz frech mit ihnen zum Frühstück gekommen, hab ich noch gar nichts gesagt. Ich bin dann runter, wollte das Zimmer machen … … mei, da hat es ausgeschaut! Überall Blut – im Bett, auf den Leintüchern, sogar auf dem Lichtschalter. Die haben da geschnackselt zu dritt und sie hat die Regel gehabt … … so eine Schweinerei zurückgelassen, hab ich mich gegraust [geekelt]! Da hab ich gesagt: ‚So nicht mit mir! Das könnt ihr selber putzen, ich nicht!' … …. Ich hab ihnen Putzzeug gegeben, haben sie dann auch gemacht, war ihnen schon zu blöd."[96]

Bemerkenswert scheint hier vor allem, dass die Ordnung offensichtlich aufgrund von Moralvorstellungen, auf die sich die Vermieterin beruft, durcheinander geraten ist. In einem Hotel wäre die junge Frau, die kein zahlender Gast war, des Hauses verwiesen worden oder man hätte ihr die Übernachtung verrechnet. Hinsichtlich des verschmutzten Zimmers wäre aber Diskretion zu erwarten gewesen.[97] Die Privatvermieterin hingegen hätte in diesem Fall die blinde Passagierin im Haus großzügig toleriert. Im Interview rechtfertigt sie ihre Empörung sowohl mit der sexuellen Handlung in einer Dreierkonstellation als auch mit ihrem Ekel. In der Konfrontation mit den Gästen stützt sie sich argumentativ-rhetorisch aber ausschließlich auf das ihr zugemutete Ekel-Erlebnis.

Resümee und Ausblick

Normierung funktioniert über allgemein gültige und durchwegs anerkannte Regeln. Ekel, so Utz Jeggle, sei eine der Grundlagen für Kultur, denn: „ohne Ekel keine Schranken, keine Regeln, keine Tabus."[98] Was den Bereich der touristischen Beherbergung betrifft, so existieren zum Teil – dies nicht zuletzt durch Kategorisierung und Prädikatisierung[99] – klar ausformulierte und verbindlich gemachte Vorgaben. Insgesamt sind diese, so dürfte deutlich geworden sein, auch anhand von Bezugnahmen auf Definitionen von Ekel und Ekelgrenzen zustande gekommen. Touristische Strategien zielen grundsätzlich darauf ab, dem Gast einen möglichst

96 Röthl, Martina: Interview/53 (wie Anm. 18).

97 Vgl. dazu: Stolz, Matthias: „Manche Männer benehmen sich wie Tiere." In: Die Zeit, Zeit Magazin Nr. 24 vom 9. Juni 2011. Online verfügbar: http://www.zeit.de/2011/24/Hotel-Zimmermaedchen (Stand: 10.12.2011).

98 Jeggle (wie Anm. 55), 39.

99 Der Verband der Tiroler Privatvermieter hat in den 1980er Jahren mit der Aktion „Das empfohlene Privatquartier" verbindliche Vorgaben geschaffen, seit 1996 besteht die Möglichkeit zur „Prädikatisierung". Unterkünfte müssen gewissen Standards entsprechen, werden regelmäßig kontrolliert und mit 1 bis 4 Edelweiß ausgezeichnet.

angenehmen Aufenthalt zu ermöglichen. Sowohl individuell als auch kollektiv beziehungsweise tourismuspolitisch werden Interessen verfolgt, die Mechanismen bedingen, das Unangenehme, das Eklige zu vermeiden, es zu verbergen, zu kaschieren, es zu umgehen und ausgespart zu lassen. Die Welt ist um Tabubereiche herum konstruiert und organisiert, abgedeckt wird dabei auch die Realität menschlicher Gefühle. Als erlernter Automatismus ist Ekel ein protektionistisches Prinzip der Abschottung. Ontologisch ist er aber auch damit in Zusammenhang zu bringen, was er hervorruft – nämlich Hygienemaßnahmen und ganz bestimmte Vorstellungen von Ordnung und Sauberkeit. Weiter weist Ekel eine lustvolle Dimension auf, die sich aus der Aussicht darauf ergibt, konstruierte Ordnungen und Einheiten aufzubrechen, was gleichzeitig einer kritischen Funktion von Ekel entspricht. Für den touristischen Bereich lassen sich diesbezügliche Indizien häufig entlang des schmalen Grates zwischen (der Inszenierung von) Authentizität und dem Abjekten isolieren. Darüber hinaus können ausgehend von dem, wovor wir uns ekeln, einerseits Fragen nach Identität, Integrität und nach den Bezugspunkten der jeweiligen Selbstzuschreibungen gestellt werden, denn Zusammengehörigkeitsgefühle scheinen mehr aus den gemeinsamen Vorstellungsbildern zum Ekeln als aus gemeinsamen Vorlieben zu entstehen. Andererseits funktionieren Abgrenzung und Abwertung sowie gesellschaftliche Positionszuweisung über Zuschreibungen, die sich auf Definitionen von Ekel und Abscheu beziehen. Ekel ist nicht nur als Verbindungslinie zwischen Körper und Kultur[100] zu verstehen, sondern auch als Zeichen, das „das Andere“ beziehungsweise „die Anderen“ markiert. Bedeutungsaufladungen, die mit dem Ekelhaften korrespondieren, unterliegen einem ständigen Wandel, stehen immer im Verhältnis zu kulturellen Vorgaben und Rahmungen und können doch im hohen Maße individuell zugeschnitten sein. Auf einer ersten, körperlichen Ebene dient Ekel der Grenzziehung und der Abstoßung von Gefährlichem und Unverträglichem,[101] auf einer zweiten Ebene werden über ihn sowohl bewusst und strategisch als auch unbewusst Differenzen hergestellt, die – eingeschrieben in Wissensordnungen – als Orientierungspunkte von Subjektivierungsprozessen zu betrachten sind. Ausgehend von Sprache und Körperlichkeit ließ sich darauf hinweisen, dass die Gestaltung touristischer Räume stark auf soziale Räume, auf spezifische Raumpraxen[102] und auf Wahrnehmungsnormen wirkt. Forschungspraktisch scheint der Blick auf das Abjekte insofern lohnend, als dass es Stellen markiert, die nicht nur über den Status Quo von Regelhaftigkeiten und Ordnungssystemen informieren, sondern auch den empirischen Zugriff auf Verläufe ihrer Implementierung erlauben.

100 Jeggle (wie Anm. 55), 40.
101 Ebd. 29.
102 Vgl. Lefebvre, Henri: The production of space. Oxford u.a. 1991.

Kabinenparty. Ethnografische Annäherungen an einen ausgewiesenen Ort der Selbstbefriedigung

Alexander Piff

In der Nähe einer vielbefahrenen Einkaufsstraße, gegenüber eines Wettbüros und eines Computer-Service-Shops: Zwei gesonderte Eingänge eines zusammengehörenden Geschäftskomplexes, einer davon ist mit der Aufschrift „Multi-Video-Show" versehen.

Düster. Schummriges Licht, dunkle, ins Violette reichende Farben. Die Video-Kabinen beginnen am Ende des Eingangsbereiches. Dort steht ein Klapptisch, der den Eindruck einer improvisierten Barriere vermittelt.

Laut. Stöhnen dringt aus einer nicht näher identifizierbaren Kabine. Eindeutig keine Äußerung eines anwesenden Menschen, sondern aus einem Film.

Gestank. Erste Assoziation: Abgestandene Luft.

Scham, Beklemmung. Das Eintreten ist mir schwer gefallen, mich überkommt Angst vor einem Aufeinandertreffen mit anderen Personen.

Das Angebot nicht rein privater Räume für das Ausleben sexueller Praktiken und Vorlieben ist vielfältig. Offizielle, das heißt in Erotikführern ausgewiesene Orte für Menschen unterschiedlichster Orientierungen und Neigungen wie Bordelle, Sauna- und Swingerklubs, aber auch inoffizielle, zumeist in Internetforen verhandelte und umgedeutete Räume wie Raststätten existieren in ganz Tirol.[1] Gesetzliche Vorgaben zur Nutzung wie Volljährigkeit, aber auch von den Betreibern vorgegebene Verhaltensregeln bilden den normativen Rahmen der offiziellen, gewerblich genutzten Orte. Die Besucher/innen und die Verantwortlichen werden mit diesen Strukturen tagtäglich konfrontiert.

Die von marktwirtschaftlichem Interesse geführten, in geschlossenen Gebäuden angesiedelten ‚Sex-Orte' funktionieren im Wechselspiel von Angebot und Nachfrage. Sie decken sich jedoch nur bedingt mit jenen Räumen, die in den Foren diskutiert und verhandelt werden. Die zur Verfügung gestellten, bestimmten Praxen zugewiesenen Örtlichkeiten werden von den Nutzer/inne/n überdies

1 http://www.erotikforum.at/forums/61-Tirol?s=9266ab205b2a0f51b4f49922bfd5098e (Stand: 30.5.2015).

nicht immer in der vorgegebenen, eingeforderten Form verwendet. Darauf deutet zumindest das im Rahmen dieser Arbeit untersuchte Feld eines vermeintlich einsamen Ortes hin: die Videokabinen.[2] Ziel der Untersuchung ist es, sich ethnografisch dieser ausgewiesenen Lokalität der Selbstbefriedigung anzunähern. Dabei stehen die Perspektiven der dort arbeitenden Personen und ihr Umgang mit diesem Ort im Mittelpunkt. Die Kabinennutzer[3] selbst bleiben eine Leerstelle der Untersuchung. Die Frage, warum das Geschäftsmodell trotz zeit- und ortsunabhängiger Verfügbarkeit pornografischen Materials durch das Internet weiterhin noch gut funktioniert, bildet den Ausgangspunkt dieser Arbeit.

Im Spannungsfeld zwischen den normativen Vorstellungen der Betreiber/innen und der praktischen Aneignung durch die Nutzer entsteht die Schwierigkeit, und zugleich der Reiz, die Videokabinen in ihren vielfältigen Funktionen zu untersuchen. Grundsätzlich liegt dies vor allem auch daran, dass sie sich keiner der beiden, häufig unreflektiert gebrauchten Raumkategorien ‚öffentlich' und ‚privat' eindeutig zuweisen lassen. Dieses dualistisch angelegte, „ideelle gesellschaftliche Struktur- und Ordnungsmuster"[4] gibt zwar einen Teil des gesetzlichen Referenzrahmens wieder, der bestimmtes Handeln in den privaten oder öffentlichen Raum zuweist.[5] Es greift aber als Analyseperspektive viel zu kurz. Vielmehr stellen die Videokabinen einen Grenzraum dar, der zwischen den Kategorien ‚öffentlich' und ‚privat' changiert. In der Spezifik dieses Graubereichs scheint auch, wie noch zu zeigen sein wird, eines der erotischen Potenziale des Ortes zu liegen. Für die hier arbeitenden Personen dagegen ergibt sich aufgrund von überproportional-präsenter Körperlichkeit eine erhöhte Ekelwahrscheinlichkeit.

Der Ekel, welcher bereits von Sigmund Freud in einem komplementären Verhältnis zur Lust gesehen wurde,[6] drückt sich für das befragte Ordnungs- und Reinigungspersonal vor allem in der Beschreibung ihres Umganges mit den Ka-

2 An dieser Stelle möchte ich bei meinen vormaligen Projektpartnerinnen Iris Visinteiner und Natascha Unger bedanken, die berufsbedingt nicht an der Abfassung des vorliegenden Artikels mitwirken konnten. Die Basis der ethnografischen Untersuchungen erhoben wir gemeinsam.

3 Ich verwende aus Gründen, die im Weiteren erklärt werden, für die Nennung der Kabinennutzer/innen ausschließlich das Maskulinum.

4 Ruhne, Renate: Raum Macht Geschlecht. Zur Soziologie eines Wirkungsgefüges am Beispiel von (Un)Sicherheiten im öffentlichen Raum (=Forschung Soziologie 193), Opladen 2003, 86.

5 Vgl. dazu die entsprechende Regelung zur „Erregung öffentlichen Ärgernisses" in Deutschland nach §183a StGB, in Österreich die Verordnung über „Sexuelle Belästigung und öffentliche geschlechtliche Handlungen" nach §218 StGB. Wehrheim, Jan: Der Fremde und die Ordnung der Räume, Opladen 2009, 23-24.

6 „Libido und Ekel hängen einmal assoziativ aneinander." Masson, Jeffrey Moussaieff (Hg.), Sigmund Freud. Briefe an Wilhelm Fließ 1887-1904, Frankfurt a.M. 1986, 304. Vgl. dazu insbesondere auch Menninghaus, Winfried: Ekel. Theorie und Geschichte einer starken Empfindung, Frankfurt a.M. 1999, 275-332.

binenobjekten aus: Die im Kontext der Selbstbefriedigung der Kabinennutzer bespritzten Gegenstände und Materialien offenbaren sich in der Perspektive der Beschäftigten als eine Oberfläche, die Körperlichkeit aufnimmt und gleichzeitig repräsentiert, somit auch ein erhöhtes Potenzial an Ekelempfindungen birgt.[7]

So verschiedenartig das menschliche Ekelempfinden auch sein mag,[8] so stimmt es als „Beförderer von Ordnung und Reinlichkeit"[9] mit seinem Ziel zumindest prinzipiell mit dem der Betreiber der Videokabinen überein, welche ja die täglich wieder herzustellende ökonomische Rentabilität im Sinn haben müssen. In diesem konsum- und damit profitorientierten Raum soll sich Ekel den Kunden aufgrund der marktwirtschaftlichen Logik zumindest nicht vordergründig äußern. Die tagtäglich stattfindende Körperlichkeit drückt sich auf einem engen, ihr zugewiesenen Bereich aus. Das Personal sieht sich somit in unterschiedlichem Ausmaß sowohl mit sexuell aktiven Personen als auch mit deren Hinterlassenschaften konfrontiert.

Lokalaugenschein

Die Videokabinen können von montags bis freitags von 10:00 bis 19:30 Uhr, an Samstagen von 10:00 bis 18:00 Uhr benützt werden. Dabei stehen dem/der Besucher/in ein direkter Zugang über die Straße oder ein indirekter Zugang über eine Verbindungstür vom Erotikshop aus zur Verfügung. Zwölf Kabinen, die U-förmig in einem Raum angeordnet sind, dienen einem vorgegebenen Zweck: der Selbstbefriedigung. Die in Blau- und Rosatönen gehaltenen Kabinen entsprechen etwa der Größe einer Umkleidekabine eines Schwimm- oder Hallenbades. Sie sind nach oben und unten hin offen, womit nur eine visuelle Abgrenzungsmöglichkeit besteht. Zwei Bildschirme, die über Münzeinwurf oder durch den Einzug von Banknoten (bis zu 50 Euro) auf der rechten Seite aktiviert werden können, geben dem Besucher/der Besucherin die Möglichkeit, sich zwischen 64 Kanälen unterschiedlicher pornografischer Genres zu entscheiden. Für zwei Minuten Film ist ein Euro zu bezahlen.

7 Inwiefern Körperflüssigkeiten eine Funktion im Kontext sozialen Agierens der Kabinenakteure einnehmen, wäre eine untersuchenswerte, jedoch in diesem Rahmen zu weit führende und wohl auch eher in einen psychoanalytischen Bereich weisende Forschung. Vgl. dazu auch: Böhle, Fritz und Weihrich, Margit (Hg.): Die Körperlichkeit sozialen Handelns. Soziale Ordnung jenseits von Normen und Institutionen. Bielefeld 2010.

8 Menninghaus, Winfried, Ekel. Vom negativen Definitionsmodell des Ästhetischen zum „Ding an sich". In: Stockhammer, Robert (Hg.): Grenzwerte des Ästhetischen (= Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft 1602), Baden-Baden 2002, 44-57, 56.

9 Ebd., 51.



Abb.1: Kabinenvorraum mit Blick auf zwei Kabinenaußenwände (rechts/Mitte) und auf die Filmauslage (links) (Alle Fotos: Alexander Piff)

Neben den mit Kunstleder bezogenen, zum Teil schon etwas in Mitleidenschaft gezogenen Sitzmöglichkeiten finden sich auf der Seite fest verankerte Vorrichtungen für Reinigungstücher oder entsprechende lose Behältnisse mit selbigen.

In den Kabinen befinden sich überdies metallene Mülleimer, in die Plastiksäcke gestülpt sind. In diese sollen die mit dem Ejakulat getränkten Papiertaschentücher geworfen werden. Verschiedene Hinweise in den Kabinen und im Vorraum geben dem Besucher klare Regeln im Bereich von Reinlichkeitsvorstellungen und Verhaltensweisen vor: Das Vermeiden von Verunreinigungen in den Kabinen (vgl. Abb. 4 und 5) wird dabei ebenso angesprochen wie das Schließen der Kabinentüre beim Betreten derselben und die strafrechtlichen Konsequenzen in Form einer Anzeige bei sexueller Belästigung.

Annäherungen

Nahezu alle Kabinenbesucher sind Männer, womit auch die Kabinen selbst zu einem überwiegend männlich besetzten Raum werden.[10] An die 50 Personen, so

10 „Logisch, da sind Männer drinnen! (Gelächter) Ich habe bis jetzt eine Frau drin gehabt, die wollte es ausprobieren." Interview mit Theresa, geführt von Natascha Unger am 30.5.2012. Alle hier angeführten Eigennamen der Interviewpartner/innen wurden anonymisiert bzw. in einen herkunftsentsprechenden Namen übersetzt. Die in diesem Artikel verwendeten Aussagen der Interviewpartner/innen geben Ausschnitte der persönlichen Empfindungen und Wahrnehmungen derselben wieder und entsprechen nicht unbedingt der offiziellen Position der Geschäftsführung des Erotikshops und der Kabinen.

die Schätzung einer im Shop arbeitenden Person, nutzen an einem durchschnittlichen Tag die Kabinen. Dabei gebe es auch Tageszeiten, etwa zur Mittagszeit, an denen wahrnehmbar mehr Personen die Kabinen aufsuchen.[11] Zusätzlich sei die Besucherfrequenz auch von den Wetterverhältnissen, Jahreszeiten und anderen Komponenten wie etwa Schließungsperioden durch Feiertage abhängig.[12] Der Umsatz der Kabinen übersteige den des anliegenden Erotikshops und liegt im Wochenschnitt im unteren vierstelligen Euro-Bereich.[13] Die Kabinen werden einmal an jedem Geschäftstag (Montag bis Samstag) vor dem Öffnen von einer Reinigungskraft geputzt.

Eine dreijährige, immer wieder von längeren Zeiträumen unterbrochene Feldforschung und viel Reflexionsarbeit waren notwendig, um sich dem Ort, der im Fokus der hier beschriebenen Orts- und Arbeitsethnografie steht, anzunähern. Alleine das Betreten der Räumlichkeit, in denen sich die Videokabinen befinden, war für mich eine wiederkehrende Herausforderung. Den Kabinenraum selbst habe ich im Laufe der Recherche fünfmal besucht. Während der Öffnungszeiten war ich dreimal selbst im Kabinenraum, zweimal war ich auch außerhalb dieser Zeit anwesend, unter anderem während einer Kabinenreinigung. Die Interviews fanden im Aufenthaltsraum des Geschäftskomplexes statt. Von dort aus kann man Einblick in die Kabinentechnik nehmen, das heißt sowohl Änderungen am Medienangebot vornehmen und Statistiken erheben, als auch begrenzte Einsicht in die zwölf Kabinen erhalten. So wird beispielsweise ersichtlich, was und wie lange in einer bestimmten Kabine gerade geschaut wird.

Die zu Anfang beschriebenen Sinneseindrücke, die meinen Wahrnehmungen beim ersten Betreten der Örtlichkeit entsprechen, können in ihrer getrennten Nennung nicht das emotionale Moment zu jenem Zeitpunkt wiedergeben. Insbesondere der empfundene Ekel, der – um mit Winfried Menninghaus zu sprechen – „keinerlei Raum für lange Reflexionsreihen" zulässt, geschieht affektiv.[14] Das nachträgliche Sprechen über Ekel beziehungsweise die Fassung der verschiedenen

11 Interview mit Claudia, geführt von Alexander Piff am 26.7.2012. „Bei vielen ist es auch, in der Mittagspause schnell Druck ablassen, dann gehen sie wieder." Interview mit Stefan, geführt von Alexander Piff am 8.5.2012.

12 „Beim schlechten Wetter oder wenn die Feiertage dazwischen sind, dann sind die Kabinen voll." Interview mit Theresa (wie Anm. 10). „Heute scheint die Sonne. Aber an manchen Tagen, speziell […] wenn zwei oder drei Tage frei waren, also Feiertage oder zum Beispiel Weihnachten wars einmal so, dass wir am Sonntag zugehabt haben. Montag, Dienstag dann auch. Und am Mittwoch sind wir völlig erschlagen worden von den Leuten. Da sind sie schon angestanden." Interview mit Stefan (wie Anm. 11).

13 Diese Information erhielt ich von einer branchenkundigen Person, die ungenannt bleiben möchte.

14 Menninghaus, Ekel (wie Anm. 8), 45.

Gefühlsempfindungen in Sprache sind aber unabdingbar, um sich der eigenen analytischen Perspektive bewusst zu werden.[15]

Um mit der Schwierigkeit dieses Feldes zurecht zu kommen, nahm ich es zu Anfang auch in Kauf, bei den Interviewanfragen das Forschungsthema explizit anzusprechen. Obwohl diese Vorgehensweise den meisten gängigen ethnologischen Forschungspraxen und -vorgaben widerspricht, bot sich dieser Einstieg aufgrund der Vorannahme eines sensiblen, äußerst intimen Feldes an.[16] Insbesondere die Frage der Gesprächspartner/innen nach der konkreten Fragestellung brachte es mit sich, dass ich ein wissenschaftliches Interesse am Thema Ekel als Legitimation meiner Anwesenheit angab. Das Problem einer suggestiven Beeinflussung, ob etwa der Ort, die Tätigkeit oder ihre Konsequenzen von den Befragten überhaupt als ‚eklig' wahrgenommen werden, musste damit aber verstärkt reflektiert werden.

Ich schaffte es schließlich, mit zwei Verkäufer/inne/n des Erotikshops, Stefan und Theresa, zwei halb-strukturierte, themenzentrierte Interviews zu führen. Zusätzlich gelang es mir, auch die Perspektive von Claudia, einer damaligen Mitstudierenden zu verzeichnen. Diese wohnte über vier Jahre lang in Beobachtungsnähe der Videokabinen. In ihrer Wohnung war der Selbstbefriedigungsort vor allem am Anfang der Wohnzeit Gesprächsthema. Letztlich konnte ich noch im Rahmen einer teilnehmenden Beobachtung die Reinigungskraft Kadeem zur Tätigkeit befragen. Die Erfahrung einer Kabinenreinigung führte mir meine eigenen Ekelvorstellungen und -grenzen vor Augen. Im Umgang mit den materiellen Hinterlassenschaften der Kabinennutzer kam es auch zur ersten bewussten direkten, körperlich-sensuellen Auseinandersetzung mit dem Ort.

15 Vor allem in Berufen der Kranken- und Gesundheitspflege gilt dies als neuer Standard und beschreibt einen Paradigmenwechsel im Umgang mit den Patient/inn/en. Vgl. dazu etwa: Hanna Lucassen, „Es hat getroffen." Gesundheitsberufler sprechen über Ekel- und Schamgefühle. In: Dr. med. Mabuse 181 Schwerpunkt: Ekel und Scham, 22–25, sowie Birgit Rudolphi, Ein peinliches Gefühl. Ekel als Tabuthema in der Pflege. In: ebd., 26–29.

16 Einen ähnlichen, wenn nicht heikleren Zugang zu ihrem Forschungsfeld hatten Mariana Koch und Claudia Bartels in ihrer Forschung zur Prostitution im Rahmen des Studienprojektes „Fokus Mittelstadt. Urbanes Leben in Göttingen – Ein Studienprojekt". Diese versuchten die Schwierigkeiten mittels Methodenmix (narrativ und teilstandardisierte Interviews mit Expert/inn/en, Beobachtungen, Fragebögen für Nicht-Beteiligte) zu lösen. Koch, Mariana u. Bartels, Claudia: Kiezkultur: Prostitution im Fokus mittelstädtischen Lebens. In: Schmidt-Lauber, Brigitta u. Baerwolf, Astrid (Htsg.): Fokus Mittelstadt. Urbanes Leben in Göttingen – Ein Studienprojekt (= Göttinger kulturwissenschaftliche Studien 3), Göttingen 2009, 207-222.

Scham. Die Grenzen einer Ethnografie in intimen Kontexten

Eine direkte Annäherung an die Hauptakteure der ‚Kabinenparty' schien mir nicht möglich, denn ich wollte nicht zum fundamental störenden, geschäftsschädigenden Element werden. Ich glaubte insbesondere am Anfang, dass aufgrund des sensiblen Feldes besondere Rücksicht auf beiderseitige Schamgrenzen zu nehmen sei. Diese Annahme eines besonders schwer zugänglichen Feldes verstärkte sich durch die Hinweise von Stefan: Er sei unter anderem deshalb eingestellt worden, weil er ein Mann ist. Die Kunden hätten weniger Probleme, so sei die Argumentation der Geschäftsführung gewesen, vor ihm die Zwischentür von Erotikshop und Kabinen zu passieren als vor einer Frau.[17] Meine Annahme eines hypersensiblen Feldes wurde jedoch durch die Außen- und mehrjährige Beobachtungsperspektive von Claudia etwas relativiert: Mit der unbeobachteten Beobachtung am Balkon ihrer Wohnung konnte sie zwar einzelne Kabinenbesucher ausmachen, die mehrmals um den gesamten Häuserblock schlichen, bevor sie die Tür zu dem Kabinenraum betraten. Aber auch eine nicht zu unterschätzende Zahl an Besuchern sei direkt und ohne Zögern durch diese Tür gegangen und damit durch den auch von außen assoziierbaren Zugang zum Selbstbefriedigungsort.[18] Andererseits verwies Stefan darauf, dass auch ein nicht zu unterschätzender Anteil der Kabinennutzer den Zugang über den Shop wähle.[19]

Insbesondere die Angst davor, selbst als sexuelles ‚Objekt' wahrgenommen zu werden, schränkte meinen Handlungs- und Forschungsradius ein: Sowohl den Auskünften von Stefan und Theresa als auch der Internetrecherche nach zu urteilen, dienen die Kabinen als Treffpunkte homo- oder bisexueller Begegnungen.[20] Ich konnte meine Vorstellung von den Kabinen als Orten aktiver homosexueller Handlungen bis zuletzt nicht gänzlich ablegen. Für die spätere Analyse bedeutete dies, dass ich Gefahr gelaufen bin, den Ort zu einseitig nach dieser spezifischen Interessensgruppe zu stereotypisieren. Von den Betreiber/inne/n der Videokabinen wird die ‚gemeinsame' Nutzungsform nicht geduldet, womit den Verkäufer/inne/n als Ordnungshüter/inne/n die Aufgabe zukommt, gegen solche Zwei- oder Mehrsamkeiten einzuschreiten.[21] Über genauere Relationen der Verwendungsarten lassen sich auf der Basis meiner Erhebungen aber keine validen quantifizierenden Aussagen treffen.

17 Interview mit Stefan (wie Anm. 11).
18 Interview mit Claudia (wie Anm. 11).
19 Interview mit Stefan (wie Anm. 11).
20 Ebd. Interview mit Theresa (wie Anm. 10).
21 Interview mit Stefan (wie Anm. 11). Vgl. dazu den folgenden Abschnitt.

Aufgrund der mehr oder weniger bewussten Einschränkungen meines Forschungsblickes liegt der Fokus meiner Ausführungen auf den „Zumutungen" im Umgang mit dem Ort und seinen Implikationen. Damit stehen für die Untersuchung vor allem jene Menschen im Vordergrund, die regelmäßig für „Ordnung und Sauberkeit"[22] sorgen (müssen), damit die Voraussetzungen für ein einwandfreies, (einsames) sexuelles Erleben gegeben sind.

„Der Regelkunde ist der, der reingeht, sich erleichtert und dann wieder geht."[23]

Zwischen normativer Vorstellung und individueller Ortsaneignung

Abgesehen von den auf den ersten Blick offensichtlichen, am gesetzlich vorgegebenen Volljährigkeitsalter, den Öffnungszeiten und -tagen orientierten Rahmenbedingungen und Voraussetzungen für den Zutritt, offenbart sich der Ort der Videokabinen als überaus stark normiert. Der Kabinenvorraum ist videoüberwacht und direkt an der Kasse des Erotikshops per Bildschirm einsehbar. Für die Nutzer ist dieser Umstand nicht ersichtlich, denn es findet sich kein Hinweis auf die Videoüberwachung.

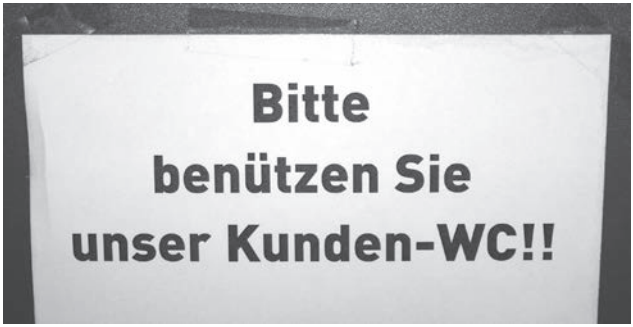


Abb. 2: Hinweis zur Toilettennutzung in einer Kabine

22 Zur Narration von Öffentlichkeit, Sauberkeit und Sicherheit in städtischen Kontexten vgl. vor allem Lauen, Guido: Stadt und Kontrolle. Der Diskurs um Sicherheit und Sauberkeit in den Innenstädten, Bielefeld 2011.

23 Interview mit Stefan (wie Anm. 11).

Die Kabinen sind als „Einsitzerkabinen“[24] konzipiert. Von der räumlichen Strukturgebung her deckt sich diese mit der Nutzungszuschreibung an die Kabinen, die in einer einsamen Masturbation liegt. Ein separates Klo, das standardmäßig verschlossen bleibt, kann durch das Abholen und Zurückbringen eines Schlüssels benutzt werden. Ein entsprechendes Schriftstück, das in jeder Kabine angebracht ist, weist die Besucher darauf hin (Abb. 2).

Die Verkäufer/innen des Erotikshops übernehmen während der Öffnungszeiten der Kabinen die Funktion von Aufsichtspersonen und müssen mehrmals täglich, mindestens alle zwei Stunden, nach dem Rechten sehen. Dabei haben sie auch auf die Verfügbarkeit von Reinigungstüchern und den Sauberkeitszustand zu achten.[25]

Durch die Möglichkeit, die Kabinen über einen gesonderten, direkten Zugang zu betreten, müssen die Nutzer nicht zwangsweise mit den Aufsichtspersonen in Kontakt treten. Damit entstehen in diesen aufsichtsfreien Zeiten und Räumen erst jene Freiheiten, Handlungen zu vollziehen, die nicht den normativen Vorgaben der Örtlichkeit entsprechen. Dieser Freiraum ist jedoch aufgrund von Videoüberwachung in der Praxis überwiegend vom Beobachtungswillen und -vermögen der Aufsichtspersonen abhängig. Ein eigener „Kabinenwächter“, der bis vor fünfzehn Jahren noch durchgehend(er) für geordnete Zustände im Kabinenraum zu sorgen hatte, wurde wegen des nachlassenden Interesses an den Kabinen entlassen.[26] Die Veränderung der Kundenfrequenz, die wie in diesem Fall direkte Auswirkungen auf die Belegschaft hatte, führte jedoch zu keiner Veränderung des Geschäftsmodells an sich, denn die Kabinen rechnen sich nach wie vor. Wie bereits angesprochen, zeigt dies der wöchentliche Umsatz sehr deutlich.

Jene Handlungen, die neben der offensichtlichsten und geduldeten – der Selbstbefriedigung – stattfinden, sind vielfältig. Die Kabinen werden wie bereits erwähnt von den Kunden nicht zwangsweise als einsame Lustbefriedigungsorte wahrgenommen. Darauf verweist unter anderem die Praxis des Post-it-Anbringens in den Kabinen. An einem von mir fotografierten Kabinenobjekt zeigt sich der Aushandlungsprozess zwischen Kabinenordnung und Kabinennutzer in besonderer Weise materialisiert: Eine Werbung für Masturbationshilfen diente einem Nutzer dazu, so scheint es, eine/seine (?) Kontaktnummer mit entsprechendem Angebot anzubringen. Die Art der Entfernung der Daten deutet darauf hin, dass dies wahrscheinlich kein weiterer, interessierter Kabinennutzer war, sondern eine Person, welche die Informationen unlesbar machen wollte (Abb. 3).

24 Interview mit Stefan (wie Anm. 11).
25 Ebd. Gedächtnisprotokoll Kabinenreinigung vom 15.4.2014.
26 Interview mit Stefan (wie Anm. 11).



Abb. 3: Beschriftete Werbeanzeige für Masturbationshilfen

Der Befund eines gemeinsam genutzten, sexuell verstandenen Raumes erhärtet sich auch dadurch, dass in Erotikforen vereinzelt von bi- oder homosexuellen Männern gezielt nach Begleitung für den Kabinenbesuch gefragt wird. Insbesondere wird das Bedürfnis nach einem gemeinsam genutzten, sexuellkonnotierten Ort auf verschiedenen Ebenen angesprochen. Neben den erwähnten Kontaktanknüpfungsversuchen gibt Stefan etwa an, regelmäßig nach einem Erotikkino gefragt zu werden. Das ist ein Ort, an dem man wie in einem herkömmlichen Kino gemeinsam Filme, jedoch mit pornografischem Inhalt, ansieht. Dabei komme es auch vor, dass die Besucher sich in ihrer Masturbation gegenseitige 'Unterstützung' zukommen lassen.[27] Obwohl eine inoffiziell gehandelte Einrichtung dieser Art in nicht allzu weiter Entfernung existiert, erfüllen die Kabinen in gewisser Weise auch diesen Zweck.[28]

Eigene Verhaltenscodes, die sowohl von Stefan als auch im Internet beschrieben wurden, verweisen auf diese Aneignungpraxis: Eine unverschlossene oder gar geöffnete Kabinentür gilt demnach als Einladung für andere Besucher, sich ge

27 Interview mit Stefan. Vgl. dazu die Magisterarbeit von Wolfmayr, Georg: Das Interesse am Verbotenen. Die (Re)Produktion räumlicher Differenz im Nonstop-Kino Graz, Graz 2010. Wolfmayr, der sich aus stadtsoziologischer und kulturwissenschaftlicher Sichtweise dem Nonstop-Kino Graz gewidmet hat, war auch in Form einer (teilnehmenden?) Beobachtung während einer Filmvorstellung anwesend und hatte anfänglich Schwierigkeiten, die Codes des Ortes richtig zu deuten. Vgl. dazu insbesondere seinen „Tagebucheintrag" auf 76-84.

28 Zur Praxis sogenannter „Cruisingareas" vgl. insbesondere Mooshammer, Helge: Cruising – Architektur, Psychoanalyse und Queer Cultures, Wien 2005.

meinsam darin zu vergnügen. So erzählte mir ein weiterer Mitarbeiter des Erotikshops, wie er mit Schrecken Augenzeuge des Liebesspiels eines älteren und eines beträchtlich jüngeren Mannes wurde.[29] Die langjährige, „eigene", d.h. nicht von einer Reinigungsfirma angestellte, weibliche Reinigungskraft sei mehrmals von solchen Angeboten der Besucher„belästigt" worden. Mit ihrem resoluten Handeln – Zuschlagen der Kabinentüre – habe sie auch hier ihrem inoffiziellen, im Geschäft vergebenen Namen der„Wilden Hilde" alle Ehre gemacht.

Die Toilette bleibt wie bereits erwähnt standardmäßig verschlossen. Stefan begründete dies damit, dass der Raum dann nicht für sexuelle Praktiken genutzt werden könne.[30] Mit dem Abholen und Abliefern des Schlüssels bei dem/der Verkäufer/in entsteht ein kurzzeitiges Kontrollverhältnis zwischen ihm/ihr und dem Kunden. Somit ergeben sich bereits im Kleinen verschiedene Zuschreibungen an Unterbereiche des gesamten Ortes, die sexuell und nicht-sexuell definiert und konnotiert sind. Andererseits wird die Einschränkung deutlich, dass hier Sexualität ausschließlich in Form einer einsamen Lust- oder Triebbefriedigung in den dafür zugewiesenen Kabinen stattzufinden habe.

Stefans Aussage bezüglich einer gemeinsamen Lustbefriedigung verweist darauf, dass solche Vorgaben den Kunden gegenüber nicht oder nur indirekt durch das Einschreiten bei einer solchen Praxis kommuniziert werden. Die Argumentation ihrer Existenz wird hier schnell brüchig, da sie nur auf eine ‚ordnungswidrige' Praxis referiert – jene der Anwerbung von potenziellen Kunden durch Prostituierte. Dennoch, das verdeutlicht die erwähnte Aussage von Stefan sehr genau, offenbaren sich die Grenzen der Umsetzung der normativen Vorstellungen in den kurzen Präsenzzeiten der Ordnungshüter/innen und in der selektiven Beobachtung mittels Videokamera: „Es ist kein Verbot, aber tolerieren können wir es auch nicht. Also wenn ich es sehe, dann muss ich es einstellen. Wenn ich es nicht sehe, dann habe ich es nicht gesehen. Also Bordell sind wir keines."[31]

Das Potenzial der Kabinen als Anwerbungsort für Prostituierte konfrontiert Stefan und Theresa damit, Ordnung durch Ortsverweise, im Notfall mit der Androhung von Polizei, wiederherzustellen. Theresa argumentiert ihre Aufsichtspflicht bezüglich der Reinlichkeit gezielt auch als Legitimationsmittel, um Ordnung zu sichern beziehungsweise (wieder) herzustellen: Ein Kunde habe etwa an verschiedenen anderen Kabinentüren gelauscht und sich längere Zeit im Vorraum aufgehalten und umgeschaut. Da habe sie zweimal, unter dem Vorwand „ob eh alles sauber" sei, einen Kontrollgang hinüber zu den Kabinen gemacht. Zudem gilt es für Theresa auch als Vorgabe, auffällige und als störend empfundene Personen

29 Gedächtnisprotokoll (wie Anm. 25).
30 Interview mit Stefan (wie Anm. 11).
31 Ebd.

„rauszuschmeißen“, „wenn sie aufmüpfig sind“.[32] Ein Kunde, der in Konflikt mit veränderten, das heißt verkürzten Öffnungszeiten kam, habe „schnell die Hose raufgetan“, nachdem sie ihn darauf hingewiesen habe, dass „wir […] jetzt einmal zu[sperren].“[33]

Als wiederkehrende, jedoch nicht alltägliche Praxis scheint das Urinieren in die Mülleimer eine besondere Bedeutung einzunehmen: „Normalerweise, also ich würde sagen, an einem normalen Tag uriniert keiner rein oder scheißt rein. Das Reinscheißen war bis jetzt ein einziges Mal in meiner langen Karriere [Stefan arbeitete zum Zeitpunkt des Interviews vier Jahre hier, Anm. A.P.], und Urinieren, kommt die Woche zwei- bis dreimal vor.“[34] Zum Zeitpunkt des ersten Interviews mit Stefan im Mai 2012 war ich Zeuge eines augenscheinlich besonderen Momentes geworden. Dabei wurde mir klar, dass einige Kabinenbesucher nicht auf die Möglichkeit zurückgreifen, die hauseigene Toilette zu benützen: „Wir haben ein separates Klo, damit uns die Leute nicht in die Kabinen machen. Durch die Prostatastimulation müssen einige auch noch aufs Klo, oder vorher. Ja, heute in der Früh waren sechs voll. Sechs Eimer.“[35]

Die Mülleimer, deren Metall durch diese Praxis zu oxidieren beginnt, werden zu stummen Zeugen einer von den Betreibern nicht gewünschten Handlung. Sie besitzen damit – so scheint es –das größte Potenzial, um als ekelbesetzte Gegenstände in den Kabinen wahrgenommen zu werden. Dabei gilt der Umgang mit den Eimern für Stefan auch als persönliche Handlungsgrenze einer ‚ungeschützten‘ Putztätigkeit, andere Zonen der Kabinen sieht er als weniger bedenklich an: „Den Mülleimer greife ich jetzt nur mit Handschuhen an, auf die Stühle setze ich mich jetzt auch selber drauf, zum ‚handlen‘ in den Kabinen. Das ist nicht so das Problem, nein eigentlich nicht.“[36] In zwei Kabinen, darauf wies mich überdies die Reinigungskraft Kadeem mit Schmunzeln hin, würde ein Kunde „immer seine Schweinereien machen“[37], das heißt auch auf die Kabinenwände und Sitzgelegenheiten urinieren. Der bereits angesprochene, in den Kabinen befestigte Hinweis zur Benützung der Toilette erklärt sich aus dieser Praxis und der des Mülleimerurinierens.

Als Zuständige für die Entfernung der entstandenen Verschmutzungen nehmen die Reinigungskräfte für die Wiederherstellung der Vorgaben von Reinlichkeit und Ordnung eine zentrale Rolle ein. Die Reinigungsfirma, in deren Auftrag die Putzkräfte die Kabinen jeden Tag säubern, habe man erst auf die spezifischen

32 Interview mit Theresa (wie Anm. 10).
33 Ebd.
34 Interview mit Stefan (wie Anm. 11).
35 Ebd.
36 Ebd.
37 Gedächtnisprotokoll (wie Anm. 25).

Ekelzonen einstimmen müssen: „Ja, wie soll ich sagen, es ist vielleicht ganz witzig, wenn man mit einer Firma darüber verhandelt, ja nicht nur den Boden zu wischen, auch die Wände, da ja Spritzer auch mal an die Wand gehen. Sowas hat man halt sonst nirgends."[38]

Das Ekelpotenzial haftet letztlich an den von den Reinigungskräften zu ordnenden Gegenständen. Den materiellen Hinterlassenschaften der Selbstbefriedigungsorte begegnen diese erst am jeweiligen Folgetag. So lässt auch die zeitliche Zuweisung der Putztätigkeit vor die Öffnungszeit der Kabinen ein Aufeinandertreffen zwischen Kabinenbenutzer und Reinigungskräften heute nicht mehr zu. Diese können so nur über die Hinterlassenschaften Bezug zu den Akteuren gewinnen. Kadeem betonte sogar, dass er froh sei, nicht „daneben" arbeiten zu müssen.[39] Vor einigen Jahren war die hausinterne, weibliche Reinigungskraft noch direkter konfrontiert mit den Besuchern, da auch die Frequenz der Besucher noch um einiges höher war und dementsprechend zweimaliges Putzen am Tag als Pflicht angesehen wurde.[40]

„Brechreiz kriegt man schon am Anfang."[41]
Ekelmomente und ihre Bewältigung

Ekel verwirft bestimmte Objekte und fördert damit „Reinlichkeit und Ordnung".[42] Die Basisemotion diente nach Menninghaus wiederholt als Fluchtpunkt einer Auseinandersetzung um die europäische Geisteskultur, sie fungierte als Indikator gesundheitlicher Gefährdung, als Komplement des Ästhetischen ebenso wie als Bestandteil des Erkenntnismodells Friedrich Nietzsches.[43]

Sigmund Freud, der den Ekel insbesondere dem Geruchssinn zuordnete, sieht in ihm die entscheidende Grenzmarkierung zwischen Natur und Kultur. Er basiere auf einer Verdrängungsleistung des Sexualtriebes. Dabei sei jedoch in der Verwerfung der ‚tierischen' Triebanteile, welche mit der Kulturentwicklung und dem aufrechten Gang ihren Ursprung besitze, gleichzeitig auch die Lust in Form der Konversion weiterhin präsent geblieben.[44]

Eine Präzisierung der beziehungsweise eine Rückkehr zu den Theorien Freuds vollzog die Psychoanalytikerin und Literaturkritikerin Julia Kristeva. In ihrer Dik-

38 Interview mit Stefan (wie Anm. 11).
39 Gedächtnisprotokoll (wie Anm. 25).
40 Interview mit Stefan (wie Anm. 11).
41 Ebd.
42 Menninghaus, Ekel. Vom negativen Definitionsmodell (wie Anm. 7), 51.
43 Ebd., 44-49.
44 Ebd., 50-51.

tion werden die durch Ekel verworfenen Objekte als Abjekte bezeichnet. Sie sind in ihrer nunmehrigen „Bedeutungslosigkeit“[45] aber weder objekt- noch subjektmäßig zu fassen.[46] Der Vorgang der Abjektion gestaltet sich als einer des Selbstschutzes: „It is thus not lack of cleanliness or health that causes abjection, but what disturbs identity, system, order.“[47] Als zentraler Fokus kann bei Kristeva die Herstellung von Subjektivität genannt werden, das heißt die Aushandlung der eigenen und kollektiven Grenzen mittels Abjekt und Abjektion.[48] Diese werden zu den „safeguards“ und „primers of my culture“.[49] In einem ähnlichen Verhältnis wie es Freud beim Ekel und der Lust formuliert hatte, wird das Abjekt bei Kristeva gleichzeitig in seiner Umkehrung sublimiert, was jedoch nichts an seiner Objektlosigkeit ändern würde.[50]

Das für die vorliegende Untersuchung erhobene Material verweist auf einen Aushandlungsprozess im Arbeitskontext des Personals, der zwischen Selbstschutz, Distanzierung und ökonomischer Logik zu sehen ist. Die Körperlichkeit der Kabinennutzer, vorhanden in Form von Körperflüssigkeiten, aber auch direkter wahrgenommen durch Hautkontakt beim Geldwechseln etwa, wird mittels verschiedener „Instrumente“ auf Abstand gehalten. Die Greifzange für gebrauchte Papiertaschentücher am Boden ist nur ein (offensichtliches) Ekelabwehrinstrument. Häufigeres Händewaschen oder die Verwendung von Handschuhen sind weitere Handlungshilfen, die im Umgang mit den potenziell ekligen Objekten verwendet werden. Im direkten Kontakt mit den Kunden entfallen diese Instrumente beziehungsweise werden sie, wie an den später angeführten Aussagen von Theresa ersichtlich, zeitlich versetzt angewandt.

In den Worten Kristevas ist das „System“, das in Gefahr ist, untergraben zu werden, die von den Betreibern auch visuell eingeforderte Reinlichkeitsordnung. Drei in den Kabinen angebrachte Verhaltenshinweise zielen in diese Richtung: Die Benutzung der erwähnten Kundentoilette wird eingefordert (Abb. 2, s.o.), ein allgemeiner, als Bitte formulierter Hinweis fordert den Kunden auf, die Kabinen sauber zu halten (Abb. 4), und schließlich überträgt ein Hinweis den Sauberkeitsanspruch auch auf den Kunden selbst (Abb. 5). Letzterer liest sich beinahe als

45 Ein Abjekt ist nach Kristeva als ein verworfenes, radikal ausgeschlossenes Objekt zu begreifen, das einen selbst einem Ort näher bringt, an dem Bedeutungslosigkeit herrscht. Kristeva, Julia: Powers of Horror. An Essay on Abjection, übersetzt von Leon S. Roudiez, New York 1982, 2.

46 Kristeva, Powers of Horror (wie Anm. 45),1-2.

47 Ebd., 4.

48 Becker-Leckrone, Megan: Julia Kristeva and Literary Theory (*Transitions*), Basingstoke 2005, 19-41.

49 Kristeva, Powers of Horror (wie Anm. 45), 2.

50 Becker-Leckrone, Julia Kristeva (wie Anm. 48), 38.

generelle Körperhygieneaufforderung, die bei Nichtbeachtung mit 20 Euro Strafe sanktioniert wird.



Abb. 4: Hygieneaufforderung

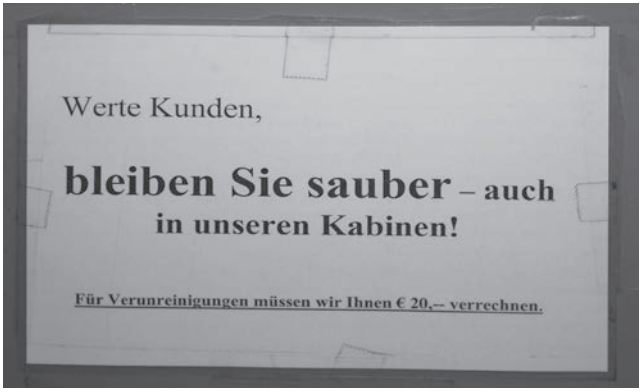


Abb. 5: Hygieneaufforderung mit Strafankündigung bei Nichtbefolgung

Ein selbstbezüglicheres Reservoir für Ekel sieht der amerikanische Psychologe Paul Rozin in allem, was unseren Körper verlässt, und in demselben Augenblick für uns zu etwas Ekelhaftem wird.[51] Die Nutzung der Kabinen, die nicht in einer gemeinsamen Form stattfindet/stattfinden soll, führt über die Präsenz des Ejakulats und Urins vorhergehender Kabinenbesucher zu einer früher oder später zwangsweisen Begegnung mit fremden und männlich konnotierten Hinterlassen-

51 Rozin, Paul: Disgust. The body and soul emotion in the 21st century. In: Olatunji, Bunmi O. (Hg.), Disgust and its disorders. Theory, assessment and treatment implications, Washington D.C. 2009, 9-29.

schaften. Aus der Gegebenheit des wahrgenommenen männlichen Fremden, so könnte geschlussfolgert werden, ergibt sich über Rozins Deutung hinausgehend das gleichzeitige Potenzial einer zusätzlichen, verstärkten Ekel- und zugleich einer Lustempfindung.

Eine Konstruktion des Fremden findet in Relation zu Ort, Zeit und Zuschreibungsinstanz statt.[52] Durch die Hinterlassenschaften in den Mülleimern, an den Kabinenwänden oder auch auf den Bildschirmen sind die Ausscheidungen der vorhergehenden Besucher bis zum nächsten Reinigungsgang der Aufsichtspersonen präsent, eventuell auch bis zum nächsten Tag. ‚Fremd' sind diese zumindest in dreifacher Hinsicht, da sie einerseits nicht von einem selbst stammen, andererseits sich außerhalb des Körpers befinden, und letztlich auch nicht mit den jeweiligen Kabinenbesuchern in direkte Verbindung zu bringen, damit nicht assoziierbar sind. Das Ejakulat wird in seiner visuellen, haptischen und olfaktorischen Präsenz temporärer Bestandteil des Raumes. Urinieren die Personen auch noch in den Mülleimer oder in die Kabinen, so tritt neben die assoziierte Körperflüssigkeit der männlichen Masturbation eine der menschlichen „Notdurft". Deren gesellschaftlich eingeforderte Verwerfung, der Toilettengang, steht in anderen moralischen Zuschreibungskontexten: Während die Masturbation kulturgeschichtlich betrachtet die Sphäre der Pathologisierung erst im Laufe des 20. Jahrhundert verlassen konnte,[53] stellte die Notwendigkeit eines Toilettenganges beziehungsweise der Verwerfung der Exkremente seit sehr viel längerer Zeit niemand mehr ernsthaft in Frage. Theresa vergleicht die Kabinen in ihrer „Ekel-Qualität" dezidiert mit jener einer öffentlichen Toilette: „Wenn du auf eine öffentliche Toilette gehst, graust es dich genauso wie wenn ich bei den Kabinen schauen muss, und es liegen dann wieder [gebrauchte Papiertücher am Boden, Anm. A.P.], oder es ist zum Schluss raus alles verspritzt, dann denke ich mir – ok – Gott sei Dank gehe ich gleich wieder."[54]

Von allen drei Gesprächspartner/inne/n wird die Praxis des fehlgeleiteten Urinierens als ein Ärgernis aufgefasst. Entsprechende Handlungsmotive kann ich, da mir hierzu die Perspektiven der Akteure fehlen, nur vermuten: Ob sich dabei widerständige, bewusst gegen die Regeln des Ortes gerichtete Haltungen manifestieren, ob es sich womöglich um einen sinnlichen, sexuellen und/oder raumdefinierenden Akt handelt, oder schlichtweg nur um eine Vermeidung der

52 Wehrheim, Ordnung der Räume (wie Anm. 3), 31.

53 Braun, Karl: Die Krankheit Onania. Körperangst und die Anfänge moderner Sexualität im 18. Jahrhundert (= Historische Studien 16), Frankfurt a.M. 1995. Vgl. dazu auch Laqueur, Thomas: Die einsame Lust, Berlin 2008.

54 Interview Theresa (wie Anm. 10). Zur kulturwissenschaftlichen Einordnung öffentlicher Toiletten und deren Aneignung vgl. auch den Beitrag von Sabine Merler in diesem Band beziehungsweise ihre Masterarbeit: Merler, Sabine: Die Aneignung öffentlicher Toiletten zwischen Ekel und Lust. Zur Verortung des Örtchens als Nicht-Ort, Innsbruck 2012.

Aufgabe der Anonymität gegenüber dem/der Verkäufer/in? Letztlich bleiben dies nur spekulative Deutungsansätze, die ich auf der Basis meiner Erhebungen nicht näher untersuchen kann.

Das Ejakulat besitzt aufgrund seiner Funktion im menschlichen Reproduktionskreislauf, aber auch aufgrund seiner klebrigen Konsistenz und den damit verbundenen Assoziationen die Eigenschaften einer nähesuchenden Substanz. Die Ende der 1920er Jahre entwickelte Ekeltheorie von Aurel Kolnai beschreibt potenzielle Nähe oder die Erfahrung einer ungewollten Nähe als einen der zentralen Auslöser für die Ekelempfindung. Dieses intersubjektive Erklärungsmodell verweist auf eine Ebene, die außerhalb des Selbst liegt, nämlich auf eine soziale Dimension. In der Art der Verwerfung des Ejakulats, welche im Reinigungsprozess der Kabinen auch im übertragenen Sinn ein Verwerfen impliziert, werden Bewertungen sichtbar, die als Ausdruck eines Nähe-Distanz-Verhältnisses zu deuten sind. Besonders deutlich wird dies in einer Aussage von Theresa, die auf eine bestimmte, häufiger vorkommende Arbeitssituation verweist. Auf die Frage, wovor sie sich am meisten am Beginn ihrer Arbeitszeit geekelt habe, sprach sie den Akt des Geldwechselns an:

> „Ja, schon das mit den Kabinen. Also wenn jetzt einer reinkommt – Geldwechseln – wieder rausgeht, und nochmal reinkommt Geldwechseln. Das ist etwas, wo hat er das jetzt reingewischt? Hat er es noch auf den Händen oder keine Ahnung, ist auch schon etwas wo ich sagte – OK. Ja. Gschmackig!“[55]

Die direkte Assoziation mit der Handlung der Masturbation, deren Ekelpotenzial für Theresa im wiederholten Geldwechseln zuzunehmen scheint, weist den Händen des Kabinenbesuchers und in weiterer Folge auch den in den Händen gehaltenen Geldmünzen und Geldscheinen eine besondere Rolle im Nähe-Distanz-Verhältnis zu. Weil der Wechselakt Bestandteil des Aufgabenbereiches der Verkäufer/innen und notwendiger Bestandteil des Geschäftsmodells ist, steht die Frage, ob Theresa von einem bestimmten Kunden Geld entgegennimmt oder etwa nicht, überhaupt nicht zur Debatte. Die gesamte Einrichtung der Kabine zielt ja gerade auf diesen Akt. Dass sie jedoch Vorbehalte gegen gewisse Kunden hat, machte sie mit einer Aussage deutlich, die ihre Wahrnehmung und Bewertung von Fremdheit auf eine Ebene mit Geruchs- und Ekelempfinden setzt:

> „Wir haben Desinfektionsmittel, wenn es jetzt wirklich einer ist, der ganz eklig ist, oder wenn du weißt, ok, der riecht schon nach Schweiß, keine Ahnung, oder ist ein Ausländer, wo du nicht weißt, wo er seine Hände gehabt hat, dann gehe ich schon

55 Interview Theresa (wie Anm. 10).

> gleich Hände waschen und alles. Und ja. Mit der Zeit ist es mir dann wie – Wurstschneiden. Dass du hergehst und sagst, ok, Wechseln, nächste Arbeit. Und ja, des wird dann irgendwie zum Alltag."[56]

Der Alltagsbegriff, den Theresa an dieser Stelle verwendete, steht für die Zusammenfassung einer Gewöhnungsperspektive, die bereits zuvor im Akt des „Wurstschneidens" metaphorisch angesprochen wurde. Auch Stefan betonte immer wieder den Gewöhnungseffekt im Umgang mit den Produkten der Videokabinenbesucher.[57] Theresas Gleichsetzung des Ekels mit den/m Fremden, verbalisiert im Begriff „Ausländer", überträgt den Mechanismus einer Ekelabwehr auf zugeschriebene Identitätsmerkmale wie Nationalität und/oder Ethnizität: Als „Mittel der Ausschließung bestimmter Menschen und Gruppen von Menschen"[58] funktionieren beide gleich beziehungsweise hier in Kombination. Folgt man der Betrachtungsweise von William Miller, so stellen die Objekte des Ekels eine „vermeintliche Gefahr für die soziale Hierarchie dar", welchen gegenüber wir Menschen auch mit einer Art Überlegenheitsgefühl gegenübertreten.[59] Theresas Reinigungsprozess im Nachhinein kann im Sinne Julia Kristevas als Ausdruck einer Abjektion gedeutet werden: Die Verwerfung des vorhergehenden Haut- oder Körperkontaktes mit dem „Fremden" wird in der *ultima ratio* mit Desinfektionsmittel vollzogen. Dabei prägt der örtliche Kontext immerzu ihre Ekel-Bewältigungsstrategien. Auf die Frage, ob sie sich während ihrer Arbeit öfter die Hände waschen würde, antworte sie: „Freilich, weil beim Geld sind mehr Bakterien drauf als woanders." Hätte sie dieselbe Antwort gegeben, wenn sie als Verkäuferin eines Lebensmittelgeschäftes arbeiten würde?[60]

Am Beispiel des „Greifers", einer Zange mit einer etwa 40 cm langen Halterung, wird auf dinglicher Ebene ersichtlich, in welcher Form die für das Personal potenziell ekligen Gegenstände und benutzten Taschentücher auf Abstand gehalten werden können: „Ich versuche bei den Kabinen eher weniger am Boden rumzugreifen, bei den ganzen am Boden liegenden Tüchern haben wir einen Greifer."[61] Theresa wäscht sich nach ihren zweistündigen Kontrollgängen zumeist

56 Ebd.

57 „An den Geruch habe ich mich mittlerweile schon gewöhnt." Interview mit Stefan (wie Anm. 11).

58 Sehring, Martina: Der Ekel. In: Engel, Gisela (Hg.): Sinneslust und Sinneswandel. Beiträge zu einer Geschichte der Sinnlichkeit, Berlin 2001, 57-73.

59 Miller, William Ian: The Anatomy of Disgust, Cambrigde u. London 1997.

60 Dieser Vergleich bietet sich auch deshalb an, weil sowohl Stefan als auch Theresa die Qualität ihrer Verkaufstätigkeit beziehungsweise des Verkaufvorganges in keinem Unterschied zu anderen Verkaufskontexten darstellten. „Ob ich jetzt Bananen verkauf' oder Dildos, macht für mich keinen Unterschied mehr." Interview mit Stefan (wie Anm. 11).

61 Ebd.

die Hände, obwohl sie die erwähnte Zange zwischen ihr und den benutzten Reinigungstüchern hält:

> „Wenn ich jetzt draußen bin bei den Kabinen, und sammle den Müll zusammen, also in den Müllkübel rein, wenn sie's nicht reingeschafft haben, nachher gehe ich auch meistens Händewaschen, weil ich mir denke, OK, ich greif es zwar nicht an, weil wir so eine Zange haben, aber trotzdem."[62]

Als Hinweis auf dieses ‚Trotzdem', das in der Aussage unausgesprochen bleibt, lassen sich verschiedene formulierte Vorbehalte, die Theresa während des Interviews äußerte, interpretieren. Neben dem Unverständnis für die Dauer der Masturbation bei manchen Kabinennutzern („Ja sicher, wo ich angefangen habe, war's schon so: Oh mein Gott, was ist das? Was macht der da drinnen? Wieso eine halbe Stunde?")[63] reiht sich auch der oben angeführte Vorbehalt gegen „Ausländer" ein. Beide sind als Ausdruck eines individuellen, moralischen Ekelempfindens zu deuten.[64]

„Ich versteh die Kabinen selber nicht …"[65]
Warum die Videokabinen trotzdem funktionieren

Die zwischen dem Personal abgesprochenen Vorgaben, was in den Kabinen erlaubt ist und was nicht, werden den Kabinenbenutzern gegenüber nicht in vollem Ausmaß artikuliert. Einzig die Vorgaben in Bezug auf die Reinlichkeitsvorstellungen sind visuell präsent. Diese sind aber auch nicht als Verbot, sondern als Bitte formuliert. Das von Stefan präsentierte Bild vom „Regelkunden", der sich an alle normativen Vorgaben inklusive vorgesehenem Toilettengang und einsamer Masturbation hält, wird durch die Praktiken des urinierenden und homosexuelle Kontakte suchenden Benutzers konterkariert. Die Steuerungsmechanismen der Betreiber und des Personals reichen von medientechnischen Eingriffen in das gezeigte Filmmaterial,[66] zeitlich festgelegten Kontroll- und Reinigungsgängen in den

62 Interview mit Theresa (wie Anm. 10).
63 Ebd.
64 Zur Erforschung des moralischen Ekels vgl. insbesondere aus psychologischer Perspektive Haidt, Jonathan: Morality. In: Perspectives on Psychological Science 3 (2008), 65-72 sowie Harris, Lasana T.: Susan Tufts Fiske: Dehumanizing the Lowest of the Low: Neuroimaging Responses to Extreme Out-Groups. In: Psychological Science 17 (2006), 847-853.
65 Interview mit Stefan (wie Anm. 11).
66 Am Beginn der Feldforschung waren sogenannte „Kaviarfilme", pornografische Darstellungen, die Lustgewinn durch die Verwendung von Kot zeigen, im Sortiment der gezeigten Kabinenfilme. Diese wurden jedoch schließlich entfernt mit dem Argument, dass damit auch diejenige Klientel ferngehalten werde, die in die Kabinen defäkiert. Gedächtnisprotokoll (wie Anm. 25).

Kabinen(vor)raum bis hin zu Videoüberwachung desselben. Zusätzlich können die Verkäufer/innen im Aufenthaltsraum Einsicht nehmen, welche Filme in welcher Kabine gerade angeschaut werden. Der Nicht-Regelkunde bekommt diese restriktiven Ordnungsstrukturen zwar sicher ansatzweise mit, behält sich – wie die wiederholten Regelverstöße zeigen – aber zumindest die Freiheit offen, den Ort in seiner eigenen Art und Weise zu nutzen.

Die überaus leichte Verfügbarkeit individualisierten und ortsunabhängigen Medienkonsums im mobilen Internetzeitalter lassen die hier untersuchten Kabinen auf den ersten Blick als geradezu antiquiert erscheinen. Die wöchentlichen Anpassungen des Medienangebots gestalten sich umständlich und über zwei Instanzen hinweg: Erhebung durch die Betreiberfirma, Weiterleitung der Informationen an den/die zuständige/n Verkäufer/in, Berechnung der Genreanteile beziehungsweise Umsetzung.[67]

Die Kosten, welche für den Kunden anfallen, um einen durchschnittlichen Film in den Kabinen (60 min) zur Gänze anzusehen, decken sich in etwa mit dem Kaufpreis im anliegenden Erotikshop. So ist das ortsgebundene Medienangebot in den Kabinen auch rein wirtschaftlich betrachtet für die Betreiber/innen profitabler als der Verkauf des gleichen Produktes im Erotikshop. Wieso also werden die Kabinen überhaupt noch von Kunden besucht? Ob die Atmosphäre, die akustische Halböffentlichkeit, Gewohnheit oder neue Freiheiten, deren Ausleben in den eigenen vier Wänden in dieser Art nicht möglich wäre, für die Kabinenbesucher eine Rolle spielen, muss hier offen bleiben. Der Ort an sich und seine verschiedenen, zugeschriebenen und erfahrenen Qualitäten, das heißt sein sozialer Kontext, können jedenfalls als gemeinsamer Nenner all dieser Motive festgemacht werden. Das interviewte Personal war bis zum Ende meiner Feldforschungsphase seitens der Kundschaft noch nicht mit Beschwerden bezüglich Reinlichkeit oder Zustand der Kabinen konfrontiert worden. Dies erscheint mir angesichts der Erzählungen über die verschiedenen Praktiken, die vom Personal als verunreinigend betrachtet wurden, doch als durchaus bemerkenswert. Vielleicht ist gerade dies ein zentraler Hinweis auf einen Lustfaktor des Ortes.

Der Lustort Videokabine ist zugleich Konsumort. Dabei erscheint es mir nicht nur zentral zu sein, was konsumiert wird, sondern auch wie. Dieses Wie wird ausstaffiert durch vorgegebene physische Komponenten der Dekoration, der Sitzpolster und Kabinenwände. Die weniger präsent erscheinende und den Akteuren gegenüber nicht durchgehend geäußerte Raumordnung geht über diese stoffliche Ebene hinaus. Sie schafft in Form der angesprochenen Reglementierungen, deren

67 Es werden jene zehn Filme gewechselt, die am wenigsten Aufrufe verzeichnen können. Interview mit Theresa (wie Anm. 10). Feldforschungsnotiz 1.5.2015.

direkten und indirekten Einforderung eine Zwischenräumlichkeit, welche dieses Wie für die potenziellen Kunden vielleicht erst interessant macht.

Das Aufsichts- und Ordnungspersonal entwickelt neben den Strategien der Ekelabwehr auch ortsspezifische Sprach- und Denkmuster. Kot, der an die Wände einer Kabine geschmiert worden war, wurde mir gegenüber einer pornografischen Sprachkultur entsprechend als „Kaviar" beschrieben.[68] Die kleinste ökonomische Einheit des Konsumortes – ein Euro für zwei Minuten Film – verglich Theresa als überaus günstig im Gegensatz zu den Preisen, die eine Prostituierte verlangen würde.[69] Obwohl dieser Vergleich eine relativ kurze Masturbationszeit annimmt und aufgrund der sehr unterschiedlichen Form körperlicher Nähe beziehungsweise des sexuellen Vollzugs etwas hinkt,[70] offenbart sich darin ein individuelles, aber auch sehr ortsspezifisches ökonomisches Denkmuster.

Und schließlich zeigt sich auch auf verschiedenen Ebenen, dass der Ort bewusst mit dieser Zwischenräumlichkeit arbeitet und dies letztlich Teil des Geschäftsmodells zu sein scheint: „In der Wixkabine erwischt", der Titel eines der 64 Filme, den ich zufällig im April 2014 in der Auslage im Angebot der Kabinenfilme vorfand, beschreibt genau dieses Wechselspiel zwischen anonymisiertem Lusterlebnis und autoritärem Ordnungsanspruch der Betreiber/innen. Jederzeit ist das vermeintlich private Feld der Videokabine in Gefahr, von außen kontrolliert zu werden. Die normativen Vorstellungen können aber auch leicht wieder außer Kraft gesetzt werden. Die Duldung homoerotischer Körperlichkeit, wie das Anfassen der Geschlechtsteile eines anderen Besuchers im beobachtbaren Kabinenvorraum,[71] oder das bewusste Wegsehen bei verschiedengeschlechtlichen Kabinenbesucher/innen zeugen davon: „Pärchen kommen auch ab und zu, die sehe ich dann meistens nicht, wir wollen ja einen Umsatz machen, eigentlich sind's nur Einsitzerkabinen."[72]

68 Gedächtnisprotokoll 15.4.2014 (wie Anm. 25).

69 Interview mit Theresa (wie Anm. 10).

70 Als einzige Referenz auf die durchschnittliche Dauer einer Masturbation bei einem Mann bis zum Samenerguss fand sich ein Hinweis in dem 1948 vom amerikanischen Sexualforschers und Zoologen Alfred C. Kinsey veröffentlichten Untersuchungsbericht, dem ersten Band des sogenannten „Kinsey-Reportes". Demnach kann die Masturbation bis zur Ejakulation von unter einer Minute bis zu einer Stunde dauern. Kinsey, Alfred C.: Sexual Behavior in the Human Male, Philadelphia 1948. In deutscher Übersetzung: Ders., Das sexuelle Verhalten des Mannes, Frankfurt a.M. 1955.

71 Feldforschungsnotiz vom 1.5.2015.

72 Interview mit Stefan (wie Anm. 11).

Vergnügen

Ein Plastik-Hundehaufen als Scherzartikel: vom Ekel zum Lachen

Barbara Sieferle

1. Scherzartikel: erste Annäherungen an ein unerforschtes Phänomen

Scherzartikel sind ein gesellschaftlich weit verbreitetes Phänomen und jeder kennt sie, aber niemand scheint sich bisher systematisch mit ihnen auseinandergesetzt zu haben. Weder Brockhaus noch Duden geben eine Antwort darauf, was Scherzartikel eigentlich sind und was ihren Reiz ausmacht. Auch weitere Literaturrecherchen laufen ins Leere. Das Schweigen über Scherzartikel zieht sich durch alle Wissenschaftsfelder und auch in der kulturwissenschaftlich-ethnologischen Forschungslandschaft stellen Scherzartikel ein unbehandeltes Thema dar. Dies überrascht, denn gerade Scherzartikel scheinen für eine kulturwissenschaftlich-ethnologische Beschäftigung prädestiniert zu sein: Auch wenn man ihnen nicht täglich begegnet, so sind sie doch populär und allgemein bekannt, gehören damit also zu genau jenen Selbstverständlichkeiten des Alltags, mit denen sich die Europäische Ethnologie in mikroperspektivischer Analysearbeit befasst.[1] Aus kulturwissenschaftlich-ethnologischer Sicht kommen sogleich Fragen nach der Bedeutung von Scherzartikeln im Alltag sozialer Akteure, nach sozialen Funktionen von Scherzen und deren Verhältnis zu gesellschaftlichen Ordnungsmustern auf. Genauso interessiert eine kulturhistorische Perspektivierung von Scherzartikeln. Doch auch über die Geburtsstunde des Scherzartikels finden sich nur vage und kaum belastbare Hinweise, sie wird in der Antike verortet.[2] Der erste Fastnachts-Scherzartikel soll Ende des 19. Jahrhunderts in Hamburg erfunden worden sein: eine Luftschlange.[3] Ein Zauberei- und Scherzartikelversandhändler charakterisiert einen Scherzartikel als „einen Gegenstand, der dazu dient, jemanden auf lustige

1 Vgl. Tschofen, Bernhard: Vom Alltag. Schicksale des Selbstverständlichen in der Europäischen Ethnologie. In: Bockhorn, Olaf u.a. (Hg.): Alltagskulturen. Forschungen und Dokumentationen zu österreichischen Alltagen seit 1945. Referate der Österreichischen Volkskundetagung 2004 in Sankt Pölten. Wien 2006, 91-102, 97.

2 LED Fashion: http://www.led-fashion.com/index.php/cat/c88_Scherzartikel.html (Stand: 26.2. 2015).

3 Löwe, Hans-Günter: Von der Entdeckung der Fastnachtsscherzartikel. In: Brückner, Wolfgang (Hg.): Arbeitskreis Bild Druck Papier. Tagungsband Amsterdam 2007. Münster 2008, 180-181, 180.

Art zu erschrecken oder zum Lachen zu bringen."[4] Die Karnevalisten-Community schreibt, dass „Scherzartikel [dazu] dienen, Personen zu erschrecken und sich an deren Reaktion zu erfreuen".[5] Des Weiteren stieß ich im Internet auf Zaubereifachgeschäfte, die Scherzartikel vertreiben und darüber hinaus in großen Städten wie Wien, München, Nürnberg oder Zürich Filialen unterhalten.[6] Und so machte ich mich auf, ein solches Geschäft zu besuchen, um dort mehr über dieses unerforschte Thema in Erfahrung zu bringen.

Im Januar 2014 betrete ich zum ersten Mal in meinem Leben einen Zauberei- und Scherzartikelladen, den „Zauberkönig" in München.[7] Während der größte Teil des Raumes mit Faschingskostümen, Perücken und diversen Zaubereiutensilien bestückt ist, findet sich eine, im Vergleich zur Raumgröße, eher kleine Ecke mit Scherzartikeln. Hier aber wiederum ist die Auswahl beträchtlich. Von überall her springen mir kleine, bunte, meist in Plastik verpackte Objekte zu. Schnell wird mir klar, dass das Erschrecken und das sich anschließende Erfreuen am Schreck anderer mit Hilfe unterschiedlichster Dinge hervorgerufen werden kann. Von Vampirgebissen und Riesennasen, Lippenbalsam und Kaugummis mit Speck- oder Roastbeefgeschmack, über Spritz-Feuerzeuge, zuschnappende Zigarettenschachteln, Knall-Streichhölzer und Lachsäcke, unlöffelnde Löffel und nicht zu öffnende Zuckertütchen, bis hin zu Juckpulver, Stinkbomben, Furzkissen, Schleim aus der Dose, Rattenfilet-Konserven, abgehackten Fingern und Füßen, Plastik-Kakerlaken, Riesenspinnen, Nasenrotz- und Spucke-Imitaten ist alles zu erwerben. Als ich einen Mitarbeiter darauf anspreche, was er mir, als in Scherzartikel-Anschlägen unerfahrene Person und darüber hinaus noch als kulturwissenschaftlich-ethnologisch Interessierte, empfehlen würde, scheint ihm die Wahl nicht schwer zu fallen. Schnell greift er zu einem kleinen, rundlich, bräunlich aussehenden Objekt, welches er mir ohne weitere Worte in die Hand drückt: ein Plastik-Hundehaufen. Grinsend und neugierig beobachtet er meine Reaktion, die von einer Schrecksekunde hin zu Interesse und Belustigung übergeht. Sogleich erzählt er mir eine kurze Anekdote zum Plastik-Hundehaufen. Vor einigen Jahren

4 SteMaRo Magic: http://www.stemaro-magic.de/Scherzartikel/ (Stand: 26.2.2015).

5 Karnevalisten-Community: karnevalisten.info/karneval-community/groups/viewgroup/236-Moulensh%C3%B6her+Jonge (Stand: 26.2.2015).

6 Gagshop Wien (http://www.gagshop.at), Zauberkönig München (http://www.zauberkoenig-muenchen.de), Halloween Gore Shop München (http://www.horror-shop.com), Zauberladen Nürnberg (http://zauberladen-nuernberg.de), Zauberparadies Zürich (http://www.zauberparadies.com) (Stand: 26.2.2015).

7 Im November 2014 wollte ich den „Zauberkönig" erneut besuchen, doch der Zauberei- und Scherzartikelhändler hatte im März 2014 sein Ladengeschäft geschlossen und betreibt seither nur noch einen Online-Versandhandel. Dementsprechend zeichnete sich im Laufe meiner Recherchen ab, dass Scherzartikel eher im Internet als in Ladengeschäften vertrieben werden.

spielte er seinem Bruder einen Streich, indem er den Haufen während eines Besuches heimlich auf dessen Fußmatte vor seiner Wohnungstür positionierte. Als sein Bruder ihn entdeckte, erzählt er mir vergnügt, zuckte dieser zunächst entsetzt zurück, doch schnell verstand er, dass ihm ein Streich gespielt worden war – nicht zuletzt durch das schelmische Grinsen im Gesicht des Bruders – und konnte den Gott sei Dank unechten Hundehaufen vor seiner Wohnungstür erleichtert und neugierig näher betrachten. Noch heute können die beiden Brüder über diesen Scherz lachen, erzählt er mir, und er empfiehlt das Hundehaufen-Imitat immer wieder gerne Kunden, die auf der Suche nach einem besonderen Scherzartikel in dieses Geschäft kommen – und so auch mir.

Dieser Plastik-Hundehaufen, wie er in der Geschichte des Verkäufers vorkommt und wie ich ihn an diesem Tag im Zauberei- und Scherzartikelladen zum ersten Mal kennen lernte, steht hier exemplarisch für einen großen Teilbereich an Scherzartikeln, vor denen wir uns grausen, die uns widerlich erscheinen, die wir eigentlich nicht in unserer Nähe haben wollen, die wir eklig finden. Und damit nähern wir uns dem eigentlichen Thema dieses Artikels an: der Dimension des Ekels bei Scherzartikeln. Ich werde im Folgenden eine Betrachtung von Scherzartikeln unter dem Aspekt des Ekels vornehmen. Diese beinhaltet Überlegungen und Interpretationsansätze, die keinen endgültigen Charakter haben, sondern den/die Leser/in zu weiterem Nachdenken anregen und den Nutzen einer kulturwissenschaftlich-ethnologischen Perspektive auf dieses bisher unerforschte Thema deutlich werden lassen sollen. Ausgehend von meinem einleitend beschriebenen Besuch in einem Zauberei- und Scherzartikelgeschäft, werde ich mich dem Thema in drei Schritten nähern.[8] Zunächst werde ich den dort hervorgehobenen Ekel-Scherzartikel, den Plastik-Hundehaufen, aus einer phänomenologischen Perspektive betrachten. Es geht dabei insbesondere um das Erleben des Ekels beim Anblick eines Hundehaufens, von dessen Echtheit der/die Betrachter/in (zunächst) ausgeht. Diese erste Annäherung an Ekel-Scherzartikel setzt beim subjektiven Erleben an und ermöglicht, den Ekel anhand konkreter Situationen und damit nahe am Alltagshandeln sozialer Akteure zu beleuchten. In einem wei-

8 Die hier beschriebene Situation im Zauberei- und Scherzartikelladen sowie die Anekdote, die mir der Verkäufer in diesem Zusammenhang erzählte, sind zwei unter mehreren Situationen und Gesprächen, die ich in Vorbereitung auf diesen Artikel erlebte und durchführte. Es ist kein Zufall, dass ich mich für die Darstellung gerade dieser Situation und insbesondere dieser Geschichte, in denen zwei Männer und ein Hundehaufen entscheidende Rollen spielen, entschieden habe. Erstens scheint der Einsatz von Scherzartikeln, besonders denjenigen, denen eine Dimension des Ekels anhaftet, vorwiegend Jungen und Männern vorbehalten zu sein. Zweitens, und darauf weist Winfried Menninghaus hin, sagt die Thematisierung von Ekel in wissenschaftlichen Artikeln genauso viel über seinen Gegenstand wie über den/die Autor/in aus. Der hier thematisierte Hundehaufen ist Ausdruck meiner Vorstellung eines für mich wirklich ekligen Scherzartikels. Vgl. Menninghaus, Winfried: Ekel. Theorie und Geschichte einer starken Empfindung. Frankfurt a.M. 1999, 33.

teren Schritt werde ich den Plastik-Hundehaufen in seiner Objekthaftigkeit näher betrachten. Dabei geht es sowohl um die Dimension des Ekels von Scherzartikeln als auch um eine nähere Analyse von Scherzartikeln im Allgemeinen. Diese zweite Perspektive geht über die subjektive Ekelempfindung hinaus und zeigt deren Verbindung zu soziokulturellen Wahrnehmungskategorien auf. In einem dritten Schritt werde ich auf soziale Funktionen eingehen, die sich bei Ekel-Scherzen als zentral erweisen (können). Damit wird der Blick auf die soziokulturelle Bedeutung von Ekel-Scherzen gelenkt. Abschließen werde ich mit einem Ausblick auf mögliche weiterführende kulturwissenschaftlich-ethnologische Forschungsperspektiven auf das bisher vernachlässigte Thema der (Ekel-)Scherzartikel.

2. Vom Ekel vor dem Hundehaufen: eine kleine Phänomenologie

Ekel erscheint als schwer zu definierendes Phänomen. Je nach Autor/in, wissenschaftlicher Fachdisziplin und Forschungsperspektive wird er unterschiedlich konzipiert. Drei Charakteristika springen beim Lesen der wissenschaftlichen Literatur jedoch ins Auge, die Winfried Menninghaus folgendermaßen zusammenfasst: „[D]ie heftige Abwehr (1) einer physischen Präsenz bzw. eines uns nahe gehenden Phänomens (2), von dem in unterschiedlichen Graden zugleich eine unterbewusste Attraktion bis offene Faszination ausgehen kann (3).“[9] Deutlich wird dies auch an dem Scherz, den der Verkäufer seinem Bruder spielte, meinen eigenen Reaktionen und Empfindungen gegenüber dem (Plastik-)Hundehaufen und insbesondere dem Ekel gegenüber diesem Hundehaufen-Scherzartikel im Allgemeinen.

Der Hundehaufen ist ein dunkles, braunes, leicht gräulich schimmerndes unförmiges Ding. Auf den ersten Blick ist es als Hundehaufen zu erkennen. Obwohl ich im Zauberei- und Scherzartikelladen darauf vorbereitet bin, dass mir der Verkäufer auf meine Nachfrage hin ein Scherzobjekt präsentieren wird, schrecke ich vor dem Haufen leicht zurück. Genauso zuckt der Bruder des Verkäufers vor dem auf seiner Fußmatte platzierten Hundehaufen zurück. Das Zurückschrecken vor dem Hundehaufen und die oftmals damit einhergehende Verkrampfung verdeutlichen, dass Ekel eine Art der Zurückweisung ist, die den ganzen Körper umfasst, ihn durchdringt und ergreift.[10] Ein Ekel, der darüber hinaus als äußerst heftig und unmittelbar erlebt wird.[11] Man scheint seinem Ekel ausgeliefert zu sein, kann ihn

9 Menninghaus 1999 (wie Anm. 8), 13.
10 Vgl. Sehring, Martina: Der Ekel. In: Engel, Gisela u. Notz, Gisela (Hg.): Sinneslust und Sinneswandel. Beiträge zu einer Geschichte der Sinnlichkeit. Berlin 2001, 57-74, 58.
11 Vgl. Jeggle, Runterschlucken (2015), 30.

nicht beeinflussen und nicht kontrollieren. Es ist ein Kampf, der in Utz Jeggles Worten „ein sprachloser Ausdruck gewürgter, aber nicht erwürgter Autonomie“[12] ist, gegen die imaginierte Einverleibung des Hundehaufens: Der Anblick des Haufens geht bei mir mit der Vorstellung des Geruchs von Kot einher und ich denke sofort an Hundehaufen auf dem Gehsteig, an Schuhabdrücke darin und wie widerlich es doch ist, Hundekot von der eigenen Schuhsohle zu entfernen. Wie hier bereits angedeutet, basiert die heftige Abwehr gegenüber Ekligem auf der ungewollten Nähe des Ekelobjekts.[13] Diese Nähe ist sowohl eine physisch-räumliche Nähe, denn der Hundehaufen gehört weder auf die Fußmatte vor die eigene Wohnung noch in meine Hand, als auch eine imaginierte Nähe, denn ich stelle mir sogleich die Berührung mit echtem Hundekot und das Eindringen des unangenehmen Geruchs in meine Nase vor.[14] Die hier empfundene Nähe gegenüber dem Hundehaufen ist eine aufgezwungene Nähe, die aufdringlich und nicht gewollt ist, die als Störung empfunden wird und zu heftiger Abwehr führt.[15]

> „Das Ekelhafte ist kein Gegenüber, sondern es schleicht, kriecht und schleimt heran, dringt ein, nistet sich ein, ist ganz nah, am Körper, in der Nase, im Mund; das Ekelhafte ist aber auch das, das den Körper verlassen hat, einmal dazugehörte und nun ausgeschieden ist, der Geruch, die Wärme und Beschaffenheit des Intimen haftet ihm noch an, aber es gehört eigentlich schon weg.“[16]

Darüber hinaus besitzt der Ekel noch ein weiteres Merkmal, das der heftigen Abwehr entgegenzustehen scheint und damit die Ambivalenz des Ekels ausmacht: die Anziehung und Attraktion, die von Ekelobjekten ausgeht.[17] „Ekelobjekte scheinen auf merkwürdige Art und Weise zu faszinieren.“[18], konstatiert Martina Sehring. Und das trifft auch bei mir zu, die ich zwischen Abstoßung und Anziehung gegenüber dem Hundehaufen wechsle. Dies scheint für Ekel-Scherzartikel im Allgemeinen zu gelten. Sie faszinieren, und das nicht erst nach der Aufdeckung der Illusion und dem Gewahr-werden, dass der Hundehaufen ein Plastik-Imitat ist.

12 Ebd., 29.
13 Vgl. Menninghaus 1999 (wie Anm. 8), 13.
14 Oftmals reicht die Vorstellung von Nähe aus, um Ekel zu empfinden. Räumliche Nähe intensiviert diesen jedoch. Vgl. Kolnai, Aurel: Ekel. Hochmut. Hass. Zur Phänomenologie feindlicher Gefühle. Frankfurt a.M. 2007, 17.
15 Vgl. Liessmann, Konrad Paul: Ekel! Ekel! Ekel! – Wehe mir! Eine kleine Philosophie des Abscheus. In: Michel, Karl Markus u.a. (Hg.): Kursbuch Ekel und Allergie. Heft 129. Berlin 1997, 101-110, 107.
16 Ebd., 108.
17 Menninghaus 1999 (wie Anm. 8), 13.
18 Sehring (wie Anm. 10), 58.

Bereits im Ekel vor dem Hundehaufen steckt die Faszination, die ich gegenüber dem Haufen verspüre.

3. Die Mischung macht's: Scherzartikel zwischen Schein und Sein

Doch was macht Ekelobjekte, die durch ungewollte Nähe gleichermaßen zu Abwehr und Faszination führen, überhaupt aus? Und was ist das Spezifische des Scherzartikels als ein solches Ekelobjekt? Zum Hundehaufen: Er ist Kot, ein Ausscheidungsprodukt des (nicht nur tierischen) Körpers und gehört damit neben Eiter, Nasenschleim und Spucke zur Gruppe der organischen Substanzen, die als ekelerregend wahrgenommen werden.[19] Es scheint hier keine Rolle zu spielen, dass es Hundekot ist; das menschliche Exkrement würden wir wohl alle als genauso eklig empfinden.[20] Wichtiger erscheint seine Konsistenz, die sich nicht klar bestimmen lässt. Der Hundehaufen liegt auf den ersten Blick breiig, formlos und vielleicht auch etwas schleimig da. Er ist nicht flüssig, aber auch nicht fest. Er ist irgendwo und irgendwas dazwischen. Genau wie seine Konsistenz ist auch seine Farbe nicht genau bestimmbar. Sie wirkt unrein und vermischt; wie die meisten Ekelsubstanzen, insbesondere Ausscheidungsprodukte, die sich oftmals aus einer Mischung von gräulichem Braun, Grün, Gelb oder Weiß zusammensetzen.[21] Und dies zeigt sich auch bei Ekelscherzartikeln: Braungrüner Schleim aus der Dose, graurotes Plastikblut, gelbweißes Spuckeimitat sind sowohl von Farbe als auch Konsistenz her nicht genau bestimmbar. Darüber hinaus sind sie keiner klar abgrenzbaren Wahrnehmungskategorie zuzuordnen, und dies trifft auf Scherzartikel im Allgemeinen zu. Spritz-Zigaretten und -Blumen erschrecken, indem sie ihre eigentliche Form beibehalten, aber Funktionen ausüben, die sie weder als Blume noch Zigarette klassifizieren. Ein abgehackter Finger ist zwar ein solcher, aber eigentlich auch nicht, denn er ist aus Gummi hergestellt; und der Hundehaufen ist einerseits ein solcher, andererseits auch nicht, denn er besteht aus Plastik. Weder stinkt und dampft er, noch besitzt er eine schleimig-breiige Konsistenz. Und

19 Kolnai (wie Anm. 14), 30. Kolnai unterscheidet zwischen physischem und moralischem Ekel. Ersterer bezieht sich für ihn immer, mit Ausnahme des Schmutzes, auf Organisches. Letzterer kann sich durchaus auf Anorganisches, wie fremde Menschen oder das Leben an sich beziehen. Jeggle zeigt, dass beide Ekel-Typen eng miteinander verbunden sind, indem er herausstellt, dass physischer Ekel gegenüber spezifischen Speisen moralischen Ekel gegenüber den Zubereitern/innen dieser Speisen beinhalten kann. Vgl. Jeggle (wie Anm. 11).

20 Auch spielt es bei menschlichem Kot eine untergeordnete Rolle, ob dies eigener oder fremder Kot ist. Beide können Ekel auslösen. Vgl. Perlochner-Kügler, Christine: Körperscham und Ekel – wesentlich menschliche Gefühle. Münster 2004, 195.

21 Vgl. ebd., 199.

so kann ich ihn auch in meiner Hand halten und ihn als Plastik-Produkt, das in einem maschinellen Herstellungsprozess angefertigt wurde und käuflich erworben werden kann, entlarven. Kein Grund also, sich weiter zu ekeln! Unsere im Prozess der Sozialisation und im Alltag erworbenen Wahrnehmungskategorien werden durch Scherzartikel irritiert und führen dazu, dass wir uns vor Plastik-Hundehaufen auf unseren Fußmatten erschrecken. Scherzartikel fallen aus soziokulturellen Klassifikationen heraus, und genau dies scheint ihr Kennzeichen zu sein. Sie sind irgendwo dazwischen angesiedelt: zwischen Sein und Schein, Realität und Illusion und damit auch zwischen Ekel und Nicht-Ekel.[22]

Der Zustand des Dazwischen-Seins kann jedoch nur erkannt werden, wenn die Illusion und damit die Imitation des Originals, also eines echten, organischen Hundehaufens, nicht zu weit getrieben wird. Der Bruder des Verkäufers und ich müssen die Imitation erkennen, den Ekel damit auflösen und erst dadurch wird der Hundehaufen zu einem Scherzartikel. Andernfalls würde er ein Ekelobjekt bleiben. Dass perfekte Illusion bei Scherzartikeln kein Endziel sein darf, zeigt ein im Internet erhältliches Hundehaufen-Imitat, welches sich damit rühmt, eine exakte Nachbildung eines Kothaufens zu sein.[23] Aus thermoplastischem anstatt aus hartem Gummi hergestellt ist es schwabbelig-schleimig und eine integrierte Geruchsfunktion lässt den Haufen stinken. Die in der Kommentarleiste eingetragenen Reaktionen zeigen jedoch keine Freude über das originalgetreue Imitat, sondern Entsetzen und Unverständnis. Ein Hundehaufen-Scherzartikel sollte nicht stinken, denn damit wird er zu real! Ekel gegenüber Scherzartikeln darf nicht zu lange andauern, sonst besteht die Gefahr, dass sich dieser bis hin zum Erbrechen steigert. Gleiches gilt für Scherzartikel im Allgemeinen. Dort kann der Schreck in Unbehagen und vielleicht sogar Angst umschlagen. Scherzartikel müssen als solche erkannt werden, denn erst dadurch kann der Ekel-Schreck aufgelöst werden. Und auch nur so können die sozialen Funktionen von Ekel-Scherzartikeln, die wir uns im Folgenden genauer betrachten, realisiert werden.

22 Dies erklärt, warum Scherzartikel meist in Fachgeschäften für Zauberei vertrieben werden. Auch Zaubereiartikel sind zwischen Schein und Sein, Realität und Illusion angesiedelt.

23 Vgl. Webreporter PauleMeister: http://www.shortnews.de/id/796485/skurrile-und-fragwuerdige-erfindung-kothaufen-imitat (Stand: 26.2.2015).

4. Vom Ekel zum Lachen: soziale Funktionen des Ekel-Scherzes

Zunächst noch einmal zurück zum Hundehaufen: Er ist Exkrement, Ausscheidungsprodukt, Kot und gehört damit zu den Dingen, über die wir kaum reden. Er ist gesellschaftliches Tabuthema.[24] Man thematisiert Exkremente in Gesprächen nicht; weder eigene noch fremde Ausscheidungen. Während Kinder zunächst keinen Ekel vor Kot empfinden, beginnen sie im Laufe der Zeit sich nicht nur vor diesem zu ekeln, sondern sich auch dafür zu schämen.[25] Hier zeigt sich für mich deutlich, dass der Umgang mit Exkrementen, der Ekel davor und seine enge Verbindung zu Scham, seine Thematisierung und Tabuisierung soziokulturell geleitet sind. Egal ob wir Ekel gemäß Norbert Elias als ein Produkt der ‚Zivilisation' verstehen oder ob wir Ekel gemäß Sigmund Freud als Mittel betrachten, sich als ‚Kulturwesen Mensch' von seiner ‚tierischen Natur' abzugrenzen, auf jeden Fall scheinen Intensität, Form und Ausrichtung des Ekels kulturell geprägt und sozial vermittelt zu sein und im Rahmen von Distinktionsprozessen eine Rolle zu spielen.[26] Dazu gehört natürlich auch die Art und Weise des Umgangs mit dem Verbotenen. Dieses strahlt, wie wir es sicherlich alle bereits selbst einmal erlebt haben, einen gewissen Reiz aus, macht neugierig und ist interessant. Dadurch werden Exkremente und unser Ekel davor als gesellschaftliches Tabuthema in einen „Wechselrhythmus zwischen Repulsion und Attraktion"[27] gesetzt und Menschen finden ihre eigenen Wege, dieses doch so faszinierende Thema anzusprechen. Ein solcher Weg der Thematisierung ist der sozial legitimierte Rahmen des Scherzes. Bedienen wir uns dieses Rahmens, so müssen wir, obwohl wir klare gesellschaftliche Schranken übertreten, nicht mit sozialen Sanktionen rechnen.[28] Unsere Gesellschaft bietet über den Scherz hinaus kulturell festgelegte Zeitrahmen an, um sich dem Tabuisierten zu widmen. Und so können (Ekel-)Scherzartikel an Fasching, Neujahr, am ersten April und an Halloween besonders gut zum Einsatz gebracht werden. Auch wenn der Scherzartikelverkäufer in der Situation mit seinem Bruder und auch mit mir keinen dieser offiziell vorgegebenen Zeiträume nutzt, ist allein die Klassifikation als Scherz ausreichend, um den Ekel auf legitime Art und Weise zu thematisieren. Was Menninghaus für das Feld der Kunst aufzeigt, gilt auch für Scherze: Scherzartikel und die für sie vorgesehenen

24 Auch die eher marginale Thematisierung des Ekels in den Wissenschaften scheint mir Ausdruck einer Tabuisierung zu sein, die sich durch alle gesellschaftlichen Felder zieht.

25 Menninghaus, Winfried: Ekel. Vom negativen Definitionsmodell des Ästhetischen zum „Ding an sich". In: Stockhammer, Robert (Hg.): Grenzwerte des Ästhetischen. Berlin 2002, 44-67, 51.

26 Sehring (wie Anm. 10), 62.

27 Menninghaus 2002 (wie Anm. 25), 55.

28 Vgl. Douglas, Mary: Reinheit und Gefährdung. Eine Studie zu Vorstellungen von Verunreinigung und Tabu. Berlin 1985, 93.

Situationen ermöglichen einen spielerischen, schmerzfreien und sanktionslosen Umgang mit Ekel.[29] Die Attraktion des Tabuisierten kann im Scherz unschuldig genossen werden.[30] Genossen wird dabei auf eine Art und Weise, die den Ekel an sich ausmacht: intensiv, heftig, aufwühlend und unmittelbar.

Ekel-Scherze können außerdem als Momente der Umkehrung gesellschaftlicher Ordnung verstanden werden. Genau wie am ersten April und an Fasching entsteht eine „verkehrte Welt“[31], in der die Selbstverständlichkeiten des Alltags außer Kraft gesetzt werden.[32] Im (Ekel-)Scherz zeigt sich für einen kurzen Moment die Möglichkeit, alles könnte auch ganz anders sein.[33] Dies bezieht sich gleich auf mehrere Aspekte. Zuerst natürlich auf die Möglichkeit der Thematisierung des gesellschaftlich Tabuisierten. Es wäre auch eine Gesellschaft möglich, in der Ekel anders und vielleicht offener thematisiert werden könnte. Darüber hinaus zeigt sich im Scherz eine Alternative zu gängigen sozialen Interaktionsformen. Es entsteht die Möglichkeit des spielerischen, den Ernst des alltäglichen Lebens hinter sich lassenden Umgangs miteinander – sei dies nun in der Beziehung zwischen Brüdern oder zwischen Kundin und Verkäufer im Zauberei- und Scherzartikelladen. Darauf aufbauend, und dies wird insbesondere deutlich, wenn wir an Kinder und Jugendliche denken, die doch mit großer Freude mit Erwachsenen (Ekel-) Scherze treiben, werden alternative soziale Hierarchien im Ekel-Scherz realisiert. Es kommt zur Selbstermächtigung der Kinder und Jugendlichen gegenüber den Erwachsenen, die als Opfer dem Scherzanschlag hilflos ausgeliefert sind. Dies alles wird jedoch nur für einen Augenblick möglich, denn der (Ekel-)Scherz ist nur von kurzer Dauer. Die Umkehr und Destabilisierung gesellschaftlicher Ordnung und die Prämisse „alles könnte ganz anders sein“ sind so schnell vorbei wie sie entstanden sind. Sie brauchen die Flüchtigkeit des (Ekel-)Scherzes, sonst führen sie zu Verunsicherung und Unbehagen – genau wie ein zu lange andauernder Ekel beim Scherz in Übelkeit umschlagen kann. Die Normalität gesellschaftlicher Ordnung muss wieder hergestellt werden – dafür sorgt das Erkennen des (Ekel-)Objekts als Scherzartikel.

Neben der Thematisierung des Tabuisierten und der zeitweiligen Imagination alternativer Gesellschaftsordnung hat der Ekel-Scherz noch eine weitere soziale Funktion. Er dient als Mittel der Entspannung und damit einhergehend der Ge-

29 Menninghaus 2002 (wie Anm. 25), 53.
30 Vgl. ebd., 56.
31 Burke, Peter: Helden, Schurken, Narren. Europäische Volkskultur in der frühen Neuzeit. München 1985, 199.
32 Vgl. ebd., 204.
33 Vgl. Knecht, Michi: „Who is carnivalizing whom?“ Ethnologische Perspektiven auf neue Karnevalsformen. In: Karnevalisierung. Berliner Blätter. Ethnographische und ethnologische Beiträge, 26 (2002), 7-18, 7.

meinschaftsbildung und folgt damit einer Comic Relief-Dramaturgie. Berücksichtigen wir, dass die Ekelerfahrung beim Hundehaufen-Imitat explizit gewollt ist, so erscheint der Ekel als intendierte und damit positive Empfindung. Diese positive Belegung des Ekels ist meiner Ansicht nach jedoch nur möglich, da dieser im Scherz sogleich wieder aufgelöst wird. Nach kurzem Ekel-Schreck wird der Kot als Scherzartikel erkannt. Der Hundehaufen, da Imitation, führt nicht zu einer Verharrung im Ekelempfinden, sondern geht über in ein angenehmes, erlösendes Gefühl der Freude und der Neugier auf das Hundehaufen-Imitat. Es kommt lediglich zu einem Ekelkribbeln und sogleich zur Auflösung des Ekels.[34] Auf körperlicher Ebene geht die einengende und angespannte Ekelempfindung, wie ich sie auch selbst bei meinem Besuch im Scherzartikelladen erfahren habe, in eine angenehme, offene Entspannung über.[35] Ich fühlte mich erleichtert, befreit und zugleich lebendig. Und genau dieser Übergang von Anspannung zu Erleichterung und Faszination führt dazu, dass ich gemeinsam mit dem Scherzartikel-Verkäufer über meinen Ekel-Schreck lachen konnte. Es ist daher nicht der Ekel an sich, der positiv konnotiert ist, sondern sein Einsatz als Mittel, sich zu entspannen und miteinander zu lachen.

Es ist nämlich nicht nur das Opfer eines Ekel-Scherzes, welches vom angespannten Ekel hin zum entspannten Lachen übergeht, sondern genauso der/die Ausführende des Scherzes, hier unser Verkäufer im Zauberei- und Scherzartikelladen. Er, der den Scherzartikel-Anschlag auf seinen Bruder plante, fühlt als Beobachter mit seinem Bruder mit. Auch er verspürt ein Ekelkribbeln, denn auch er imaginiert einen echten, organischen Hundehaufen auf der Fußmatte liegend und enttarnt diesen ebenfalls als Imitat. Und so erleben die beiden Brüder ihren Ekel und den Übergang zum Lachen gemeinsam und erinnern sich bis heute daran. Dies verbindet sie, denn nur sie haben diese Situation erlebt und darüber gelacht. Damit, so meine Argumentation, werden Ekel-Scherzartikel eingesetzt, um ein Gemeinschaftsgefühl zu erzeugen, das über den Ekel hin zum Lachen führt.[36] Dieses wird genauso heftig und unmittelbar, den ganzen Körper durchdringend erlebt wie bereits der Ekel beim Anblick des Hundehaufens sowie das erleichterte

34 Vgl. Menninghaus 2002 (wie Anm. 25), 56.

35 Vgl. Fuchs, Thomas: Leib, Raum, Person. Entwurf einer phänomenologischen Anthropologie. Stuttgart 2000, 219-220. Die körperliche Dimension des Ekels kann im Rahmen dieses Artikels nicht weiter vertieft werden. Vgl. hierzu Sieferle, Barbara: Das Haar im Curry. Zur Leiblichkeit des Ekels. In: Zeitschrift Fensterplatz, 1 (2012). Online unter: http://www.zeitschrift-fensterplatz.de/2012/09/das-haar-im-curry/ (Stand: 26.2.2015).

36 Zur gleichen Schlussfolgerung kommt Hanich in seiner Studie über den Einsatz des Ekels in Horrorfilmen. Die Zuschauer/innen werden durch ihren gleichzeitig erlebten Ekel und dessen Auflösung im gemeinsamen Lachen im Kinosaal zu einer Gemeinschaft. Vgl. Hanich, Julian: (Miss-) Vergnügen am Ekel. Zu Phänomenologie, Form und Funktion des Abscheulichen im Kino. In: Montage/AV, 21 (2011), H. 2, 76-98.

Lachen beim Identifizieren des Haufens als Scherzartikel. Das gemeinsame Lachen stellt zudem eine Verbindung zum gesellschaftlich Tabuisierten her, die Distinktionsgeste entfaltet eine sozial kohäsive Kraft: Gemeinsam *verlachen* die Brüder den Ekel-Hundehaufen – ähnlich wie ich ihn mit dem Verkäufer im Geschäft *verlache* – und klassifizieren ihn so als einen Scherzartikel, als ein Objekt, das in ihrem Alltag fehl am Platz ist und das nicht ernst genommen wird, da es keiner klaren Kategorie zugeordnet werden kann. Das gemeinsame Lachen definiert die soziale Situation als Scherz.[37] Und so ist das Lachen über den Ekel-Scherzartikel eine Art des Zulassens von etwas, das sonst von sozialer Thematisierung ausgeschlossen bleibt: Exkremente und der Ekel davor.[38]

5. Über den Hundehaufen hinaus: ein Ausblick

Anhand der Merkmale der Distanz, Nähe und Faszination habe ich den Ekel gegenüber dem Hundehaufen phänomenologisch in den Blick genommen. Daran anschließend habe ich den (Ekel-)Scherzartikel näher betrachtet und ihn im Spannungsfeld von Schein und Sein verortet, um danach auf soziale Funktionen des Ekel-Scherzes zu sprechen zu kommen. Ich argumentierte, dass der Einsatz von Scherzartikeln eine soziokulturelle Art und Weise ist, mit gesellschaftlichen Tabuthemen umzugehen und für eine kurze Zeit eine alternative Gesellschaftsordnung zu imaginieren. Des Weiteren wurde der Ekel-Scherzartikel als Mittel erkannt, im gemeinsamen Lachen über den Ekel-Schreck soziale Beziehungen zu stärken. Damit wurde von mir ein erster Annäherungsversuch an Scherzartikel aus kulturwissenschaftlich-ethnologischer Perspektive unternommen. Über den Hundehaufen sowie die Dimension des Ekels hinaus eröffnen sich vielfältige weiterführende kulturwissenschaftlich-ethnologische Perspektiven auf das unerforschte Themenfeld der Scherzartikel und der Scherze im Allgemeinen. Sowohl eine kulturgeschichtliche Annäherung an Scherzartikel als auch die empirische Erforschung der gegenwärtigen soziokulturellen Bedeutung von Scherzartikeln steht noch aus. Dies kann durch eine Historisierung des Phänomens Scherzartikel, durch das Einfangen von Erzählungen über Scherze und Scherzartikel und genauso durch eine Analyse des Gebrauchs von Scherzartikeln geschehen. Gerade der Fokus auf den Umgang mit Scherzartikeln lenkt den Blick sowohl auf die ästhetisch-sinnliche Dimension als auch auf soziokulturelle Differenzen. Sind, so eine empirisch noch zu klärende Frage, alters-, schicht-, geschlechts- oder regio-

37 Vgl. Zijderveld, Anton C.: Humor und Gesellschaft. Eine Soziologie des Humors und des Lachens. Graz 1976, 61.

38 Vgl. Menninghaus 2002 (wie Anm. 25), 56.

nalspezifische Unterschiede in der Wahrnehmung und im Gebrauch von Scherzartikeln zu erkennen?

Das gemeinsame Lachen über Ekel-Scherze führt zu Fragen nach der Bedeutung von Humor und Komik in sozialen Interaktionen und für Kultur und Gesellschaft im Allgemeinen. Ist Humor als Gegensatz oder als integraler Bestandteil der alltäglichen Lebenswelt zu begreifen? Sind Scherzartikel Teil einer sogenannten Spaßgesellschaft und stehen sie damit dem Ernst des Lebens entgegen? Oder sind sie gar Ausdruck einer Karnevalisierung der gegenwärtigen Gesellschaft? Und welche Rolle nimmt das Spiel mit dem Ekel dabei ein?

Momente der Umkehrung gesellschaftlicher Ordnung, wie sie in Scherz-Situationen, am ersten April oder Fasching aufscheinen, führen zu Fragen nach der sozialen Normierung des Alltags. Scherze lassen die Selbstverständlichkeiten des Alltags und damit auch soziokulturelle Wahrnehmungsmuster ins Wanken geraten. Doch was genau geschieht in solchen Situationen? Werden gesellschaftliche Normen durch Scherze angezeigt, gebrochen, verwandelt oder gestärkt? Sind Scherze als kurzweilige Pause von gesellschaftlichen Zwängen und Zauberei- und Scherzartikelläden sogar als spezifisch dafür eingerichtete soziale Räume zu verstehen? Und auch hier stellt sich die Frage nach der Rolle von (Ekel-)Scherzartikeln in diesen Prozessen.

Der Einsatz von Scherzartikeln für gemeinschaftsbildende Funktionen sollte in diesem Artikel deutlich geworden sein und auch hier lassen sich weiterführende Perspektiven finden. Welche Arten von Gemeinschaftserfahrung und Gruppenbildung finden statt, wenn Scherzartikel zum Einsatz kommen? In diesem Artikel hatte der Ekel-Scherzartikel eine integrative Funktion und führte zu einem Gefühl der Zusammengehörigkeit zwischen zwei Brüdern und genauso, wenn auch in weitaus weniger intensivem Ausmaß, zwischen mir, in meiner Rolle als Kundin, und dem Verkäufer im Zauberei- und Scherzartikelladen. Doch Scherzartikel können auch eine ausschließende soziale Funktion haben. Sie können eingesetzt werden, um soziale Ausgrenzung zu betreiben.[39] Scherzartikel und insbesondere diejenigen, die mit dem Ekel spielen, können genutzt werden, um andere zu belästigen, bloßzustellen oder gar zu mobben.[40] Auch hier führt der Einsatz von Scherzartikeln zu Lachen und Gemeinschaft, aber zu einem Lachen und einer

39 Eine Steigerung des (Ekel-)Scherzes mit einem Hundehaufen, die allerdings nicht mehr die Form des Scherzartikels beinhalten und die Situation als Scherz definieren würde, wäre der Einsatz von organischem Kot. Damit wäre ganz klar eine Entwertung des Opfers ausgedrückt, welches von dem/der Täter/in als Scheiße, Dreck und damit sogar nicht mehr als Mensch klassifiziert werden würde.

40 Auf diesen Aspekt weist auch Jonathan Wynn in seinem Blogeintrag über die Soziologie des Scherzes hin. Vgl. Wynn, Jonathan: The Sociology of Pranks. http://www.everydaysociologyblog.com/2013/04/the-sociology-of-pranks.html (Stand: 26.2.2015).

Gemeinschaft, von dem das Opfer des Scherzartikelanschlags ausgeschlossen bleibt. Der Einsatz von (Ekel-)Scherzartikeln ist daher immer auch eine Frage der Machtausübung und es stellt sich die grundlegende Frage: Wer darf wen, wann, warum und mit was für einer Art von Scherzartikel erschrecken?

Ekel und Spiele. Oder: Äquatortaufen, Dschungelprüfungen und die Sehnsucht nach Realität

Timo Heimerdinger

Das fing ja gut an: „Als der kleine Maulwurf eines Tages seinen Kopf aus der Erde streckte, um zu sehen, ob die Sonne schon aufgegangen war, passierte es: (Es war rund und braun, sah ein bißchen aus wie eine Wurst – und das Schlimmste: es landete direkt auf seinem Kopf.)“[1] So beginnt das bekannte, 1989 erstmals erschienene Bilderbuch „Vom kleinen Maulwurf, der wissen wollte, wer ihm auf den Kopf gemacht hat.“ Es handelt von der empörten Suche des Maulwurfs nach dem Urheber der morgendlichen Überraschung, an der er nicht viel Freude hat, ganz im Gegensatz zur – nicht nur! – kindlichen Leserschaft dieses Bestsellers. Das Publikum macht – zusammen mit dem Maulwurf – im Verlauf der Geschichte die Bekanntschaft unterschiedlicher Tiere – so etwa Ziege, Hase, Schwein oder Taube – samt ihren ebenfalls höchst unterschiedlichen Exkrementen. Schließlich kann der Übeltäter identifiziert werden: Der Metzgershund Hans-Heinerich war's! Er wird dann seiner gerechten Strafe zugeführt: Am Ende scheißt der Maulwurf seinerseits ihm auf das träge Haupt. Das Buch ist seit seinem Erscheinen ein Riesenerfolg, nicht nur bei der primären Zielgruppe der 4 bis 6-Jährigen, sondern auch weit darüber hinaus. Eingestanden oder uneingestanden: Auch Erwachsene haben ihre Freude daran. Grundsätzlich gilt jedoch: Der Spaß am Dreck wird den Kindern, und damit uns allen, systematisch in einem langwierigen und aus elterlicher wie kindlicher Sicht oft mühsamen Sozialisations- und Erziehungsprozess zwar nicht gänzlich aberzogen, aber doch weitgehend gedämpft. Nach Freud wird in der analen Phase die Lust am Dreck eingedämmt und schließlich auch verdrängt.[2] An die Stelle der Lust tritt die Abscheu und der Ekel – zumindest meistens und vordergründig, denn wirklich weg, im Sinne von verschwunden, ist die Lust am Dreck natürlich nicht. An einzelnen Stellen scheint die Freude am Dreck un-

1 Werner Holzwarth (Text) und Wolf Erlbruch (Zeichnungen): Vom kleinen Maulwurf, der wissen wollte, wer ihm auf den Kopf gemacht hat. Wuppertal 1989. Das Buch ist mittlerweile in 27 Sprachen und einer Gesamtauflage von 3 Millionen erschienen.

2 Vgl. Kluitmann, Annette: Es lockt bis zum Erbrechen. Zur psychischen Bedeutung des Ekels. In: Forum der Psychoanalyse 15 (1999), 267-281, 271-273.

gebrochen auf: Wattwanderungen oder Matsch- und Gatsch-Erfahrungen, etwa beim Sport, sind hierfür nur kleine, weitgehend unverfängliche Beispiele. Jenseits davon öffnet sich das weite und ganz eigene Feld der menschlichen Sexualität, das diesbezüglich noch vielfältige Varianten bietet, angefangen bereits beim Kuss bis hin zu den Formen und Praktiken, von denen Charlotte Roche in ihrem Buch „Feuchtgebiete" einige lustvoll thematisiert.[3]

Spaß am Dreck gibt es also durchaus, statt des vielleicht eigentlich zu erwartenden Gefühls der Abscheu oder des Ekels zeigt sich die Lustempfindung. Doch darum soll es hier nur am Rande gehen, ich möchte den Blick auf etwas Anderes richten. Nicht die Lust statt oder trotz Ekel ist mein Thema, sondern – scheinbar paradox – die spielerische Lust am Ekel, im Modus der Schadenfreude insbesondere auch am Ekel der Anderen. Auch die gibt es, und sie wird vom Publikum nachgefragt: *Fastidium et circenses*.

Ekelgefühle sind, dies zeigen die Beiträge dieses Bandes, nur zu einem gewissen Teil als unwillkürliche und unmittelbare, biologisch oder psychisch begründbare Reaktionen zum Schutz des Selbst[4] zu verstehen, sie sind auch Ausdruck kultureller Grenzziehungen und Normsetzungen und markieren damit Trennlinien zwischen gewünscht und unerwünscht, akzeptiert und nicht akzeptiert, anständig und unanständig.

So betrachtet stellen sie kulturwissenschaftlich aufschlussreiche Phänomene dar, denn sie verraten etwas über die kulturimmanenten Regeln und Grenzziehungen, und zugleich birgt ja jede Grenzziehung auch die Verlockung ihrer Überschreitung. Wenn der Ekel also als eine Art Warnsignal einen Bereich des Verbotenen markiert und wenn das Verbotene in besonderer Weise lockt, die verschlossene Tür gewissermaßen zum Blick durch das Schlüsselloch herausfordert, dann kommt hier die Lust am Ekel ins Spiel. Schon von Freud wird die Ambivalenz der Ekelemotion betont, Abwehr und Lust bestehen gleichermaßen, es gibt eine kulturell funktionalisierte Lust am Ekel. Im Folgenden werde ich diese These zunächst mit zwei Beispielen im Spannungsfeld von medialer Empörung und Faszination illustrieren. Anschließend soll es dann um die Frage gehen, wie sich diese Lust am Ekel aus kulturwissenschaftlicher Sicht einordnen ließe; ich werde dazu zwei Vorschläge machen.

3 Roche, Charlotte: Feuchtgebiete. Köln 2008. Das Buch hat seit seinem Erscheinen gerade deshalb für etwas Wirbel gesorgt, vgl. hierzu: Meier, Albert: Immer sehr unmädchenhaft. Charlotte Roche und ihre *Feuchtgebiete*. In: Friedrich, Hans-Edwin (Hg.): Literaturskandale. Frankfurt a.M. u.a. 2009, 231-241.

4 Vgl. Kluitmann 1999 (wie Anm. 2), 278.

Ekel zwischen medialer Empörung und Faszination: Äquatortaufe und Dschungelcamp

#1: Äquatortaufe

Das erste Beispiel spielt auf der *Gorch Fock*, dem bekannte Segelschulschiff der Deutschen Marine. Seit 1959 werden auf diesem repräsentativen Schiff, das auf seinen weiten Reisen um die Welt oft auch als „Botschafter Deutschlands" bezeichnet wurde, Offizieranwärter und Sanitätsoffizieranwärter des Truppendienstes auf mehrwöchigen Auslandsausbildungsreisen ausgebildet. Diese Reisen dauern mehrere Monate, sind ebenso anspruchsvoll wie beliebt, denn ein Segelschiff ist eine Welt für sich: Hier ist es eng, man kann sich über Wochen hinweg nicht ausweichen, ist den wechselnden Gegebenheiten der Naturgewalten ausgesetzt, muss körperlich hart anpacken, in schwindelnde Höhen in die Takelage klettern, mit wenig Schlaf, einem schwankenden Grund unter den Füßen und unterschiedlichem Wetter zurechtkommen. Die Ausbildung soll vor allem die Teamfähigkeit und die physische wie psychische Belastbarkeit der Soldaten schulen sowie Erfahrungen mit den Gegebenheiten auf See vermitteln. Im Idealfall werden die Kadettinnen und Kadetten mit Segelerlebnissen, Sonnenuntergängen in südlichen Breiten, Landgängen, der Weite des Meeres und dem guten Gefühl, Teil einer handlungsfähigen Mannschaft zu sein, belohnt. Völlig risikolos ist das Unterfangen dabei jedoch nicht. Seit 1959 kam es – zwar selten, aber doch insgesamt bisher sechsmal – immer wieder zu tödlichen Unfällen auf dem Schiff. Zuletzt stürzte am 7. November 2010 eine 25-jährige Offizieranwärterin während eines Hafenaufenthalts in Brasilien, nur zwei Tage nach ihrer Einschiffung, bei Kletterübungen aus der Takelage der Dreimastbark und verstarb. Daraufhin stellte der damalige Verteidigungsminister Karl-Theodor zu Guttenberg (CSU) die Zukunft der *Gorch Fock* infrage und entzog Kapitän Norbert Schatz Ende Januar 2011 – nur wenige Wochen vor seinem eigenen Rücktritt wegen Plagiaten in seiner Dissertation – bis auf Weiteres das Kommando. Es wurde eine Untersuchungskommission eingesetzt, das Schiff wurde wieder nach Deutschland überführt und die Zustände und Verhältnisse an Bord erfuhren große mediale Aufmerksamkeit. Es folgte eine breit geführte mediale und politische Auseinandersetzung um dieses Schiff, die Verhältnisse dort während der Ausbildungsfahrten, seine Berechtigung und seine Zukunft. Neben den Unfällen ging es nun auch um eine ganze Reihe anderer Vorwürfe, die Verhältnisse und Gepflogenheiten an Bord betreffend: Drill, ein rüder Umgangston, Alkoholabusus, Willkür, sexuelle Belästigung und auch Demütigungen in sogenannten „Ekelritualen" seien üblich. In der Zeitung *Die Welt* vom 26.1.2011 stand zu lesen:

> „Auf der Gorch Fock werden Kadetten, die zum ersten Mal den Äquator mit dem Schiff überqueren, getauft. Der ‚Bild'-Zeitung nach allerdings nicht mit Wasser. So mussten Kadetten im Herbst 2010 in einem Schlauchboot, gefüllt mit Essensresten, eintauchen oder ihrem Vorgesetzten die Füße küssen. Ein Offiziersanwärter sagte der Zeitung, dass die Teilnahme an dem Ritual zwar freiwillig wäre, der Gruppenzwang aber unglaublich hoch sei. ‚Wer nicht mitmacht, grenzt sich aus.' Kadetten berichteten der ‚Bild', dass sich mehrere Teilnehmer der ‚Äquator-Taufe' übergaben."[5]

Der genüsslichen und ausgiebigen Skandalisierung in den Medien ging eine ebensolche im politischen Raum einher, die teilweise – so kann man im Rückblick erkennen – von einem gewissen Übereifer gekennzeichnet war. Während die Einsetzung einer Untersuchungskommission und die umgehende Entbindung des bisherigen Kommandanten von seinen Dienstpflichten auch aus heutiger Perspektive noch als zweckdienlich und geboten erscheint, so muss die grundsätzliche Infragestellung des gesamten Schiffes insgesamt samt einer an Vorverurteilung grenzenden Berichterstattung als voreilig gelten. Im Abschlussbericht der Untersuchungskommission wurden zwar organisatorische Mängel in der Segelvorausbildung, jedoch kein persönliches Fehlverhalten Einzelner festgestellt. Ein abschließendes Urteil über die Vorgänge im Einzelnen ist aus ferner Warte gleichwohl kaum möglich und tödliche Unfälle sind auf solchen Schiffen zwar nicht völlig vermeidbare, aber doch überaus tragische und nicht hinnehmbare Vorkommnisse. Auch geht man sicherlich nicht zu weit mit der Behauptung, dass es in militärischen Einheiten nicht immer zimperlich und oftmals auch rüde jenseits des guten Geschmacks zugeht, dass dort durchaus auch Ausgrenzungen und Demütigungen stattfinden. Persönlich kann man dazu stehen, wie man will. Doch was den Vorwurf der sogenannten Ekelrituale als handfeste Vergehen gegen Dienstvorschriften angeht, so kam die Untersuchungskommission zu einem eindeutigen Ergebnis: Der Bericht zitiert „den Flottentagesbefehl, der Äquatortaufen als ‚grundsätzlich erfreuliche Zeichen lebendiger Bordgemeinschaft' klassifiziert, die zum ‚festen Bestandteil des Dienstes an Bord von Schiffen und Booten geworden' seien und als ‚Brauch' das ‚Zusammengehörigkeitsgefühl der Besatzungen' stärkte."[6] Und mit Bezug auf den konkreten, hier thematisierten Fall:

> „So sei die eklige Suppe in einem Schlauchboot an Deck, in die die Segelschüler zur Äquatortaufe eintauchen müssen, bevor sie einem als Meeresgott Neptun verkleideten

5 www.welt.de/politik/deutschland/article12346068/Ekel-Rituale-mit-Essensresten-auf-der-Gorch-Fock.html (Stand: 23.5.2015).

6 hwww.spiegel.de/politik/deutschland/untersuchungsbericht-zur-gorch-fock-ekelrituale-nach-vorschrift-a-750920.html (Stand: 23.5.2015).

> Soldaten die Füße küssen, kein Erbrochenes, sondern eine Mischung aus frischen Lebensmitteln. Die braune Brühe sei ‚aus frischen Lebensmitteln, wie z. B. Mehl, Cornflakes, Schokolade, Knoblauch, Fisch und Käse hergestellt und mit Lebensmittelfarbe behandelt' worden, damit es [sic] 'es unappetitlich aussah'."[7]

War also alles in bester Ordnung auf der *Gorch Fock*? Dies ist eine nur schwierig zu beantwortende, letztlich moralische Frage. Aus dem *Spiegel*-Artikel der beiden Autoren Matthias Gebauer und Hasnain Kazim spricht jedenfalls – neben dem Bedürfnis nach journalistischer Verwertbarkeit – auch eine gehörige Portion Unverständnis, geradezu Entrüstung. Sinnvoll ist es daher sicherlich, zwei Betrachtungsdimensionen zu unterscheiden: die ethnologische und die politische.

Unter ethnologischer Perspektive ist das ganze Geschehen leicht als Übergangsritual einzuordnen und als solches vielfältig analysiert und beschrieben. Die Äquatortaufe ist in dieser Hinsicht einschlägig und bereits ausführlich dokumentiert, auch wenn sich in den letzten Jahrzehnten möglicherweise funktionale Verschiebungen vom „Übergangsritual" zum „Event" ergeben haben mögen, so sind doch weiterhin viele Merkmale eindeutig zuzuordnen:[8] Im Anschluss an die Ethnologen van Gennep und Turner oder den Religionswissenschaftler Eliade sind gerade die Praktiken der Unterwerfung und der Demütigung integraler Bestandteil des Aufnahmeprocederes von Initianten in die Gemeinschaft. Ekel, Angst, Schmerz und Einsamkeit sind hierbei bewährte Mittel der Drangsal und somit auch der Bewährung, so könnte man sagen, und derartige Praktiken finden sich nicht nur in sogenannten Stammesgesellschaften, sondern ebenso in Sportvereinen, Studentenverbindungen, Schulklassen, Jugendcliquen und auch beim Militär.[9]

Wie gesagt: Persönlich wie moralisch mag man dazu stehen wie man will, unter ethnografischer Perspektive ist dies alles nicht weiter überraschend oder un-

---

7 Ebd.

8 Duisberg, Heike: „Vom Schmutz der nördlichen Halbkugel gereinigt". Die Äquatortaufe. Ein Seemannsbrauch im Wandel. Schriftliche Hausarbeit zur Erlangung des Grades eines Magister Artium der Philosophischen Fakultät der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel 2003 (unveröffentlicht).

9 In der Mittenwalder Edelweißkaserne der Gebirgsjäger kam es vor einigen Jahren ebenfalls zu einem Skandal, als bekannt wurde, dass bei ähnlichen Praktiken Rekruten rohe Leber essen und Alkohol weit über den Durst trinken mussten, in der Presse war von Schikane und Entwürdigung die Rede, von einem für die innere Führung zuständigen Oberst jedoch wurde die gruppenstabilisierende Wirkung derartiger Rituale betont: www.zeit.de/gesellschaft/zeitgeschehen/2010-02/bundeswehr-misshandlung-gebirgsjaeger; www.zeit.de/politik/2010-02/bundeswehr-verteidigt-rituale; www.zeit.de/gesellschaft/zeitgeschehen/2010-02/bundeswehr-mittenwald-gebirgsjaeger-leber-2, www.zeit.de/gesellschaft/zeitgeschehen/2010-02/bundeswehr-maennerrituale (Stand: 17.5.2015).

gewöhnlich, es handelt sich eher um eine ethnologische Standardsituation ohne sonderlichen Neuigkeitswert. Gerade vor diesem Hintergrund ist die hervorgerufene Empörung im öffentlichen und politischen Raum besonders bemerkenswert und auch interpretationsbedürftig. Im parlamentarischen Berlin und auf dem heimischen Sofa – bei der Zeitungslektüre – wirken die Berichte von derartigen Vorkommnissen irgendwie fremd und unpassend. In der deutschen Bundeswehr wird als zentraler Bestandteil der sogenannten „inneren Führung" und damit des soldatischen Selbstbildes weiterhin das Leitbild des „Staatsbürgers in Uniform" hochgehalten. Dieses steht für die Werte der Demokratie, der Menschenwürde und der Rechtsstaatlichkeit. Wie kann es nun sein, so mag sich der eine oder andere Politiker und auch der eine oder andere Staatsbürger ohne Uniform gefragt haben, dass sich dort, gewissermaßen im Untergrund der Praxis, regelmäßig derartig konträre, scheinbar unzivilisierte und archaische Gepflogenheiten wie Tauch- und Taufrituale mit Ekelfaktor vollziehen? Diese Dissonanz war offenbar schwer auszuhalten und nicht zu verstehen, es ekelte den Bürger vor dem Ekel. Dabei liegt gerade im Bruch mit den üblichen Gepflogenheiten, der Aufhebung ansonsten geltender Ordnungen und Maßstäbe im Initiationsritual der Clou der Schwellenphase: Turner beschreibt die liminale Phase dezidiert als Kontrast zu der sonst gelebten Normalität, die Aufhebung üblicher Verhaltens- und Wertsysteme macht gerade ihre Spezifik aus, ist für ihr Funktionieren notwendig und daher auch sinnvoll. Mit dem russischen Literaturwissenschaftler Michael Bachtin könnte man auch von einem Moment der „Karnevalisierung" sprechen: Es fungiert als Ventil, als geduldeter Tabubruch und wichtiger Bestandteil des Komplementärerlebens in einer von festen Verhaltensmustern und Konventionen geprägten sozialen Struktur.[10] Bei aller Empörung und bei allem öffentlich geäußerten Unverständnis, bei aller der Skandalisierung im politischen Raum war letztlich auch ein gewisses Verständnis für diesen Zusammenhang nicht nur in den Internetforen, sondern auch im weiteren Verlauf der Dinge zu erkennen, ja sogar eine gewisse Faszination am Ungeheuerlichen zu erahnen. Die lustvolle Berichterstattung über das als so sehr abscheulich Klassifizierte beinhaltete neben der Freude an der Sensation auch ein gewisses Maß an Affirmation, und manche politische oder publizistische Empörung war letztlich vielleicht wohl eher der Ökonomie der Aufmerksamkeit als der Sorge um die moralische Verfasstheit der Truppe geschuldet. Die Diskussion verebbte schließlich, die Ausbildungsrichtlinien auf der *Gorch Fock* wurden überarbeitet, um das nie ganz auszuschließende Risiko von

10 Vgl. dazu Braun, Karl: Karneval? Karnevaleske! Zur volkskundlich-ethnologischen Erforschung karnevalesker Ereignisse. In: Zeitschrift für Volkskunde 98 (2002), 1-16, 10.

Unfällen weiter zu minimieren,[11] und nach zweijähriger Pause und einer technischen Überholung lief die *Gorch Fock* im November 2012 wieder zu einer Ausbildungsfahrt aus. Die Vorwürfe angeblicher Schikanen und ekelhafter Missstände hatten sich weitgehend in Luft aufgelöst, auch wenn der ehemalige Kommandant „auf eigenen Wunsch" nicht wieder auf das Schiff zurückkehrte. Die Äquatortaufen werden wohl weiter stattfinden. Sicherlich auch mit Alkohol, Füße küssen und auch unangenehmen Mut- und Bewährungsproben für die Täuflinge. Auch die Tiroler Fasnacht findet ja weiter statt, obwohl im Jahr 2012 ein Arzler Muller sogar bei einem Unfall in Mühlau während eines Umzugs tragisch verbrannte.[12] Unfälle sind natürlich, wo es nur geht, zu vermeiden und zu bedauern, aber die hier thematisierten Initiationsrituale sind – in ihrer ganzen Unappetitlichkeit – keine Unfälle, sondern vielmehr die karnevaleske Rückseite einer sich sonst selbst als gesittet verstehenden Gesellschaft. Doch diese Sittsamkeit ist nur ein vordergründiger Aspekt; dahinter gibt es Gegenteiliges zu entdecken.

#2: Dschungelcamp

Diese karnevaleske Komponente ist die Brücke zum zweiten zu verhandelnden Beispiel. Ekelfernsehen, genauer gesagt: die RTL-Show „Ich bin ein Star – Holt mich hier raus!" (oft als „Dschungelcamp" bezeichnet). Es handelt sich hier um eine Reality-Show, von der RTL bisher neun Staffeln in den Jahren 2004 bis 2015 produzierte, sie wurde zunächst von Sonja Zietlow und Dirk Bach moderiert, nach dessen Tod 2012 nun von Zietlow und Daniel Hartwig. Der Plot ist weithin bekannt, dennoch hier ganz kurz ein Überblick: Zehn oder elf meist fernseherfahrene Personen, oft auch als B- oder C-Promis bezeichnet, also durchaus mit den Mechanismen des Mediengeschäfts vertraut, leben bis zu zwei Wochen lang in einem sogenannten Dschungelcamp in Australien unter ständiger Beobachtung durch Fernsehkameras, ähnlich wie im Format „Big Brother". Ziel der Teilnehmer ist es, die Gunst der Zuschauer zu gewinnen und so lange wie möglich im Camp zu bleiben, um als Sieger zur „Dschungelkönigin" beziehungsweise zum „Dschungelkönig" gewählt zu werden und damit einen Geldbetrag zu gewinnen. Der Titel der Sendung bezieht sich auf einen Ausruf, mit dem die Teilnehmenden sogenannte Dschungelprüfungen abbrechen oder auch direkt aus der Sendung aussteigen können. Etliches ließe sich zu dieser Sendung sagen, ihrer Dramatur-

11 Vgl. www.welt.de/regionales/hamburg/article106650659/Marine-Kadetten-ueben-jetzt-an-sicherem-Uebungsmast.html (Stand: 23.5.2015).

12 www.tt.com/panorama/verbrechen/9658897-91/feuertod-bei-umzug-in-m%C3%BChlau-junger-muller-erneut-verurteilt.csp (Stand: 23.5.2015).

gie, der Berichterstattung oder der Moderation, in vorliegenden Zusammenhang sind vor allem die sogenannten Dschungelprüfungen von Interesse. An jedem Tag muss ein Kandidat eine Aufgabe erfüllen, die meist Ekel oder Angst hervorruft. Diese Prüfung besteht etwa darin, dass kleinere Tiere oder Teile von Tieren (zum Beispiel Hoden) verspeist werden müssen oder der Kandidat in eine Menge von Maden, Käfern und Spinnen oder in eine übel riechende Flüssigkeit getaucht wird. Der Kandidat muss während der Prüfung rote oder gelbe Sterne einsammeln, die die Essensrationen im Camp erhöhen. Jede Aufgabe kann mit dem Ausruf „Ich bin ein Star, holt mich hier raus!" abgebrochen werden, wodurch der Kandidat dann aber alle bisher erspielten Sterne wieder verliert. Die Geschehnisse werden gefilmt und dann einmal am Tag in einer Zusammenfassung gezeigt, wobei die Moderatoren die Vorkommnisse teils spöttisch, teils ironisch, teils empathisch kommentieren. Das Format erfreut sich hoher Einschaltquoten, wurde insbesondere während der ersten Staffel jedoch heftig kritisiert. Medienwissenschaftler, Vertreter von Politik und Kirche und andere Prominente sahen die Menschenwürde der KandidatInnen verletzt. Die erste Staffel wurde von der Kommission für Jugendmedienschutz überprüft. Diese klassifizierte die Sendung zwar nicht als jugendgefährdend, sähe aber einen Verstoß gegen Jugendschutzbestimmungen, wenn zukünftige Sendungen noch härtere „Dschungelprüfungen" oder noch mehr Häme seitens des Moderatorenduos beinhalten würden.

Der Psychiater Mario Gmür sagte im Januar 2004 der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung*, die Sendung künde von einer „regrediert-infantilen Verfassung".[13] Das Sadistische werde nicht mehr sozial geächtet und die „Zuschauer wollen bei der Geburt und der Hinrichtung von Helden dabei sein". In anderen Einlassungen wie der von Christof Baron, dem Geschäftsführer der Media-Agentur Mindshare, im *Focus* kommt sowohl ein ästhetisches wie moralisches Element ins Spiel: „Was RTL macht, zielt nur noch auf den schlechten Geschmack. Das ist Trash und nicht mehr das Programm eines Marktführers".[14] Michael Konken, Vorsitzender des Deutschen Journalisten-Verbandes, sprach im Januar 2004 in einer offiziellen Presseerklärung von einem „Tiefpunkt der Fernsehunterhaltung" und „voyeuristischer Perversion", bei der die Ekelgrenze überschritten werde.[15] In den Medien etablierte sich rasch der Begriff des „Ekelfernsehens"; die Wortschöpfung kam damals bei der Wahl zum Wort des Jahres immerhin auf Platz 5.[16] Die linke Zeitung *taz* schrieb noch am 13.1.2012(!):

13 Für dieses und die folgenden Zitate von Gmür vgl. www.faz.net/aktuell/gesellschaft/interview-beider-geburt-und-bei-der-hinrichtung-von-helden-dabeisein-1146040.html (Stand: 29.5.2015).

14 www.focus.de/kultur/medien/fernsehen-folter-fuer-die-quote_aid_200752.html (Stand: 29.5.2015).

15 www.pressrelations.de/new/standard/dereferrer.cfm?r=144151 (Stand: 29.5.2015).

16 www.spiegel.de/kultur/gesellschaft/sprache-hartz-iv-zum-wort-des-jahres-gewaehlt-a-332141.html (Stand: 29.5.2015).

> „Heute Abend startet die sechste Staffel der Sendung, die niemand einschaltet und die doch regelmäßig erstaunliche Einschaltquoten einfährt: Das RTL-‚Dschungelcamp'. Ein Auffangbecken für C-Prominenz aller Couleur, die mit Hilfe von TV-Präsenz und der dazugehörigen Boulevard-Berichterstattung versuchen, dem Sumpf der Vergessenheit zu entfliehen. Indem sie sich mit ekligen Tieren bewerfen lassen und ihre Dschungel-Mitinsassen verbal in den Dreck ziehen, so gut das ihr Wortschatz eben zulässt. Wer hier gewinnt, hat nicht nur jede Menge Känguruhoden geschluckt, sondern auch noch Würde gegen Öffentlichkeit getauscht."[17]

Insgesamt galt die erste Staffel der Sendung als größtes TV-Ereignis und größter Aufreger des Jahres 2004, es entfaltete sich eine umfassende mediale Ekel- und Folterdebatte, an der sich Boulevardmedien, hauptsächlich jedoch Politik und große Qualitätszeitungen beteiligten: Darf Fernsehen so etwas? Wird hier die Menschenwürde verletzt und die Psyche der auch jugendlichen Zuschauerschaft gefährdet, insgesamt die Grenze des noch Tolerierbaren überschritten? Die Heftigkeit dieser Debatte kam selbst für RTL überraschend.[18] Nach dem Erfolg der ersten Staffel änderte sich jedoch interessanterweise die öffentliche Wahrnehmung an der Dschungelshow zunehmend. Ihr skurriler Spielinhalt und die Ironie, mit der die Teilnehmer und ihr jeweiliger Bekanntheitsgrad dargestellt werden, fanden nun auch positive Kritik.

Der Journalist Stefan Niggemeier schrieb: „Zum Geheimnis des überwältigenden Erfolges […] gehört, dass die Show nicht nur an die niedersten Instinkte appelliert (aber natürlich auch), sondern auch das Gehirn intelligenter Menschen anspricht. Sie ist hervorragend produziert."[19] Auch *Stern online* fand positive Töne und betonte die Absurdität der Sendung, ihre professionelle Machart und den Reiz der Schadenfreude, welche die Sendung zu guter Unterhaltung mache.[20] Die Dschungelshow sei gesellschaftsfähig geworden. Der Gipfelpunkt dieses Schwenks hin zur Gesellschaftsfähigkeit des Formats, der dann ebenfalls wieder für Diskussionen sorgte, war schließlich die Nominierung der sechsten Staffel der Sendung Anfang 2013 für den renommierten Grimme-Preis, den die Sendung dann aber nicht gewann. Gleichwohl: Sie hat ebenso viel Zuspruch erfahren wie

17 www.taz.de/!5103289/ (Stand: 29.5.2015).

18 Vgl. Fröhlich, Kerstin: Mediale Selbstthematisierung und Medien-Framing in der Zeitungsberichterstattung über ‚Ich bin ein Star – Holt mich hier raus!'. In: Mikos, Lothar, Döveling, Katrin u. Nieland, Jörg-Uwe (Hg.): Im Namen des Fernsehvolkes. Neue Formate für Orientierung und Bewertung. Konstanz 2007, 241-277, 246.

19 www.faz.net/aktuell/feuilleton/medien/dschungelcamp-die-maden-und-die-medien-1757373.html (Stand: 29.5.2015).

20 www.stern.de/kultur/tv/medienkolumne-die-hohe-kunst-der-vorfuehrung-1644106.html (Stand: 29.5.2015).

Kritik ausgelöst. Interessanterweise scheinen genau jene Punkte, die der Sendung harsch vorgeworfen wurden (Infantilität, Sittenwidrigkeit und Verstoß gegen den guten Geschmack, das Bedienen sadistischer und voyeuristischer Impulse, also insgesamt der offensichtliche Verstoß gegen den mitteleuropäischen bürgerlichen Werte- und Verhaltenskodex), genau auch das Erfolgsrezept der Sendung zu sein. Jenseits aller Kampfbegriffe wie Trash-TV, Affekt- oder Unterschichtenfernsehen steht schon 2008 in der *taz* zu lesen:

> „Schön ist es nicht, Barbara Herzsprung beim Zerkauen eines Känguru-Hodens zuzuschauen, während ihr der Saft am Kinn herunterläuft. Aber das Dschungelcamp schaut man auch nicht aus ästhetischen Erwägungen. [...] Die Zuschauer: ein geifernder Mob, der sich am Elend dieser Verzweifelten delektiert. Dabei ist es natürlich albern, den Zuschauern ihren Voyeurismus vorzuwerfen. Zuschauer sind zum Zuschauen da, und auch die Dschungelcamper wollen kein Stück vor leeren Rängen spielen. Wenn sich abends um 22.15 Uhr der Vorhang öffnet, will der Interessierte Gefühle, Konflikte, Charaktere sehen, kurzum: Unterhaltung. Und die bekommt er hier, selbstironisch inszeniert und korrekt etikettiert sowieso. Dschungelcamp-Schauen ist wie das Verzehren von Tierhoden: Geschmackssache. Aber wirklich schaden kann es auch nicht."[21]

Eine Untersuchung unter jugendlichen Zuschauern ermittelte Mitleid für die Kandidaten, Bewunderung für deren Mut, sich bei den Dschungelprüfungen zu überwinden, zugleich aber auch Schadenfreude und Belustigung als vorherrschende Emotionen und Motivationen der Zuschauenden.[22] Auch hier erscheint offenbar das karnevalistische Moment – also der geregelte und gerahmte Tabubruch – als Bedürfnis und Notwendigkeit. Allerdings denke ich nicht, dass sich dies nur auf die jugendlichen Zuschauer beschränken lässt. Ganz im Gegenteil, dies betrifft sicherlich auch die Erwachsenen und zwar gerade auch die bürgerliche Mittelschicht. Besser als der Karikaturist Til Mette kann man es wohl kaum auf den Punkt bringen, er visualisiert in seiner Zeichnung die Mehrdeutigkeit, Ambivalenz und Doppelbödigkeit bürgerlicher Schaulust ebenso gekonnt, wie er Szenarien „Dschungel" und „Couchecke" ironisch aufeinander bezieht:
Äquatortaufe und Dschungelprüfungen sind zwei Beispiele für *cultural performances*, in denen Ekelempfindungen – sowohl bei den Beteiligten wie bei den Zuschauenden – nicht nur gezielt hervorgerufen werden, sondern auch Gefühle produzieren, die nicht nur eindeutig negativ besetzt sind, sondern vielmehr auch Komponenten von Faszination, Bewunderung, ja sogar Lust und Begehren

21 www.taz.de/!5188065/ (Stand: 29.5.2015).

22 Vgl. Mikos, Lothar: ‚Ich bin ein Star – Holt mich hier raus!' – Eine Formatbeschreibung und Bewertung. In: Mikos Döveling, Nieland (wie Anm. 18), 211-239.

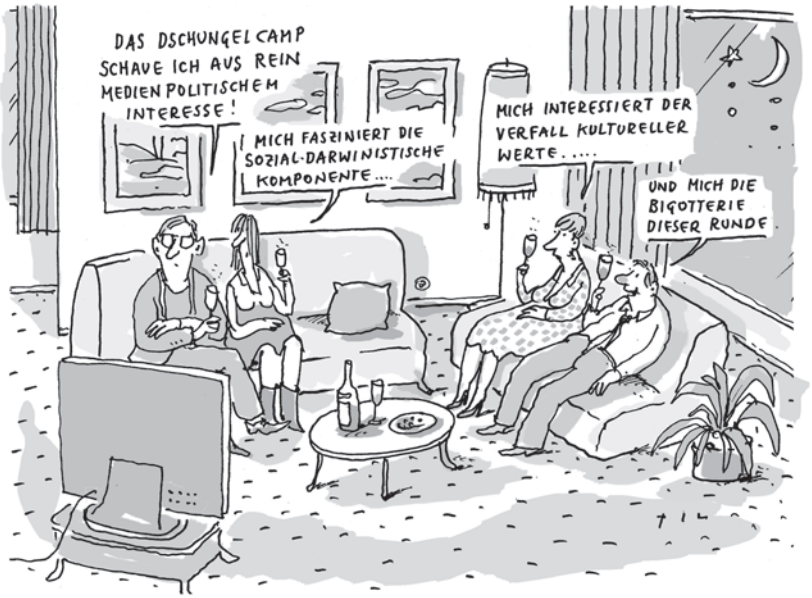


Abb. 1: Cartoon von Til Mette (zuerst im stern Januar 2012)

enthalten. Voyeuristisches Vergnügen und moralische Empörung gehen ebenso miteinander einher wie Spaß und Ekel in ästhetischer Hinsicht.

Gewiss, in mancherlei Hinsicht sind diese beiden Beispiele überhaupt nicht oder nur schlecht miteinander vergleichbar, denn das eine Mal handelt es sich um Initiationsrituale beim Militär, die nur scheinbar freiwillig eingegangen werden, realiter und gruppenpsychologisch betrachtet jedoch mit einem erheblichen Zwangsmoment verbunden sind. Das andere Mal geht es um eine medial inszenierte Unterhaltungsshow, die von Medienprofis sehenden Auges eingegangen und freiwillig aufgeführt wird. In anderer Hinsicht, nämlich der der medialen Rezeption und der gesellschaftlichen Kontextualisierung, zeigen sich jedoch auch Parallelen: In beiden Fällen kollidieren ein scheinbar unangefochtener gesellschaftliche Konsens der Achtung der Menschenwürde, des Respekts und des Verbots von Belustigungen am Leid und auf Kosten anderer auf merkwürdige Weise mit der gelebten Realität, nämlich den Vorgängen auf dem Schiff beziehungsweise dem massenhaften Zuschauerinteresse am Dschungelspektakel. Hier werden Ekelerfahrungen und Unterwerfungsprozeduren plötzlich gezielt zum Bestandteil vergemeinschaftender Praktiken beziehungsweise abendlicher Unterhaltung gemacht.

Man kann es kaum anders sagen: Es handelt sich in beiden Fällen auch um eine Feier des Spaßes am Ekel.

Bürgerlichkeit: Die Lust an der Rückseite

Wie ließe sich dieser Spaß am Ekel nun kulturwissenschaftlich interpretieren? Ich möchte abschließend zwei Deutungsangebote formulieren, die allerdings auch miteinander zusammenhängen:

Das erste, psychoanalytisch inspirierte, nimmt seinen Ausgangspunkt bei Freud. Wie schon ausgeführt, sieht Freud den Ekel als Resultat verdrängter Libido in der analen Phase. Das zunächst lustbesetzte Objekt wird zu einem Ekel erregenden Objekt. Doch es bleibt ambivalent und mit ihm der Ekel, der eine relativ gut versteckte, lustvolle Rückseite hat, die gelegentlich hervorkommt. Die Lust am Ekel wäre somit die Wiederkehr des Verdrängten. Dies ist eine psychologische Argumentation, kulturwissenschaftlich ist sie im engeren Sinn noch nicht. Denkt man jedoch an Norbert Elias und den von ihm beschriebenen Zivilisationsprozess der Anhebung der Scham- und Peinlichkeitsschwellen und sieht dies im Zusammenhang mit dem Prozess der Verbürgerlichung, der zu weiten Teilen auch ein Prozess der Selbstzähmung und -disziplinierung ist, so wird deutlich, dass es auch auf dieser kollektiven Ebene ein Moment des Verdrängens, der Aufteilung der Existenz in eine Schauseite und eine heimlich Seite gibt.

Bürgertum konstituiert sich geradezu aus dem Wechselspiel einer Schauseite und einer Hinterbühne – die Frage der gesellschaftlichen Geltung, der Selbstrepräsentation, der Selbständigkeit und der kollektiven Anerkennung steht zentral. Abgrenzung ist ein großes Thema bürgerlicher Lebensentwürfe – Bürgerlichkeit bestimmt sich über gewisse Werte, aber insbesondere auch über Distanzierung und Distinktion.[23] Der Wiener Literaturwissenschaftler Wolfgang Müller-Funk hat einmal darauf hingewiesen, dass zum traditionellen Bürgerlichsein „sicher auch das Ambivalente" gehört, „da gibt es so etwas wie – Selbsthass ist vielleicht zu viel – ein Unbehagen."[24] Die Lust am Verdrängten lässt sich etwa in der Form moralischer Empörung ausleben oder braucht legitimierende Rahmungen wie Fast-

23 Vgl. Hettling, Manfred: Die persönliche Selbständigkeit. Der archimedische Punkt bürgerlicher Lebensführung. In: ders. u. Hoffmann, Stefan-Ludwig (Hg.): Der bürgerliche Wertehimmel. Innenansichten des 19. Jahrhunderts. Göttingen 2000, 57-78.

24 Der Kleinbürger verkörpert alle problematischen Eigenschaften des Bürgers. Er ist kleinlich, berechenbar, feige, spießig, auf seinen Vorteil bedacht und auf sein vermeintliches Ansehen gierig, er hat Angst, sein Gesicht zu verlieren, er ist argwöhnisch gegen alles Fremde und den Fremden. (Wolfgang Müller-Funk am 21.9.2013 in http://derstandard.at/1379291561196/Das-Buergerliche-ist-in-der-Defensive (Stand: 19.8.2015).

nacht, Sexualität, Bildungsambitionen oder eben die sichere Distanz im medialen Konsum: Bei der Zeitungslektüre oder vor dem Fernseher lässt es sich trefflich am Verbotenen laben, denn das dort Vorfindliche „ist ja nur auf einem Schiff", „ist ja nur im Fernsehen", „ist ja nur gespielt". Die bürgerliche Schauseite, so könnte man zugespitzt sagen, hat eine Ekel-affine Rückseite. Das ist durchaus nichts Neues, aber in den beschriebenen Phänomenen aktualisiert sich diese Erkenntnis.

Das zweite Deutungsangebot argumentiert weniger kulturhistorisch, sondern eher gegenwartsbezogen. Der Literaturwissenschaftler Winfried Menninghaus misst dem Ekel als Gefühl eine – wie er es nennt – „Realitätsfunktion"[25] zu: „Das Ekelhafte ist für den menschlichen Wahrnehmungsapparat das vielleicht stärkste Reizmittel überhaupt. Es beschert starke Affekte, und zwar nicht nur Abwehraffekte, sondern zugleich starke Selbstwahrnehmungen des Systems, das sich gezwungen sieht, seine Integrität zu verteidigen."[26] Ekel ist als Empfindung also so stark, dass es dem Subjekt hilft, sich seiner selbst zu vergewissern. „Ich ekle mich, also bin ich", könnte man in Anlehnung an Descartes formulieren. Menninghaus sieht die Faszination am Ekel im Zusammenhang mit den gegenwärtigen Erfahrungen von Virtualität und Medialität und der menschlichen Sehnsucht und Suche nach Authentizität. Im „vermeintlichen Zeitalter des Virtuellen [kehre] das Reale vornehmlich als das Ekelhafte zurück."[27] Anders formuliert: In Zeiten von Photoshop und fotorealistischen Animationen (wo man seinen Augen nicht mehr trauen kann), digitalen Räumen (in denen die Identität der Teilnehmenden nicht überprüfbar ist) und scripted-reality-Fernsehformaten (in denen sich die Fiktion als Wirklichkeit ausgibt, man also manchmal wirklich nicht mehr weiß, woran man eigentlich ist) – da bietet wenigstens der echte Ekel so etwas wie einen Realitätsanker der Verlässlichkeit. Sowohl der Ekel der Akteure, wie der des Zuschauenden garantiert zumindest eines: dass da wirklich jemand ist, ein Mensch wie du und ich aus Fleisch und Blut. Wenigstens im Ekel sind wir uns nah und uns der Existenz gewiss. Das ist zutiefst beruhigend. Da nimmt man das bisschen Grausen oder Würgereiz doch gern in Kauf.

25 Menninghaus, Winfried: Ekel. Theorie und Geschichte einer starken Empfindung. Frankfurt a.M. 2002 (Orig. 1999), 556.

26 Ebd., 563.

27 So Geret Luhr in seiner Menninghaus-Rezension: www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez_id=302 (Stand: 19.8.2015); In Menninghaus' eigenen Worten: „Unter dem Schlagwort der Posthistoire war das Ende der Geschichte gedacht worden, unter dem der medialen Simulation und der technischen Simulakren das Ende der altgedienten Wirklichkeit, und unter dem des unendlichen aufschiebenden Spiels der Signifikanten die Unmöglichkeit jedes herkömmlichen Typs der Wahrheit. Als Gefühl des Ekels und der Wiedereroberung des Ekelhaften kehren alle drei – Geschichte, das Reale, Wahrheit – auf empathische, mit einer starken Affektqualität aufgeladenen Weise wieder." (Menninghaus 1999 (wie Anm. 25), 556).

... am Ende ...

Ekel und Lust in öffentlichen Toiletten

Sabine Merler

„Der Tod und dieser Ort macht alle Menschen gleich, der Tod nimmt alles fort und hier stinkt arm wie reich.“[1]

Im Waschraum einer öffentlichen Damentoilette im Messegelände in Frankfurt am Main warten bei der Buchmesse im Oktober 2011 viele Frauen verschiedenen Alters darauf, eine der Kabinen betreten zu können. Manche stehen in der Warteschlange, andere an den Waschbecken oder vor den Spiegeln, wo sie sich die Hände waschen, die Frisur kontrollieren oder das Make-up auffrischen. Eine der Frauen zieht sich gerade um und wird von einer anderen in ein Gespräch verwickelt. Beim Öffnen einer der Kabinentüren dreht sich eine junge Frau zu mir um, schnüffelt und rümpft die Nase. Eine andere junge Frau, die mit diversen Taschen beladen ist, verlässt die Toilettenanlage, offensichtlich in der Absicht, dabei weder mit ihren Händen noch mit ihrem Körper irgendetwas zu berühren. Sie versucht, die Türe mit ihrem Fuß offen zu halten und sich gleichzeitig auf einem Bein hoppelnd und taumelnd aus dem Waschraum zu entfernen. Schließlich hält ihr eine andere Frau die Türe auf, sodass sie die öffentliche Toilette endlich verlassen kann.[2]

Trotz der prinzipiell ablehnenden Einstellung halten sich viele Leute länger als notwendig in der Toilette auf und gehen dort verschiedenen Aktivitäten nach. Auch solchen Aktivitäten, für die die Sanitäranlagen primär nicht vorgesehen sind, wie zum Beispiel telefonieren oder lesen. Wie lässt sich das erklären? Einige Personen scheinen ihren Verrichtungen an der öffentlichen Toilette ziemlich entspannt nachzugehen, für andere wiederum birgt der Besuch dieser Einrich-

1 Öffentliche Toiletten, Feldforschungstagebuch 2b, Latrinalia-Plakat in gemischter Wohngemeinschaft, Innsbruck/Pradl. Als Latrinalia werden Klograffiti, Klosprüche bezeichnet. Vgl. Dundes, Alan: Here I sit – A Study of American Latrinalia. In: Papers of the Kroeber Anthropological Society 34 (1966), 91-105.

2 Öffentliche Toiletten, Feldforschungstagebuch 2b, Messegelände Frankfurt a.M. Insgesamt wurde die empirische Forschung zum Thema vom Frühjahr 2011 bis zum Frühsommer 2012 realisiert. Die Beobachtungen und Gespräche zu den Themen Ekel und öffentliche Toiletten wurden vor allem im Großraum Innsbruck und zu kleineren Teilen vornehmlich in den Gebieten Südtirol, Venedig und an verschiedenen Orten Süddeutschlands durchgeführt. Die Ergebnisse wurden in den Feldforschungstagebüchern 1, 2a, 2b und 3 festgehalten. Aus Gründen der Übersichtlichkeit werden im Folgenden die einzelnen Einträge nicht genannt, sondern nur ein Verweis auf das jeweilige Feldforschungstagebuch gegeben.

tung offensichtlich eine Problematik: Wie können sie den ganzen Ekelmomenten ausweichen und dieser unangenehmen Situation möglichst unbeschadet entkommen? Die mit Glitzerdekoration versehene Aufschrift „Kurz durchatmen" an der Wand des Korridors in einem Innsbrucker Einkaufszentrum, der zu den öffentlichen Toiletten führt,[3] scheint nach diesen Beobachtungen wie ein Versuch, auch diejenigen, die sich nur ungern in die WCs begeben, zu überzeugen, dass diese Räumlichkeiten eine Art Oase oder Refugium in der Hektik des Alltags bilden und nicht mit den klischeehaft ekligen öffentlichen Toiletten in einen Topf zu werfen sind.

In der Forschung zu meiner Masterarbeit „Die Aneignung öffentlicher Toiletten zwischen Ekel und Lust. Zur Verortung des Örtchens als Nicht-Ort" (Innsbruck 2012) beschäftigte ich mich mit den diversen Formen der Aneignung öffentlicher Toiletten, wobei die Dichotomie zwischen Ekel und Lust einen zentralen Aspekt der Untersuchung darstellt.[4] Der vorliegende Text basiert auf dieser Studie und geht der Frage nach, warum und zu welchem Zweck öffentliche Toiletten aufgesucht werden und wie bei diesen Besuchen mit dem drohenden oder aufkommenden Ekelgefühl umgegangen wird. Besondere Beachtung finden hierbei die Entwicklung und Verwirklichung diverser Strategien, mit denen Ekelsituationen vermieden werden sollen. Die Quellenbasis dieser Untersuchung bilden Beobachtungsprotokolle und Befragungen unterschiedlichen Zuschnitts – doch dazu unten mehr.

Der Besuch öffentlicher Toiletten soll keine schädigenden Nebenwirkungen haben. Diverse Körpertechniken und Verhaltensweisen dienen daher dazu, den Aufenthalt in den Toilettenanlagen trotz vermuteter Gefahren zu ermöglichen, beziehungsweise angenehmer zu gestalten. Manche Personen ignorieren die Ekelauslöser, andere nehmen sie auf und nutzen sie für sich, sodass sich für die Besucher_innen aus dem negativen ein positives Gefühl ergibt.

3 Öffentliche Toiletten, Feldforschungstagebuch 1, Öffentliche Toiletten, Sillpark, Innsbruck.

4 Dabei handelt es sich nicht nur um klassische öffentliche Toiletten, die sich unabhängig von Lokalen, Einrichtungen oder Infrastrukturen beispielsweise in der Stadt an zentralen Plätzen, an Übergängen oder in Parks finden. Auch Toiletten, welche zu öffentlichen Einrichtungen wie Bahnhöfen, Schulen, Kinos oder Vereinsgebäuden gehören, sogenannte DIXI-Klos, mobile Containertoiletten bei diversen Veranstaltungen, Toiletten in Lokalen wie Cafés, Restaurants oder Pubs, sowie Klos in Wohngemeinschaften (WGs) fallen hier unter die Kategorie öffentliche Toiletten. Die Palette der hier betrachteten Klos ist sehr breit gefächert, da die Bezeichnung öffentliche Toiletten in meinem Verständnis für diese Forschung all jene Toiletten umfasst, welche nicht ausschließlich für den privaten Gebrauch der Familienmitglieder gedacht sind. Weiters ist zu klären, dass hier unter dem Begriff der öffentlichen Toilette – wenn nicht anders angegeben – die Räumlichkeiten der Toilette im Allgemeinen zu verstehen sind, das heißt inklusive Vorraum, Waschraum, Kabinen und Pissoir-Bereich.

In dieser Forschung wird das Licht also zugleich auf solche Praktiken geworfen, welche das Verhindern von Ekelgefühlen bezwecken, sowie auf jene, die das Ekelgefühl in Lust umwandeln – wenngleich es dabei nicht leicht ist, deutliche Grenzen zwischen den Abstufungen zu ziehen, da sich immer wieder Überschneidungen beider Bereiche ergeben.

Ziel ist es, aufzuzeigen, welche diesbezüglichen Praktiken es gibt, in welchen Kontexten sie zu beobachten sind und welche Motivationen und Auslöser es dafür gibt. Ausgehend von der These, dass Ekel auch Lustvolles in sich birgt, soll analysiert werden, in welcher Form Aneignungsprozesse in öffentlichen Toiletten in Zusammenhang mit Ekel und Lust stattfinden.

„Eine Subkultur artikuliert sich auch über Klosprüche."[5]

Das Bild, welches jede/r zu öffentlichen Toiletten entwickelt, und das Verhalten, welches sich vor diesem Hintergrund ergibt, setzt sich aus einer Reihe verschiedener Erfahrungen zusammen, welche im Laufe des Lebens gemacht werden. Das Verhalten des Einzelnen, das subjektiv individuell erscheinen mag, ist hochgradig kulturell geprägt. Durch Erziehung, Beobachtung und Nachahmung entwickelt jede Person eigene Muster, die allerdings auf dieser gemeinsamen Basis aufbauen und bestimmten vorgegebenen Modellen folgen.

Trotz aller negativen Bewertungen konnte ich im Zuge meiner Forschung in Erfahrung bringen, dass sich doch viele Menschen in öffentlichen Toiletten aufhalten und dort verschiedenen Tätigkeiten nachgehen, die uns vielleicht erst auf den zweiten Blick bewusst werden. Dazu gehören im engeren Sinne der Toilettenbenutzung das Urinieren und Defäkieren, dann die Körperpflege wie Hände und/oder Gesicht waschen, Hygienebinden oder Tampons wechseln, Make-up auftragen, sich kämmen, sich parfümieren und sich umziehen, ferner die Nutzung der Toilette als Rückzugsort: um sich eine Auszeit zu nehmen, zum Verfassen, Kommentieren oder Lesen von Latrinalia,[6] zum Lesen von Zeitungen, Büchern, Werbungen oder Ähnlichem und zum Konsultieren von Schwindelzetteln. Die Toilette wird darüber hinaus für andere körperliche Tätigkeiten genutzt, zum Beispiel um sich zu übergeben, Medikamente einzunehmen, legale oder illegale Drogen zu konsumieren, zu onanieren oder Sex zu haben. Schließlich bietet sich die Toilette auch als Ort der Kommunikation an, wo SMS oder E-Mails geschrie-

5 Öffentliche Toiletten, Feldforschungstagebuch 2a, Latrinalia in öffentlicher Herren-Toilette, Leokino, Innsbruck.

6 Klosprüche oder Klograffiti. Der Begriff wurde geprägt von Alan Dundes in seinem Aufsatz: Here I Sit – A Study of American Latrinalia (wie Anm. 1).

ben, Gespräche und Telefonate geführt oder neue Kontakte geknüpft werden. Sogar sprachlich kommen dem Toilettenbesuch Besonderheiten zu – er wird häufig umschrieben, beispielsweise mit Ausdrücken wie aufs (stille) Örtchen gehen, austreten, sich kurz entschuldigen, sich die Nase pudern oder sich frischmachen, das Badezimmer aufsuchen, für kleine Tiger gehen, mal müssen, seine Notdurft verrichten, sein Geschäft erledigen oder sich erleichtern. Schriftlich finden sich in öffentlichen Toiletten auf Tafeln oder Plakaten Anweisungen in Form von Bitten, Anordnungen und Verboten bezüglich des Verhaltens und ferner klassische Klosprüche auf Täfelchen einschließlich Latrinalia in diversen Formen und verschiedenen Inhalts.

Die intime, private und natürliche Handlung in der Toilette kann also dennoch als Gruppenverhalten gesehen werden, weil der/die Einzelne als Teil der Gruppe und somit kulturell agiert. Das Benehmen einer Person ist weniger intim, als es zunächst scheint, da es zum einen erlernt ist und zum anderen an einem öffentlichen Ort stattfindet und somit immer in Wechselwirkung mit anderen steht. Eines der ersten und natürlichsten Bedürfnisse des Menschen ist zugleich geprägt von seiner Kultur und Teil des öffentlichen Lebens in der Gemeinschaft, oder wie der Anthropologe Sjaak Van der Geest es ausdrückt: „we witness a crucial nature-culture interface in the lonely act of defecation."[7]

„Ich bin so froh, denn mein Po passt genau auf euer Klo J"[8]

Die wissenschaftliche Literaturlage ist hinsichtlich der öffentlichen Toilette überschaubar: Es gibt diverse kulturhistorische Betrachtungen über die Entwicklung der (privaten und seltener der öffentlichen) Toilette,[9] dazu einige Arbeiten aus dem Bereich Architektur.[10] Wenige psychologische oder sprachwissenschaftliche Forschungen befassen sich mit dem Thema Graffiti in öffentlichen Toiletten,[11]

7 Van der Geest, Sjaak: Not knowing about Defecation. In: Littlewood, Roland (Hg.): On Knowing and not knowing in the anthropology of medicine. Walnut Creek 2007, 75-86, hier 77.

8 Öffentliche Toiletten, Feldforschungstagebuch 2b, Latrinalia-Plakat in gemischter Wohngemeinschaft, Innsbruck/Pradl.

9 Zum Beispiel Blume, Jacob: Von Donnerbalken und innerer Einkehr. Eine Klo-Kulturgeschichte. Göttingen 2002; Furrer, Daniel: Wasserthron und Donnerbalken. Eine kleine Kulturgeschichte des stillen Örtchens. Darmstadt 2004; oder Gmeiner, Alois: Der stillste Ort. Eine Tour de Toilette durch Österreich. Wien, Graz u. Klagenfurt 2009.

10 Beispielsweise Serrats, Marta: Restroom design. Cologne u.a. 2008; oder Wenz-Gahler, Ingrid: Flush! Modern Toilet Design. Basel 2005.

11 Siegl, Norbert: Kommunikation am Klo. Graffiti von Frauen und Männern. Wien 1993; oder Greil, Sonja Maria: Kommunikation an der Wand. Graffiti-Dialoge. Diplomarbeit, Innsbruck 2005.

ansonsten gibt es noch einzelne Bildbände über die Toiletten der Welt oder die Geschichte der Toiletten,[12] sowie einen Sammelband, der sich mit dem Zusammenhang von öffentlichen Toiletten und Gender beschäftigt.[13] Nur zwei kulturwissenschaftliche Arbeiten zum Thema der öffentlichen Toilette sind mir bekannt, ein Aufsatz von Alan Dundes „Here I sit – A Study of American Latrinalia"[14] sowie ein Aufsatz von Sonja Windmüller zu DIXI-Klos.[15]

Um der Frage nach Ekel und Lust in öffentlichen Toiletten nachzugehen, wandte ich bei meiner Forschung als primäre Methode die verdeckte, teilnehmende Beobachtung an.[16] Auf diese Weise konnte ich den Menschen im Feld räumlich nahe kommen und dabei eine annähernd natürliche Situation mit möglichst unverfälschten Handlungsabläufen und Verhaltensmustern erleben.[17] Die Beobachtung wurde teilweise strukturiert und teilweise unstrukturiert durchgeführt – im Zentrum der Untersuchung standen jedoch immer fünf Schwerpunkte, nämlich das räumliche Feld, das soziale Feld, der Praxisaspekt, der Zeitaspekt und die Gegenständlichkeit.[18]

Ebenso war das informelle Gespräch für diese Forschung eine wichtige Methode. Dadurch konnte ich in Situationen der teilnehmenden Beobachtung direkt auf das Geschehen Bezug nehmen und zusätzlich in Situationen außerhalb der Toilette mit den jeweiligen Gesprächspartner_innen intime und persönliche Themen ansprechen.[19]

---

12 Gregory, Morna E. u. James, Sian: Stille Örtchen. Ein Besuch auf den Toiletten der Welt. München 2006; oder Hudson, Jennifer: Restroom. Zeitgenössisches Toilettendesign. Ludwigsburg 2008.

13 Gershenson, Olga/Penner, Barbara (Hg.): Ladies and gents. Public toilets and gender. Philadelphia 2009.

14 Dundes (wie Anm. 1).

15 Windmüller, Sonja: DIXI-Klo. Überlegungen zu einem Ab-Ort. In: Zimmermann, Harm-Peer (Hg.): Was in der Geschichte nicht aufgeht. Interdisziplinäre Aspekte und Grenzüberschreitungen in der Kulturwissenschaft Volkskunde. Marburg 2003, 101-103.

16 Die Toiletten, welche ich besucht habe, waren zu einem großen Teil Damentoiletten – dennoch blieb die Beobachtung der Herrentoiletten deshalb nicht ganz außen vor. Das Verhalten der Herren konnte in gemeinsamen Waschräumen, Eingängen und nahe gelegenen Eingangstüren, oder an Unisex-Toiletten wie zum Beispiel Zug-Toiletten, DIXI-Klos sowie Containertoiletten untersucht werden, anlässlich von Festen, bei denen es in Bezug auf die Benutzung der öffentlichen Toiletten keine Geschlechtertrennung gab, aber auch durch Befragung und Gespräche mit Männern, oder anhand von Fotografien. Da ich den Damen ebenfalls nicht bis in die Kabinen gefolgt bin, kann ich somit sagen, dass das Verhalten der Männer an den Toiletten keineswegs außer Acht gelassen wurde.

17 Neben der Fremdbeobachtung kam auch der Selbstbeobachtung ein zentraler Stellenwert zu.

18 In Anlehnung an Spradley, James P.: Participant observation. Fort Worth u.a. 1980, 78.

19 Um leichter mit dem Reinigungspersonal ins Gespräch zu kommen, habe ich selbst öffentliche Toiletten geputzt. Auf diesem Wege war es mir auch möglich, Eigenerfahrungen bei dieser Tätigkeit zu sammeln und diesbezüglich Selbstbeobachtungen anzustellen.

Aufgezeichnet habe ich die Ergebnisse mittels Feldnotizen (wenn möglich vor Ort) und diese dann durch weitere Beobachtungen und Notizen im Feldforschungstagebuch ergänzt. Hierin vermerkte ich noch Gesprächsprotokolle (Gedächtnisprotokolle), sogenannte *mental notes*,[20] sowie Gedankenskizzen, Ideen und verschiedene Anmerkungen. Darüber hinaus dienten mir Fotografien bei der Forschung als Gedächtnisstütze.[21]

Die Untersuchung verfolgt vordergründig einen praxeologischen Ansatz, der mehr auf das Verhalten selbst als auf das Sprechen darüber zielt. Dennoch waren es zusätzlich besagte Latrinalia, sowie Schilder und Hinweise an den öffentlichen Toiletten, Filme, Literatur, Internetseiten und -blogs, Texte oder Zeitungs- sowie Zeitschriftenartikel, welche sich im weiteren Sinne mit dem Thema der öffentlichen Toilette beschäftigen und mir somit Aufschluss über den Bezug und das Verhältnis der Autor_innen oder ferner der Konsument_innen des Beitrages zu den öffentlichen Toiletten gaben.

„Wenn mich beim Kacken im Freien der Blitz trifft, lande ich dann auf dem elektrischen Stuhl?“[22]

Die unterschiedlichen Befindlichkeiten beim Besuch öffentlicher Toiletten, von der genüsslichen, ausführlichen Körperpflege bis hin zu deutlicher Abscheu, zeigten sich in den Gesprächen im Verlauf meiner Forschung in gleicher Weise beim weiblichen wie beim männlichen Geschlecht. Ein junger Mann berichtet, dass er manchmal die öffentliche Toilette besuche, um sich eine Auszeit vom Geschehen oder vom Gespräch im Lokal zu nehmen,[23] ein weiterer erzählt mir, dass er auf

20 *Mental notes* sind gespeicherte Erinnerungen und Informationen, die das Gedächtnis freigibt und deren Aufzeichnung im Kopf kürzere oder längere Zeit zurückliegt, seien es nun Minuten oder auch Jahre. Vgl. Fischer, Hans: Dokumentation. In: Beer, Bettina (Hg.): Methoden ethnologischer Feldforschung. Berlin 2008 (2. Aufl. 2008, Orig.: Methoden und Techniken der Feldforschung. Berlin 2003), 293-322, hier 297.

21 An dieser Stelle möchte ich noch den Nicht-Befund erwähnen, welcher auf jeden Fall auch als relevantes Ergebnis gesehen und ausgewertet wird. Wenn meine Gesprächspartner_innen beispielsweise nicht aus eigener Erfahrungen über Sex an öffentlichen Toiletten erzählten, obwohl sie ansonsten sehr freizügig in ihren Ausführungen waren, so bedeutet dies weniger, dass sie diese Erfahrung selbst nicht gemacht haben, sondern vielmehr, dass das Thema der Sexualität in der öffentlichen Toilette so stark tabuisiert ist, dass sie nicht in Bezug auf die eigene Person darüber sprechen wollen. Zur näheren Ausführung dieser Thematik siehe Abschnitt „Ein warmes Lüftchen, dann kommt Land!“ in diesem Text.

22 Öffentliche Toiletten, Feldforschungstagebuch 2b, Latrinalia-Plakat in gemischter Wohngemeinschaft, Innsbruck/Pradl.

23 Öffentliche Toiletten, Feldforschungstagebuch 1, Miracle-Hill-Festival, Ritten, Gespräch mit Mann, 20 Jahre alt.

öffentlichen Toiletten Klosprüche lese, aber selbst keine schreibe. Im Gegensatz dazu meint ein anderer Mann, Männer versuchten wegen des Ekelfaktors, wo es geht, im Freien zu pinkeln. Besonders Toiletten an Autobahnraststätten seien sehr eklig und schmutzig. Ein weiterer Mann im selben Alter erklärt, dass öffentliche Toiletten einfach eklig seien, das habe er schon von seiner Mutter gelernt. Deshalb berühre er in öffentlichen Toiletten alles nur mit einem Taschentuch.[24]

Prinzipiell waren wohl alle meine Gesprächspartner_innen, denen ich im Laufe meiner Forschung begegnet bin, davon überzeugt, dass öffentliche Toiletten eklig seien – dies geht aus verschiedenen Beobachtungen deutlich hervor. Die allgemeine Ansicht spiegelt sich beispielsweise in der Äußerung einer Frau, die für eine Reihe von öffentlichen Containertoiletten bei einem Straßenfest im Sommer 2012 in Hamburg zuständig ist. Sie zieht sich ihren weißen Arbeitskittel aus und betritt eine der Toiletten. Als sie die Kabine verlässt und den Kittel wieder anzieht, blickt sie auf die in der Schlange wartenden Besucher und meint in vorwurfsvollem Ton, sie müsse genauso einmal aufs Klo, sie sei eben auch nur ein Mensch.[25] Offensichtlich hatte sie das Gefühl, nicht als Person gesehen zu werden, sondern lediglich als Institution, die einzig zum Reinigen der Ekelräume anwesend sei. Die Entpersonalisierung und die Gleichsetzung mit dem Berufsbild nehmen der Frau ihre individuellen und menschlichen Züge und reduzieren sie auf ihre Funktion – noch einmal deutlicher wird dies in der umgangssprachlich verwendeten Bezeichnung „Klofrau“[26].

Im Raum der öffentlichen Toilette treffen Gegensätze aufeinander. Die Grenzen zwischen Öffentlichem und Privatem verschwimmen: Eine ältere Frau beschwert sich beispielsweise im Gespräch mit mir mehrfach über die verspiegelten Wände im Waschraum und besonders in den Kabinen einer öffentlichen Toilette in einem Innsbrucker Kaufhaus. Diese Spiegel seien lästig, meint sie.[27] Zudem sind Eigenes und Fremdes nicht mehr klar abzugrenzen: So berichtet ein junger Mann, er habe bei einer Party in seiner Männer-Wohngemeinschaft vor der Toilette gewartet. Schließlich sei die Türe aufgegangen und die drei Personen, die sich in der Toilette aufhielten, zwei weibliche und eine männliche, hätten ihn um Bier gebeten. Als er ihnen dies gebracht habe, hätten sie die Türe wieder von innen verschlossen. Gezwungenermaßen musste er sich zum Urinieren in den Innenhof des Hauses begeben.[28] Zwischen Körperlichem und Sinnlichem sind

24 Öffentliche Toiletten, Feldforschungstagebuch 1, Gespräch mit Männern, Anfang bis Mitte 20, bei Party in Männer-Wohngemeinschaft, Innsbruck.
25 Öffentliche Toiletten, Feldforschungstagebuch 3, Öffentliche Toiletten, Hamburg.
26 Oder zum Beispiel auch als männliches Pendant der „Müllmann“.
27 Öffentliche Toiletten, Feldforschungstagebuch 1, Öffentliche Damentoilette, Sillpark, Innsbruck.
28 Öffentliche Toiletten, Feldforschungstagebuch 2a, Gespräch mit Mann, Mitte 20, Innsbruck.

die Grenzen ebenso schwer auszumachen: Die Pissoir-Bereiche, die besonders an Autobahnraststätten sehr stark riechen und stinken, seien durch die Ablagerungen und Verfärbungen schmutzig und eklig, weshalb er versuche es zu vermeiden, diese Toiletten zu besuchen und es bevorzuge, im Freien zu pinkeln, erklärt mir beispielsweise ein anderer Gesprächspartner.[29]

Durch diese Grenzverschiebungen sind Ordnung und dadurch Sicherheit nicht mehr klar ersichtlich. Die Ekelreaktion ist ein Schutzreflex, um das Individuum, aber gleichermaßen die Gruppe in ihrer Identität und Integrität vor potenziellen Gefahren und Bedrohungen zu bewahren. So beschreibt eine Frau den Toilettenbesuch in einer Männer-Wohngemeinschaft als „total eklig". Ihre Überlegung war, dass die Männer beim Urinieren nicht genau zielten und der Urin somit auf die Waschmaschine spritze, die neben dem Klo stehe. Eklig sei nun ihrer Meinung nach, dass sie beim Urinieren mit ihren Oberschenkeln und überhaupt mit ihrem Körper der Waschmaschine und somit dem verdinglichten Ekel gefährlich nahe komme.[30]

„Wenn man auf den blauen Stein brunzt dan riachts voll superguat"[31]

Unweigerlich wird die öffentliche Toilette durch eigene Erfahrung, durch (Medien-)Information, Hygienevorschriften und elterliche sowie schulische Erziehung in der persönlichen Wahrnehmung häufig mit Ekelsituationen und Ekelgefühlen in Verbindung gebracht, wie viele der Gesprächspartner_innen berichten. Eine Frau meint, das Wichtigste, was ihr ihre Mutter in Bezug auf die öffentliche Toilette beigebracht habe, sei, dass sie die Brille der Toilette immer mit Klopapier austapezieren solle. Eine andere Frau beschwert sich daraufhin, dass ihre Mutter ihr das nie erklärt habe. Sie habe ihr nur immer gesagt, sie solle sich nicht hinsetzen, was ihr als Kind äußerst schwer fiel, da ja alles so hoch war. Am schlimmsten fand sie es, bei ihrem Auslandsaufenthalt mit den Kindern ihrer Gastfamilie zur Toilette zu gehen, da diese immer alles berühren wollten und auf ihr „Nein!" entgegneten, es sei nicht schmutzig.[32]

Ausschlaggebend ist weniger der tatsächliche Zustand der Toilette; vielmehr

29 Öffentliche Toiletten, Feldforschungstagebuch 1, Gespräch mit Mann, Mitte 30, Zappa, Innsbruck.

30 Öffentliche Toiletten, Feldforschungstagebuch 1, Gespräch mit Frau, Mitte 20, in Männerwohngemeinschaft, Innsbruck.

31 Öffentliche Toiletten, Feldforschungstagebuch 2b, Latrinalia-Plakat in gemischter Wohngemeinschaft, Innsbruck/Pradl.

32 Öffentliche Toiletten, Feldforschungstagebuch 2b, Gespräch mit zwei Frauen, Mitte und Ende 20, in gemischter Wohngemeinschaft, Innsbruck.

sind die Imagination und der körperlich-seelische Zustand der Toilettenbesucher_innen für die jeweilige Ekelwahrnehmung verantwortlich, denn der Übergang zwischen unmittelbaren, ekelerregenden Sinneseindrücken und gedanklichen Assoziationen und Phantasien ist fließend. So wurde ich zum Beispiel im Verlauf der Forschung in Bezug auf Ekel immer weniger empfindlich und entwickelte eine immer größere Ekeltoleranz. Dennoch wurde ich überraschenderweise von heftigem Ekel überwältigt, der sich sogar auf meinen Magen auswirkte, als ich in einem weißen Waschbecken einer öffentlichen Toilette eines Innsbrucker Kaufhauses ein langes, schwarzes Haar vorfand, welches sich beim Aufdrehen des Wassers nicht gleich wegspülen ließ.[33]

Bei meiner Feldforschung konnte ich beobachten, dass die Meidung von Ekelsituationen vornehmlich durch körperlich-physische Meidung der öffentlichen Toilette oder bestimmter dort vorgefundener Elemente mittels spezieller Körpertechniken erfolgt. Eine Frau berichtete mir, sie versuche es gänzlich zu vermeiden, auswärts Toiletten zu besuchen.[34] Ein Mann, der einmal beim Joggen durch Innsbruck das Bedürfnis verspürte, eine Toilette zu besuchen, musste diese unverrichteter Dinge wieder verlassen, da er die Einrichtung in einem furchtbaren Zustand vorgefunden hatte, wie er sagte. Es habe dort so sehr gestunken, alles sei vollgeschmiert und vollgesprayt gewesen und überall hätten Dinge herumgelegen, so dass er sich außerstande sah, das WC zu benutzen.[35] Körperliche Reaktionen, welche zum Großteil automatisiert sind, also unbewusst geschehen, versuchen den Ekel, beziehungsweise die damit in Verbindung gebrachten Gegenstände oder Sinneswahrnehmungen vom eigenen Körper fern und auf Abstand zu halten. Eine Gesprächspartnerin meinte, sie berühre in ekligen Toiletten die Türen mit Handtrockentüchern, oder warte eben, bis jemand die Türe öffne, um diese dann mit dem Fuß zu fixieren und hinausschlüpfen zu können, ohne sie berühren zu müssen.[36]

Eine der ersten beobachteten Ekelabwehrreaktionen ist das Zurückweichen. Ersichtlich ist dabei ein Versuch, sich der Situation zu entziehen, der sich darin äußert, Kinn, Kopf, Oberkörper und sogar den ganzen Körper zurückzuziehen, oder darin, dass die oder der Betroffene einen oder mehrere Schritte macht, die sie oder ihn vom Ekelauslöser entfernen. Hände und Arme weichen zurück, die Finger werden zurückbewegt und abgespreizt. Dies konnte ich beispielsweise be-

33 Öffentliche Toiletten, Feldforschungstagebuch 1, Feldforschung in der öffentlichen Damentoilette, Sillpark, Innsbruck.

34 Öffentliche Toiletten, Feldforschungstagebuch 1, Gespräch mit einem Mann und zwei Frauen, Mitte 20 bis Mitte 30, Elferhaus, Innsbruck.

35 Öffentliche Toiletten, Feldforschungstagebuch 2a, Gespräch mit Mann, Mitte 30, Innsbruck.

36 Öffentliche Toiletten, Feldforschungstagebuch 1, Gespräch mit einem Mann und zwei Frauen, Mitte 20 bis Mitte 30, Elferhaus, Innsbruck.

obachten, als ein junger Mann von einer Ekelsituation in einer öffentlichen Toilette berichtete und allein der Gedanke daran seinen Körper zu diesen Reaktionen brachte.[37] Entgegen Ergebnissen psychologischer Experimente in künstlich hergestellten Situationen, bei denen an den Reaktionen der Versuchspersonen keine deutliche Korrelation zwischen Ekelempfinden und Mimik festgemacht werden konnte,[38] zeigte sich dieser Zusammenhang deutlich in den natürlichen Situationen, die ich im Zuge meiner empirischen Forschung beobachten konnte. Der Mund öffnet sich, die Oberlippe wird nach oben, die Unterlippe nach unten gezogen, die Mundwinkel bewegen sich ebenfalls nach unten, wie zum Beispiel bei einer jungen Frau ersichtlich, die eine ihrer Meinung nach eklige Toilette einer Männer-Wohngemeinschaft wieder verließ.[39] Gleichzeitig mit dem Verziehen der Mundpartie finden sich häufig hervorgebrachte Ekelgeräusche und Ekelausrufe, welche möglicherweise den Ekel zusätzlich aus dem Körper verbannen und vertreiben wollen, indem sie dem Gedanken daran eine Form geben und hervorbringen. Die ausgestoßenen Laute und Geräusche bestehen zumeist aus Vokalen, eventuell mit Umlaut, so zum Beispiel (w)aah, booh, (b/w)ääh, dann aus einer Lautmischung aus ö, ä und ü, die ähnlich dem Brechreiz weit hinten im Gaumenbereich angesetzt ist. Zusätzlich werden teilweise die Würg-Geräusche des Brechreizes in Ekelsituationen hervorgerufen. Möglicherweise sollen die bedrohlichen Gedanken und Gefühle durch das simulierte Erbrechen symbolisch nach außen gebracht werden. Ebenso beobachtet werden konnten Ausrufe wie „Oh Gott!" oder „Ist das eklig/grausig!". Besagte Ekel-Geräusche oder -Ausdrücke vernahm ich zum Beispiel von einer jungen Frau, die sich in einer Kabine der öffentlichen Toiletten an der Universität in Innsbruck befand. Nach dem Äußern dieser Geräusche bemerkte sie, dass die Toiletten eklig seien, wobei ich aber den genauen Auslöser des Ekels nicht in Erfahrung bringen konnte.[40]

Während die Muskeln der Mundpartie beim Ekelempfinden stark angespannt sind, wird die Nase zusätzlich gerümpft, beziehungsweise aufwärts gezogen. Ebenso werden die Augenbrauen zusammen- und nach oben gedrückt. Der Blick wird starr und fixierend, zusätzlich werden teilweise die Hände an oder vor das Gesicht, die Wangen, den Mund oder die Augen gehalten. Außerdem können die Hände den Kopf stützen oder festhalten. Diese Bewegungen könnten für die Betroffenen eine Art Halt und Sicherheit darstellen. Der Bereich, in welchem der Ekel seinen

37 Öffentliche Toiletten, Feldforschungstagebuch 2a, Gespräch mit Mann, Mitte 30, Innsbruck.
38 Miener, Sandra: Die Basisemotion Ekel: Untersuchungen zum Zusammenhang zwischen Gefühl und Ausdruck. Dissertation, Bielefeld 2007, 73-74.
39 Öffentliche Toiletten, Feldforschungstagebuch 1, Gespräch mit Frau, Mitte 20 in Männer-Wohngemeinschaft, Innsbruck.
40 Öffentliche Toiletten, Feldforschungstagebuch 1, öffentliche Damentoilette, Universität, Innsbruck.

Ursprung findet, nämlich der Kopf, kann vor dieser Bedrohung und Erschütterung bewahrt werden und erhält auf diese Weise eventuell Unterstützung. Ferner können die Hände durch das Heranziehen in den Gesichtsbereich bei ansteigendem Ekelempfinden rasch an die betroffenen Sinnesorgane heran bewegt werden, diese schützen und verschließen. Der Körper, so der Volkskundler Utz Jeggle, unterliegt hier nicht mehr der eigenen Willenskraft und den aktiven, persönlichen Einflüssen, sondern er agiert in Kooperation mit dem Ich.[41]

Um dem Ekelgefühl nicht begegnen zu müssen, um der Ohnmacht dieses Momentes zu entkommen, versuchen die Klobesucher_innen auf verschiedene Arten, sich davor zu schützen. Obwohl durchaus sehr unterschiedliche Verhaltensweisen zu erkennen sind, konnte ich beobachten, dass sich dennoch durchgängige Muster manifestierten, die Personen immer wieder anwandten, um ein gewisses Maß an Kontrolle über die Situation zu erlangen. Doch welche Strategien zur Ekelvermeidung entwickeln und zeigen nun die Menschen bei der Benutzung öffentlicher Toiletten?

Die Einteilung der Bewältigungsmuster der Ekelerfahrungen in öffentlichen Toiletten in drei Großgruppen, wie sie hier vorgenommen wird, ist eine Möglichkeit, um über dieses breite Gebiet einen besseren Überblick zu erhalten. Die drei Gruppen sind erstens die Meidung, zweitens das Unterdrücken und drittens die lustvolle Annahme des Ekels.

Die Meidung, welche primär dem Körperlichen entspricht, kann ein grundsätzliches Sich-Fernhalten von öffentlichen sanitären Einrichtungen sein, betrifft aber auch das Berühren der Türklinke mit einem Stück Toilettenpapier. Das Unterdrücken, primär getragen von der sinnlichen Komponente, umfasst Elemente wie das Sich-Ablenken, das Wegschauen, oder das Durch-den-Mund-Atmen. Ebenso finden sich in diesem Bereich sprachlich-kommunikative Versuche der Ekelbewältigung, zum Beispiel die Aufarbeitung in mündlichen Erzählungen, den *Urban Legends*[42], oder anhand meist schriftlicher Vorschriften und Anweisungen in den Räumlichkeiten der Toiletten. Die lustvolle Annahme zeigt sich schließlich durch körperliche, sinnliche und sprachliche Aspekte in Bezug auf den Umgang mit Ekel – als Beispiele seien Sexualität und Körperpflege, Latrinalia oder diverse Formen der Kommunikation genannt.

Als Basis der drei Kategorien der Ekelbewältigung in öffentlichen Toiletten wählte ich wiederum die drei oben verwendeten Faktoren, an denen sich die Entwicklung von Ekelstrategien aufschlüsseln lassen. Es sind dies die körperliche, die sinnliche und die sprachliche Komponente. Unter Zuhilfenahme der genann-

41 Jeggle, Runterschlucken (2015), 27.

42 *Urban Legends* sind sagenhafte Geschichten von heute, also moderne, mündlich verbreitete Sagen.

ten Aspekte wird im Folgenden anhand der drei Kategorien der Meidung, des Unterdrückens und der Lust am Ekel aufgeschlüsselt, welche Anti-Ekel-Strategien Menschen in Bezug auf öffentliche Toiletten entwickeln und wie sich diese zeigen.

1) Meidung des Ekels: „Bürsten Benutzung bitte“[43]

Neben den oben beschriebenen ersten Automatismen des Körpers bei der Begegnung mit Ekelsituationen wurden bei der Feldforschung eine Reihe von persönlichen oder kollektiven Verhaltensmustern erkennbar, die den Ekel zu vermeiden versuchen. Das diesbezügliche Bewusstsein, das Erkennen von Ekelmomenten und die jeweiligen Meidungs- oder Lösungsstrategien haben sich die beobachteten Personen, beziehungsweise die Gesprächspartner_innen offensichtlich im Laufe ihres Lebens nach und nach angeeignet. Die meisten davon werden im Elternhaus, beziehungsweise von der Mutter beigebracht, wie bereits oben angedeutet, auf der Basis der Überzeugung, dass öffentliche Toiletten eklig seien. Man solle dort so wenig wie möglich anfassen, sich nicht hinsetzen – oder wenn, dann die Klobrille mit Klopapier austapezieren. Manchmal erfolgt diese Belehrung der Mutter bezüglich der eben erwähnten Informationen zum Ekelfaktor der öffentlichen Toiletten und der Strategie, diese dennoch durch die Verwendung von Klopapier als Schutzschicht benutzen und sich hinsetzen zu können gar über eine dritte Person, wie eine junge Frau erzählt. Ihr habe dies eine Freundin, die es wiederum von der Mutter erfahren hatte, im Hotel beigebracht, erzählt eine Gesprächspartnerin.[44]

Ich werde mich beispielsweise immer daran erinnern, was mir meine Mutter als Kind erklärte – oder zumindest wie es mir in Erinnerung geblieben ist: Nach dem Toilettenbesuch solle man sich die Hände waschen und dabei die Flüssigseife verwenden, da die feste Seife eklig sei, weil jeder seinen Schmutz draufgebe, sagte sie. Man solle im Übrigen beim Hände-Abtrocknen das eventuell vorhandene Stoffhandtuch an den Rändern oder Ecken benutzen, da es alle in der Mitte berührten. Auch seien selbst die Stoffhandtücher, welche vom Automaten immer wieder eingezogen werden, eklig, da man nicht wissen könne, ob der Stoff im Inneren des Gerätes nicht nur geglättet werde und dann wieder zum Vorschein käme.

43 Öffentliche Toiletten, Feldforschungstagebuch 2b, Latrinalia-Plakat in gemischter Wohngemeinschaft, Innsbruck/Pradl.

44 Öffentliche Toiletten, Feldforschungstagebuch 2b, Gespräch mit drei Frauen, Mitte 20 bis Mitte 30, Universität, Innsbruck.

Die nächsten Ekelbelehrungen der beobachteten Personen erfolgen während der weiteren Sozialisation, in Schule und Ausbildung, sowie im Umgang mit den verschiedenen Medien, zu denen sie Zugang haben. Meine Nachbarin meinte bei einem Gespräch über meine Forschung, dass es gut sei, dass ich über öffentliche Toiletten schreibe, neulich sei sogar ein Film gezeigt worden, bei dem man gesehen habe, wie wenige Leute sich eigentlich nach dem Toilettengang die Hände waschen. Die Gesichter waren dabei unkenntlich gemacht worden, ergänzte sie.[45] Immer weiter dehnen sich im Laufe des Lebens das Ekelbewusstsein und das Wissen um diesbezügliche Bewältigungstechniken aus. Die ständige Ergänzung und Erweiterung des Ekelwissens und der Ekelvermeidungsmöglichkeiten sind unter anderem relevant für die jeweilige Gruppe oder Gemeinschaft: Wer weit verbreitete Ekeltabus oder Ekelregeln nicht kennt, wird schnell selbst zum Ekelobjekt für die Gruppe, da sie oder er den von den anderen als solche imaginierten, ekelhaften Gegenständen und Ekelsituationen gefährlich nahe kommt und somit indirekt eine Gefahr für die Gemeinschaft darstellt. Eine Gesprächspartnerin erzählte von einer jungen Frau, die im Freundeskreis nebenbei erwähnte, sie besuche behindertengerechte Klos nicht so gerne, weil diese so hoch seien und ihre Beine baumeln, wenn sie auf der Toilette sitze. Bei den anderen Klos sei das nicht so. Auf ihr Nachfragen bei den Freund_innen ergab sich, dass sich außer ihr niemand auf öffentlichen Toiletten niedersetzte, da dies alle eklig fanden. Darauf meinte die junge Frau, dass ihr das zu Hause nie jemand beigebracht habe, aber wenn sie es sich so überlege, sei es vielleicht wirklich eklig. Die Gruppe war ziemlich erschrocken über dieses Verhalten.[46]

Für die Betroffenen können sich peinliche, unangenehme Situationen ergeben, wenn sie sich der geltenden Ekel- beziehungsweise Hygiene-Regeln nicht bewusst sind: Wer sich nach dem Klogang die Hände nicht wäscht, oder das Handdesinfektionsmittel nicht benutzt, erntet aufgrund der sozialen Kontrolle der Anwesenden mitunter missbilligende oder gar zornige Blicke, wie ich in der öffentlichen Damentoilette der Messehalle in Frankfurt am Main beobachten konnte.[47] Historisch gesehen entsteht Ekel Utz Jeggle zufolge genau an diesem Punkt, mit der Ablösung alter, überholter Hygienevorstellungen, welche durch ein neues Sauberkeitskonzept und diesbezüglicher Standards ersetzt werden sollen.[48]

Das Problematische am Ekel und gleichsam der Grund dafür, warum die Personen im Feld ihn vermeiden möchten, ist die Tatsache, dass er Unbehagen

45 Öffentliche Toiletten, Feldforschungstagebuch 2b, Gespräch mit Frau, Mitte 40, Innsbruck.
46 Öffentliche Toiletten, Feldforschungstagebuch 1, Gespräch mit Frau, Anfang 20, Innsbruck.
47 Öffentliche Toiletten, Feldforschungstagebuch 2b, öffentliche Damentoilette, Messegelände, Frankfurt a.M.
48 Jeggle (wie Anm. 41), 35.

hervorruft, ja sogar körperliches Unwohlsein bewirkt. Im Zuge meiner Beobachtungen wurde deutlich, dass Personen, die sich ekeln, wie oben beschrieben tatsächliche körperliche Reaktionen auf dieses Empfinden zeigen. Dieses kann sich ausweiten und zum Schütteln des ganzen Körpers, zu Schwindelgefühl, Übelkeit und sogar bis zum Erbrechen führen. Und weiter noch: Es zeigen sich mitunter spätere Reaktionen auf Ekelerlebnisse, wie zum Beispiel das Entstehen von Herpesbläschen im Mundbereich.

Wie das Herpesvirus bleibt der Ekel gleichermaßen im Körper und ist nicht mehr zu entfernen. Beide sind persistent, das heißt, sie bleiben für immer in der Person und kommen wieder zum Vorschein, wenn sie durch verschiedene Einflüsse reaktiviert werden. Neuer Ekel kann erlernt werden, das heißt, auch Momente, die nicht eklig erschienen, können plötzlich Ekel hervorrufen. Einmal ausgebildeter Ekel etwas Bestimmtem gegenüber hingegen kann schwerlich wieder vollständig entfernt werden. Er kann zwar zu einem gewissen Maße kontrolliert, abgelenkt oder unterdrückt werden, aber besonders in schwachen Momenten, zum Beispiel wenn die Betroffenen müde, kränklich, oder psychisch angeschlagen sind, kann er wieder auftauchen. Genauso bricht eine Herpesinfektion eher bei geschwächtem Körper und Immunsystem aus. Im Übrigen zeigt sich, dass Ekel gewissermaßen „ansteckend" wirkt. Ausdrücke oder körperliche Reaktionen, welche durch Ekel hervorgerufen werden, bewirken bei der Person, die diese Vorgänge beobachtet, ebenso ein Ekelgefühl. Der Ekel weist somit neben einer körperlichen Komponente ein affektiv-emotionales und ein soziales Element auf: Er involviert den Körper, die Emotionen, das ganze Wesen, er gliedert in Gemeinschaften ein, verbindet und grenzt gleichermaßen aus.

Das Vermeiden der öffentlichen Toiletten, bei den Herren durch das Urinieren im Freien ermöglicht, oder die partielle Meidung, bei welcher der Toilettengast das Klo nicht für den Stuhlgang benutzt, um sich nicht hinsetzen zu müssen, sind Ansätze, um dem Zwang auszuweichen, öffentliche Toiletten zu besuchen und somit eventuell dem Ekel begegnen zu müssen. Dennoch bleiben Situationen, in denen es unerlässlich ist, ein solches Klo aufzusuchen. In Bezug auf das WC selbst wird das Hinsetzen vermieden, der Hocksitz wird angewandt, oder es werden mechanische Möglichkeiten genutzt, um sich dennoch auf die Klobrille setzen zu können. Neben der gängigen Methode des Austapezierens mit Klopapier (eventuell mehrlagig), steht manchmal zudem spezielles Klobrillenpapier zur Verfügung, das zu diesem Zweck auf die Klobrille aufgelegt werden kann. Einige Toiletten werden nach jedem Besuch automatisch desinfiziert, indem sich die Sitzfläche dreht und dabei eine Vorrichtung zur Reinigung passiert. Manche Besucher_innen nutzen die Möglichkeit, die Klobrille mit dem an der Toilettenwand befindlichen Hygieneschaum zu reinigen, um sich danach auf die Toilette hinsetzen zu können – eine junge Frau bemerkt, sie schätze dies sehr, denn es sei sicher und hygienisch, der

Schaum rieche nach Alkohol.[49] Die Schwester eines Mannes berichtet, er habe stets ein kleines Toilettentäschchen mit, in welchem sich Desinfektionsspray, Hygienetücher, Trockentücher, Auflagetücher und weiteres Accessoire befindet, das ihm trotz seiner Hemmungen einen Klogang ermöglicht, wenn er sich nicht zu Hause, sondern beispielsweise irgendwo im Urlaub befindet.[50]

Eine besondere Methode zur Ekelvermeidung stellt noch die Nutzung von Urinierhilfen wie Shewee[51] für Damen dar, beziehungsweise der vermutlich wohl eher seltene Fall des Legens eines Katheters anlässlich eines Festivalbesuchs bei zwei jungen Frauen mit medizinischer Ausbildung.[52] Des Weiteren gibt es mobile Einweg-Toiletten für Männer, Frauen und Kinder, die dann samt Inhalt bei der nächsten Möglichkeit im Müll entsorgt werden können.[53] Stark verbreitet ist als Ekelvermeidungsstrategie außerdem die Beschleunigung, wodurch versucht wird, eine längere Beschäftigung als unbedingt nötig mit allem, was Ekel verursachen könnte, sowie diesbezügliche, intensive Sinneswahrnehmungen zu verhindern. Ein Gesprächspartner meint zum Thema Ekel und öffentliche Toiletten, da helfe nichts anderes: sich beeilen und dann schnell wieder raus.[54]

In den öffentlichen Toiletten gibt es außer der Kloschüssel, der Klobrille und dem Klodeckel selbst noch verschiedene andere Objekte, die verdächtigt werden, Viren-, Bakterien-, Keimträger, und somit kontagiös zu sein. Ebenso besteht die Befürchtung, sich bei Berührung oder auf jeden Fall bei zu großer Nähe zu beschmutzen und mit Fremdem, Unbekanntem in Kontakt zu geraten. Zu diesen Objekten zählen neben der harten Seife der Betätigungsgriff für die Flüssigseife, die Griffe am Wasserhahn, das Waschbecken selbst, die Stoffhandtücher,

49 Öffentliche Toiletten, Feldforschungstagebuch 1, Gespräch mit einem Mann und zwei Frauen, Mitte 20 bis Mitte 30, Elferhaus, Innsbruck.

50 Öffentliche Toiletten, Feldforschungstagebuch 3, Gespräch mit Frau, Ende 20, über deren Bruder, 30 Jahre alt, Südtirol.

51 Trichterförmige Pinkelhilfen aus Kunststoff (mit Verlängerungsoption und Aufbewahrungsbox), welche sich die Damen an den Schritt halten und somit durch diese künstliche Verlängerung auch in schwierigen Situationen unauffällig, hygienisch und im Stehen pinkeln können. Zum Beispiel SHEWEE: http://www.shewee.com/ (Stand: 2.1.2015).

52 Öffentliche Toiletten, Feldforschungstagebuch 1, Gespräch mit Frau, Mitte 30, Innsbruck.

53 Die Flüssigkeit wird von einem Granulat aufgesaugt, die Vorrichtung ist verschließbar, dicht und geruchsarm, wie die Werbung verspricht. Hierzu zählen speziell für Damen ladybag®: http://www.amazon.de/ladybag%C2%AE-Das-mobile-Einweg-WC-Frauen/dp/B002DUOG50/ref=dp_cp_ob_dr_title_2 (Stand: 2.1.2015); für Herren roadbag®: http://www.amazon.de/roadbag%C2%AE-Das-mobile-Einweg-WC-M%C3%A4nner/dp/B002DUQG12/ref=pd_sim_dr_ 1 (Stand: 2.1.2015;) und für beide Geschlechter TravelJohn: http://www.amazon.de/TRAVEL-JOHN-Wegwerf-Urinal-St%C3%BCck/dp/B0019M7VE6/ref=pd_sim_dr_1 (Stand: 2.1.2015).

54 Öffentliche Toiletten, Feldforschungstagebuch 1, Gespräch mit einem Mann und zwei Frauen, Mitte 20 bis Mitte 30, Elferhaus, Innsbruck.

der elektrische Lufttrockner, von dem vermutet wird, er befördere die durch die Luft wirbelnden Bazillen konzentriert auf die eben gereinigten Hände, sämtliche Türen und Türgriffe, sowie Jacken- beziehungsweise Handtaschenhaken im Bereich – und schließlich natürlich der Hebel oder Knopf für die Toilettenspülung. Letzterer findet sich in manchen Toiletten am Boden, wodurch er per Fußtritt aktiviert werden kann und dadurch nicht direkt berührt werden muss. Weniger oft wird die automatische Spülung durch einen Bewegungsmelder ausgelöst, wodurch einer Annäherung an das Ekelobjekt und gleichermaßen einer Betrachtung der jeweiligen Hinterlassenschaften ausgewichen werden kann.

Durch das Berühren besagter Gegenstände mit spitzen Fingern, oder mit nur einem einzelnen Finger bemüht sich der Toilettengast, die Kontaktfläche zu verkleinern, beziehungsweise auf ein Mindestmaß zu reduzieren. Eine weitere Strategie ist es, das zweite Gelenk des Fingers, oder einen anderen Finger als den Zeigefinger zum Betätigen der Spülung zu benutzen. Letztere Methode wendet eine Gesprächspartnerin an. Allerdings fügte sie hinzu, dass es ihr manchmal passiere, dass sie sich danach unbedachter Weise genau mit dem verwendeten Finger beispielsweise das Auge reibe, da ekle sie sich dann sehr stark.[55]

Sehr häufig verwendet werden vor allem Papiertaschentücher, Papierhandtrockentücher oder Klopapier als Schutzlage zwischen Hand, beziehungsweise Finger und zu berührendem Objekt, besonders beim Bedienen von Spülung oder Türgriff. Eine junge Frau antwortet mir beim Besuch der öffentlichen Toiletten in der Rathausgalerie in Innsbruck auf meine Aussage, dass die Klos manchmal schon sehr eklig seien, dass sie normalerweise alles nur mit Papiertaschentüchern anfasse.[56] Die Türe scheint als Ekelauslöser besonders stark in Verdacht zu stehen, zumal sie neben den Kontakten mit Hilfe der genannten Methoden mit Ellbogen oder Fuß aufgehalten wird, oder eben gewartet wird, bis jemand anderes die Türe öffnet, sodass man durchschlüpfen kann, ohne damit in Berührung zu kommen. Das Ekligste an den öffentlichen Toiletten überhaupt sei die Türklinke in der Kabine drinnen, entrüstet sich eine junge Frau mehrfach im Gespräch mit einer anderen, welche gerade erwähnt hatte, sie hänge die Handtasche, falls kein entsprechender Haken in der Kabine vorhanden sei, an der Türklinke auf.[57]

55 Öffentliche Toiletten, Feldforschungstagebuch 1, Gespräch mit Frau, Anfang 20, Innsbruck.

56 Öffentliche Toiletten, Feldforschungstagebuch 1, Gespräch mit junger Frau, öffentliche Damentoilette, Rathausgalerie, Innsbruck.

57 Öffentliche Toiletten, Feldforschungstagebuch 1, Gespräch mit einem Mann und zwei Frauen, Mitte 20 bis Mitte 30, Elferhaus, Innsbruck.

2) Unterdrückung des Ekels: „In jedem Ende… ist der Zauber eines Neuen Anfangs … H. H.“[58]

Da das Ekelgefühl wohl niemals ganz in Vergessenheit geraten kann – Ekel lässt sich meinen Erkenntnissen zufolge nur vermindern und ignorieren – wäre eine grundsätzliche Meidung des Ekels von Vorteil. Vielleicht schafft man es an manchen Tagen, das Ekelgefühl gänzlich auszublenden – an anderen Tagen, besonders wenn man sich selbst schwach und unsicher fühlt, holt es einen wiederum so stark ein, als wäre es nie weg gewesen. So erging es mir, nachdem ich einige Zeit in einem Innsbrucker Kaufhaus zugebracht und dabei abwechselnd in den verschiedenen Etagen und öffentlichen Toiletten Feldforschung betrieben hatte, als ich und besonders meine Augen müde vom Neonlicht und von der künstlichen Wärme waren. In dieser Situation nahm ich das Stück Toilettenpapier meiner Vorgängerin, welches nicht ganz weggespült war, als äußerst eklig wahr. Überraschenderweise drückte ich in dieser Situation selbst die Spülung unwillkürlich unter Zuhilfenahme eines Stücks Papier, obwohl ich das normalerweise so gut wie nie mache.[59]

Der Ekel ist nach dem Literaturwissenschaftler Winfried Menninghaus ein „Alarm- und Ausnahmezustand, eine akute Krise der Selbstbehauptung, ein Krampf und Kampf, bei dem es buchstäblich um Sein oder Nicht-Sein geht.“[60] Das Ekelgefühl arbeitet eng mit dem Unbewussten zusammen, sodass es niemals gänzlich unter Kontrolle sein kann. Genau dies ist eben das Bedrohliche am Ekel, nämlich der damit einhergehende Kontrollverlust. Der Ekel pendelt zwischen gesellschaftlichen und persönlichen Tabus, er drängt sich förmlich auf, so Menninghaus weiter, er betrifft das ganze Nervensystem und ergreift Besitz von der sich ekelnden Person.[61]

Wer sich also ekelt, hat sich nicht unter Kontrolle und zeigt Schwäche. Abgesehen vom persönlichen, negativen Empfinden von Ekelgefühlen zeigt sich ebenso die Absicht, vor anderen möglichst nicht als schwach und unkontrolliert zu erscheinen. Aus diesen Gründen versuchen die an öffentlichen Toiletten beobachteten Personen, sich von Ekelmomenten abzulenken und das aufkommende Ekelgefühl zu unterdrücken. So meint eine Reinigungskraft in einem Museum

58 Öffentliche Toiletten, Feldforschungstagebuch 2a, Latrinalia in öffentlicher Damentoilette, Leokino, Innsbruck.

59 Öffentliche Toiletten, Feldforschungstagebuch 1, öffentliche Damentoilette, Sillpark, Innsbruck.

60 Menninghaus, Winfried: Ekel. Vom negativen Definitionsmodell des Ästhetischen zum „Ding an sich“. In: Stockhammer, Robert (Hg.): Grenzwerte des Ästhetischen. Baden-Baden 2002, 44-57, 44.

61 Ebd., 44.

in Innsbruck im Gespräch, ihr sei es egal, ob die Toiletten sauber oder schmutzig seien, schließlich sei das hier ihre Arbeit und sie bekomme dafür bezahlt.[62]

Die Ablenkung erfolgt beispielsweise durch Inanspruchnahme der Sinne mittels äußerer oder von anderen Personen herbeigeführter Zerstreuungen. Sämtliche Schilder, Zettel und Plakate mit Anweisungen, Hinweisen und Bitten vermitteln Sicherheit: Jemand ist für die Anlagen zuständig und es gibt eine/n Verantwortliche/n. Hier herrscht offensichtlich Ordnung. Und wo Ordnung herrscht, muss es wohl genauso sauber und ungefährlich sein. Eindeutig beschreiben dies mehrere Schilder an den Toiletten eines Innsbrucker Lokals: „Werte Kunden, aufgrund mehrerer Vorfälle in den Toiletten sehen wir uns gezwungen diese nunmehr ständig zu kontrollieren und bei missbräuchlicher Verwendung den Verursacher anzuzeigen. Wir danken Ihnen für Ihr Verständnis und bitten Sie die Toilettenanlagen sauber zu hinterlassen."[63]

Insofern halten besagte Bekanntmachungen, welche die Handhabung der vorhandenen Objekte oder die Abfallentsorgung vor Ort erklären, beziehungsweise die auf eine Überwachung hinweisen, für die nicht anwesenden Verantwortlichen Wache. Die Kunstwissenschaftlerin Claudia Reiß sieht im Ekel zusätzlich ein Ordnungsinstrument, das eine politische, soziale und moralische (Zu-)Ordnung erlaube, wobei die Wertungsmaßstäbe nicht auf Ideen Einzelner, sondern auf der Kollektivpsyche basierten.[64] Schmutz ist demnach ein Abfallprodukt der positiv konnotierten Ordnung, er steht für durcheinander gebrachte Ordnung. Dadurch, dass Klassifikationen und Kategorien, Hilfsmittel der Kultur zur Bildung von Grundmustern, nicht mehr übereinstimmen, erscheint die Situation als bedrohlich.[65]

Doch nicht nur Regeln und Anweisungen werden als Behelfe zur Verfügung gestellt, um den Ekel selbst und die Angst davor zu überwinden. Vielmehr gibt es eine Reihe von Gestaltungsmöglichkeiten, die auf dasselbe abzielen. Bereits der äußere, erste Eindruck der Toilette ist für das Ekelempfinden wichtig. Häufig finden sich vor den Toiletten Metallgestelle mit Gratis-Werbe-Postkarten, den „Freecards". Mit diesen Karten werden die Gedanken mehrfach vom Kontext Ekel und Toilette abgebracht: einmal durch die Beschäftigung mit dem Bild

62 Öffentliche Toiletten, Feldforschungstagebuch 2b, Gespräch mit Reinigungskraft, Museum, Innsbruck.

63 Öffentliche Toiletten, Feldforschungstagebuch 2b, Schild an öffentlichen Toiletten, Lokal, Innsbruck.

64 Reiß, Claudia: Ekel. Ikonographie des Ausgeschlossenen. Dissertation, Duisburg-Essen 2007, 20-21. Online: http://de.scribd.com/doc/69058176/Ekel-Ikonografie-des-Ausgeschlossenen-Claudia-Rei%C3%9F (Stand: 2.1.2015).

65 Douglas, Mary: Ritual, Reinheit und Gefährdung. In: Bellinger, Andréa u. Krieger, David J. (Hg.): Ritualtheorien. Berlin 2006, 77-96, 78-81.

und dem Objekt an sich, aber ebenso mit der Werbung, dem Produkt und den Hersteller_innen oder Initiator_innen und überdies durch den Gedanken an die Verwendung der Karte und diesbezüglicher Elemente wie Text, Adressat_in und so weiter.

Das Design und die Dekoration der öffentlichen Toilette, beispielsweise das Verwenden von Klodeckeln mit Meeresmotiven, das Aufhängen von Bildern, Aufstellen von Kerzen, Potpourris oder anderen Dekoartikeln, überdies das Bereitstellen von Gästehandtüchern, Kosmetik- und Körperpflegeprodukten und Raumduftsprays sowie die Beschallung des Raumes mit (mehr oder weniger) angenehmer Musik – die ganze Raumgestaltung der öffentlichen Toilette versucht vom Ekel und von negativen Assoziationen mit dem Ort abzulenken und die Sinne positiv anzuregen. So wurde ein bräunlich-olivfarben gefliestes Bad im 70er-Jahre-Stil eines Lokals mit verschiedenartigen Potpourris dekoriert,[66] offensichtlich um Verbindungen zu Eigenschaften wie neu, modern, duftend und sauber herzustellen.[67] Durch diese Maßnahmen wird den Besucher_innen das Gefühl des Fremden, Bedrohlichen und Schmutzigen genommen. Positive Sinneseindrücke erzeugen wiederum positive Gefühle, und wer sich wohl fühlt, ekelt sich weniger schnell. Öffentliche Toiletten können so attraktiv und schön gestaltet sein, dass dieses Empfinden sogar maßgeblich wird für die Bevorzugung der die Klos beherbergenden Institution insgesamt, beziehungsweise deren Gebäude. Ein Gesprächspartner berichtet mir, dass sein Freund und er ein College bevorzugten, da die Toiletten dort so schön seien. Dies sei also mit ausschlaggebend für die Wahl gewesen.[68]

Verstärker von Ekelempfindungen in öffentlichen Toiletten sind beispielsweise schlechte, scharfe, unangenehme Gerüche, die mit Ausscheidungen, Schmutz und Unreinem in Verbindung gebracht werden. Eine Strategie, um diesbezüglich auftretenden Ekel zu vertreiben, ist das Durch-den-Mund-Atmen. Allerdings kann dabei das Gefühl entstehen, man nehme unkontrolliert, weil nicht mehr konkret wahrgenommen, Negatives direkt in den Mund und weiter in den Körper auf. Insofern kann sich das Ekelmoment sogar verstärken. Speziell Nase und Mund haben als Öffnungen des Körpers für Ekelempfindungen eine besondere Bedeutung, führt der Kulturwissenschaftler Ulrich Raulff in „Chemie des Ekels und des Genusses“ aus. Während die Nase zwar kleine Teilchen des Ekelhaften in den Körper aufnimmt, kommt dem Mund eine noch spezifischere Funktion zu. Der Ekel wirkt somit als Alarmsignal dafür, dass die Grenzen der Individualität

66 Gesehen so in Natters, einem Dorf im Bezirk Innsbruck-Land.
67 Öffentliche Toiletten, Feldforschungstagebuch 2a, öffentliche Damentoilette, Lokal, Natters.
68 Öffentliche Toiletten, Feldforschungstagebuch 3, Gespräch mit Mann, Mitte 30, Venedig.

bedroht sind, sich etwas zum Innersten Zugang verschafft, das bedrohlich ist und immer wieder entfernt werden muss.[69]

Eine weitere Taktik, den Ekel und die damit einhergehende eigene Verunsicherung zurückzudrängen, ist das Abwenden des Blicks vom Ekelobjekt und die Suche nach Blickkontakt mit anderen Personen, gleichsam nach einer Absicherung, nach Halt und nach Unterstützung. Diese Blicke sind meist etwas schüchtern und vorsichtig, oftmals sind sie von unsicherem Lächeln begleitet. Das Lächeln bis hin zum lauten Lachen sind Versuche der vom Ekel Betroffenen, der Situation das Bedrohliche zu nehmen und eine entspannte Atmosphäre zu schaffen. Menninghaus spricht hier von synonymen Handlungen: Das Erbrechen und das Lachen versuchen die durch den Ekel hervorgerufene Spannung mit dieser plötzlichen körperlichen Reaktion zu unterbrechen und das Ekelgefühl nach außen zu bringen.[70] Ebenso wird im Gespräch mit anderen versucht, den Ekel und die diesbezüglichen Auslöser zu nennen, in Worte zu fassen. Indem der Ekel vor oder mit anderen angesprochen wird, wird er entschärft, da er in einen sozialen Kontext eingebettet wird und so diesbezügliches Verhalten der vom Ekel Betroffenen legitimiert.

Ein nächster Schritt im sprachlichen Umgang mit Ekel und öffentlichen Toiletten ist die Aufarbeitung von Erfahrungen, vor allem aber von Ängsten und Sorgen anhand von *Urban Legends*. Diverse Tiere, welche mit Ekel oder Gefahr in Verbindung gebracht werden und somit als bedrohlich gelten, wie zum Beispiel Ratten, Schlangen, Krokodile oder Spinnen, werden in den Kontext öffentlicher Toiletten gebracht. In den meisten Fällen verschaffen sich die Tiere über den Abfluss, also direkt über das WC, Zugang. Obendrein leben diesen Geschichten zufolge unbekannte Monster und Geister an oder direkt in öffentlichen Toiletten, ebenso werden in großen Kaufhäusern entführte Kinder an den internen, öffentlichen Toiletten betäubt, verkleidet und es werden ihnen die Haare geschnitten, um sie unkenntlich zu machen.[71]

Während diverse externe Elemente in Bezug auf den Umgang mit Ekel hilfreich sein können, so sind es letztlich doch vor allem die eigenen Handlungen, die dabei unterstützen, den Ekel in Schach zu halten. So sollen besprühte Parfum-Teststreifen, welche ich im Klorollenhalter in einer Kabine der öffentlichen Damento-

69 Raulff, Ulrich: Chemie des Ekels und des Genusses. In: Kamper, Dietmar u. Wulf, Christoph (Hg.): Die Wiederkehr des Körpers. Baden-Baden 1991, 241-258, hier 242-254.

70 Menninghaus (wie Anm. 60), 56.

71 Zur erzähltheoretischen Einordnung siehe die einleitenden Kapitel in den *Urban-Legends*-Sammlungen („Sagenhafte Geschichten von heute“) von Rolf Wilhelm Brednich: Die Spinne in der Yucca-Palme (1990), Die Maus im Jumbojet (1991), Das Huhn mit dem Gipsbein (1993), Die Ratte am Strohhalm (1996), Pinguine in Rückenlage (2004), alle erschienen bei C. H. Beck, Beck'sche Reihe.

ilette in der Innsbrucker Universitätsbibliothek vorfand, als ich nach der Ursache für den überraschenden Duft in den stinkenden Toiletten suchte,[72] oder in der Toiletten-Kabine versprühtes Parfum wohl das Ekelgefühl mindern, das aufgrund des Geruchs der Fäkalien aufkommen könnte. Eine Frau, die die Kabine der öffentlichen Damentoilette der Universität Tübingen verließ, war in eine Duftwolke aus viel zu viel und viel zu süßem, schweren Parfum eingehüllt, was, gemischt mit dem Geruch der Exkremente, den Ekel allerdings nochmals verstärkte.[73]

Ein sehr souveräner, distanzierter, ausgrenzender Umgang mit Ekel war beim Reinigungspersonal der öffentlichen Toiletten zu bemerken. Prinzipiell wurde der Ekel ignoriert. Er wurde nach Selbstauskunft und eigener Erfahrung weggeputzt und weggeworfen, sodass gar kein Gedanke danach aufkommen konnte. Durch das Putzen wurde man der Lage Herr, hatte das Unkontrollierbare, Gefährliche, Bedrohliche im Griff.[74] Hilfe bei der Bannung des Ekels boten scharfe Reinigungsmittel wie Essigreiniger und Klobürsten, eventuell Einweg-Handschuhe. Insofern kann hier nach Reiß von einer Professionalisierung des Ekels gesprochen werden. Zum Zwecke der Realisierung eines reibungslosen Arbeitsablaufes wird der Ekel ignoriert. Dies kann bis zu einem gewissen Maße möglich sein, da der Ekel nicht an und für sich existiert, sondern erst durch die subjektive Wahrnehmung und Empfindung hervorgerufen wird. Erst die körperliche oder mentale Nähe zum Ekelauslöser stellt eine Verbindung zwischen Subjekt und Ekelobjekt her. Diese Nähe kann aber wiederum durch Ablenkung und mechanische Hilfs- beziehungsweise Putzmittel verhindert werden.[75]

3) Lust am Ekel „Ein warmes Lüftchen, dann kommt Land!“[76]

> „Also habe ich mich zu einem lebenden Muschihygieneselbstexperiment gemacht. Mir macht es Riesenspaß, mich nicht nur immer und überall bräsig voll auf die dreckige Klobrille zu setzen. Ich wische sie auch vor dem Hinsetzen mit meiner Muschi in einer kunstvoll geschwungenen Hüftbewegung einmal komplett im Kreis sauber. Wenn ich mit der Muschi auf der Klobrille ansetze, gibt es ein schönes schmatzendes Geräusch und alle fremden Schamhaare, Tropfen, Flecken und Pfützen jeder Farbe und Kon-

72 Öffentliche Toiletten, Feldforschungstagebuch 2b, öffentliche Damentoilette, Universitäts- und Landesbibliothek, Innsbruck.

73 Öffentliche Toiletten, Feldforschungstagebuch 2b, öffentliche Damentoilette, Universität, Tübingen.

74 Vgl. dazu differenzierend auch den Beitrag von Alexandra Hangl in diesem Band..

75 Reiß (wie Anm. 64), 19-22.

76 Öffentliche Toiletten, Feldforschungstagebuch 2b, Latrinalia-Plakat in gemischter Wohngemeinschaft, Innsbruck/Pradl.

> sistenz werden von meiner Muschi aufgesogen. Das mache ich jetzt schon seit vier Jahren auf jeder Toilette. Am liebsten an Raststätten, wo es für Männer und Frauen nur eine Toilette gibt. Und ich habe noch nie einen einzigen Pilz gehabt. Das kann mein Frauenarzt Dr. Brökert bestätigen."[77]

Dieses Zitat entstammt nicht meinem empirischen Material, sondern ist Fiktion. Helen Memel, die 18-jährige Hauptfigur im Roman „Feuchtgebiete" von Charlotte Roche beschreibt diese Praktiken des lustvollen Umgangs mit Ekel in einer literarisch zugespitzten Form, die so kaum empirisch einholbar scheint. Doch ist diese Fiktion unbedingt nur eine Phantasie? Was, wenn der Ekel gar nicht immer als negatives Gefühl gewertet wird, sondern im Gegenteil, stellenweise sogar positiv konnotiert ist? Haben wir vielleicht alle eine geheime Ekellust, wie Jeggle es bezeichnet[78] beziehungsweise wie Sigmund Freud es für die „anale Phase" konstatiert?[79] Vermischt sich der Ekel nicht nur mit anderen Abwehrreaktionen wie Hass, Zorn, Verachtung oder Angst, sondern vielmehr mit einer sehr positiven Empfindung, nämlich der Lust?[80]

Die Toilette bietet trotz ihrer nicht zu leugnenden Öffentlichkeit doch einen Schutzraum, eine abgegrenzte Zone mit eigenen Regeln und Hierarchien, die von der jeweiligen Gegenwart abhängig sind. Gerade für das Besprechen von Inhalten, welche nicht für die Allgemeinheit gedacht sind und die versucht werden, geheim zu halten, bietet sich die öffentliche Toilette an. Sie schützt nämlich neben dem körperlich-privaten außerdem den zwischenmenschlich-kommunikativen Bereich – gleichermaßen ist in beiden Fällen jedoch die Gefahr gegeben, dass dennoch etwas preisgegeben wird, oder nach außen gelangt.

Macht aber gerade dies vielleicht die Spannung aus? Das Niedere, Schmutzige, Anrüchige der öffentlichen Toiletten übt in gewissem Maß auch Faszination aus. Das Toilet-Cam-Plakat[81] nimmt genau diese Elemente der Phantasie auf. Die öffentliche Toilette wird auf den von oben herab geschossenen Fotos zum Schau-

77 Roche, Charlotte: Feuchtgebiete. Köln 2008, 20.

78 Jeggle (wie Anm. 41), 40.

79 Vgl. dazu Kurtz-von Aschoff, Jutta: Grundlagen der Klinischen Psychotherapie. Stuttgart 1995, 50-51 und Menninghaus (wie Anm. 60), 50-51.

80 Reiß (wie Anm. 64), 21-22.

81 Auf dem *Toilet-Cam-Plakat* sind diverse Aufnahmen von Szenen, die sich in einer kleinen Kabine einer augenscheinlich öffentlichen Toilette abspielen, gesammelt. Die Bilder zeigen unter anderem Mann und Frau beim Sex, eine Frau, die auf dem Klo sitzt, verschiedene Männer beim Konsum verschiedener Drogen, einen über die Kloschüssel gebeugten Mann, einen neben dem Klo schlafenden, einen mit einer Waffe und schließlich einen offensichtlich erschossenen Mann. [Vgl. Toilet-Cam-Poster, 16 Fotografien, auch kleiner, *normale* oder *harte* Version erhältlich, online zum Beispiel unter http://www.closeup.de/de/kaufen/toiletcam-poster-14325.html (Stand: 2.1.2015).]

platz für schnellen Sex, (illegalen) Drogenkonsum bis hin zu Mord. Beim Gedanken an die öffentliche Toilette wächst die Lust am Verbotenen, es entfaltet sich ein Reiz des Gefährlichen. Die Gefahr, bei etwas ertappt zu werden, das entweder untersagt oder doch moralisch verwerflich ist und den gesellschaftlichen Rahmen übertritt, regt die Phantasie, die Stresshormonproduktion und somit auch den Kreislauf an. Der Toilettengast versucht, sich den Grenzen so weit wie möglich zu nähern, sie gelegentlich zu überschreiten; gleichzeitig ordnet er sich dadurch ein und findet seinen Platz.

Latrinalia bieten die Möglichkeit, sich in diesem Raum zu verwirklichen und – in der Zeit des Nicht-Ortes[82] gedacht – zu verewigen, also einen Teil von sich dazulassen, der von den anderen, nachfolgenden Besucher_innen aufgenommen, kommentiert, abgeändert, entfernt oder nach außen getragen werden kann. Die Gedanken können im Ekel-Raum Gestalt annehmen, die Verfasserin oder der Verfasser nähert sich physisch stark den Oberflächen an. Die Bedrohlichkeit des Ekels weicht dabei aus der Vorstellung, vielmehr scheint die Ekelassoziation gar inspirierend zu wirken. Dabei können gänzlich andere und vor allem unterschiedliche Themenfelder angesprochen werden, von Politik „VOTA COMUNISTA“[83] über Religion „Lieber Vater im Himmel! Oh Jesus! Bitte hilf mir, dass ich ein guter Mensch werde“[84] bis hin zu Liebe „ANNA + AZIZ SINCE 9.11.07“;[85] daneben werden die Toilette, vorgenommene Handlungen und diverse Körperausscheidungen thematisiert „I WAS HERE KACKEN“[86] (mit Pfeil-Verweis: „me too“[87]) und somit gedanklich verarbeitet.

Den Latrinalia ähnlich nimmt die Verzierung oder Umgestaltung der Symbole für männlich und weiblich an den Toiletten kreative, spielerische Elemente auf, um einen Umgang mit dem Thema Ekel zu finden. So wurde einem Aufkleber in Form einer stilisierten Frau auf der Türe zu einer Damentoilette ein Bein schief geklebt, als müsste die Figur dringend pinkeln.[88] Auf einem anderen Toilettenhinweisschild, auf dem normalerweise ein Mann und eine Frau nebeneinander

82 Vgl. dazu Augé, Marc: Orte und Nicht-Orte. Vorüberlegungen zu einer Ethnologie der Einsamkeit. Frankfurt a.M. 1994 (2. Aufl., frz. Orig. Paris 1992), 93-94.

83 Öffentliche Toiletten, Feldforschungstagebuch 2a, Latrinalia in öffentlicher Damentoilette, Leokino, Innsbruck.

84 Öffentliche Toiletten, Feldforschungstagebuch 2a, Latrinalia in öffentlicher Herrentoilette, Leokino, Innsbruck.

85 Öffentliche Toiletten, Feldforschungstagebuch 2a, Latrinalia in öffentlicher Damentoilette, Rathausgalerie, Innsbruck.

86 Öffentliche Toiletten, Feldforschungstagebuch 2a, Latrinalia in öffentlicher Herrentoilette, Krahvogel, Innsbruck.

87 Ebd.

88 Öffentliche Toiletten, Feldforschungstagebuch 3, Eingangstüre zu öffentlicher Damentoilette, Eisring, Klobenstein.

stilisiert gezeichnet und durch eine Linie voneinander getrennt sind, zieht sich das Männchen an der Linie, die einer Trennungswand entspricht, hoch, um auf die andere Seite hinübersehen zu können.[89]

Die sprachliche Ekelbewältigung bleibt nicht nur in der Toilette selbst. Wie der Ekel wird überdies die Faszination daran mit nach draußen in die „andere" Welt genommen. Äußerst bereitwillig wurde mir im Laufe meiner Feldforschung immer wieder in Bezug auf das Thema Auskunft gegeben. Sogar recht häufig konnten Unterhaltungen über Ekel und öffentliche Toiletten beobachtet werden, die nicht von mir initiiert oder geleitet worden waren.

Im Gespräch über öffentliche Toiletten kam das Thema Ekel meist ganz automatisch ins Zentrum, genauso wie dies ein guter Anknüpfungspunkt war, um über Sexualität und Geschlechtskrankheiten zu sprechen, so zum Beispiel auf einer Wohnungs-Party bei der Unterhaltung einer Gruppe von jungen Frauen und Männern.[90]

Die Ekelbewältigung, beziehungsweise Aufnahme des Ekels durch sprachliche Aufarbeitung geschieht teilweise mit Hilfe der Alltagssprache: „Scheiße" ist zu einem durchaus gängigen, umgangssprachlichen Begriff geworden, fernerhin werden andere fäkalsprachliche Begriffe wie „Kacke", „Arsch" oder „Arschloch" angewandt und helfen, Ekel und Tabus zu begegnen, sich ihnen anzunähern und sie im Kleinen zu brechen. Unzählig sind die Internet-Seiten, Blogs und Foren zu Toiletten und Ekel. Die User_innen beschreiben Erlebtes, suchen Beratung, geben Hinweise oder amüsieren sich schlichtweg dabei, über diese Themen zu kommunizieren. Ebenso nimmt sich die Berichterstattung des Themas Ekel und öffentliche Toiletten an, vornehmlich in Bezug auf Reinigung, Pflege und Hygiene, so zum Beispiel die „UNIpress" in einem Vergleich der öffentlichen Toiletten der verschiedenen Standorte der Universität Innsbruck.[91]

Und wie verhält es sich mit den anderen Handlungen in der öffentlichen Toilette? Die heimlichen Raucher_innen nutzen die Toilette als einen Rückzugsraum für die verbotene Tätigkeit, wie der verräterische Geruch oft erkennen lässt.[92] Offenbar stellt der Ekel hier kein negatives Gefühl dar. Raucher_innen benutzen die manchmal vorhandenen, metallenen Ablageflächen für die Zigarette, und wenn solche nicht disponibel, scheuen sie sich auch nicht, die Zigarette auf der Klorollenhalterung, auf dem Spülkasten oder den Spülknöpfen des WCs abzulegen, wie an den Brandflecken ersichtlich ist.

89 Öffentliche Toiletten, Feldforschungstagebuch 3, Schild neben Lokal, Venedig.

90 Öffentliche Toiletten, Feldforschungstagebuch 1, Gespräch von Frauen und Männern, Anfang 20 bis Anfang 30, Party in Männer-Wohngemeinschaft, Innsbruck.

91 Schön, Boris u. Felder, Johannes: Der ultimative Toilettentest. In UNIpress 1/11, 13; Titelblatt der Ausgabe online: http://www.unipress.at/index2011.html (Stand: 2.1.2015).

92 Öffentliche Toiletten, Feldforschungstagebuch 3, Öffentliche Toilette, Museum, Innsbruck.

Lustvoll gestaltet sich überdies der Bereich der Körperpflege in öffentlichen Toiletten. Tätigkeiten wie sich Parfümieren, Frisieren, Make-up auftragen, Sich eincremen, aber genauso Hygienemaßnahmen wie zum Beispiel das Waschen von Körperteilen oder das Wechseln der Kleider innerhalb der Räumlichkeiten der öffentlichen Toilette beschäftigen sich mit dem eigenen Körper, wollen diesen reinigen, verschönern und attraktiv werden lassen. Der Waschbeckenbereich wird als Ablagefläche für Kosmetika genutzt, Taschen werden während der Handlungen auf den Boden gestellt, Kleider irgendwo aufgehängt oder abgelegt. Der negativ konnotierte Ekel hat hier keinen Platz mehr, die eigentlichen Ekelobjekte werden direkt in die Handlungen mit einbezogen.

Bereits sehr nahe kommen einige der genannten Elemente dem Bereich des Sexuellen. Noch mehr zeigt sich dieser Aspekt bei Betrachtung der Hygieneartikel-Automaten. Diese enthalten verschiedene Artikel, die offensichtlich dafür gedacht sind, entweder in der Toilette, beziehungsweise in näherer zeitlicher oder räumlicher Umgebung derselben benutzt zu werden. Recht einleuchtend scheint dies bei Artikeln wie Slipeinlagen, Tampons oder Hygienetüchern, vielleicht etwas weniger bei Kondomen, Dessous wie Stringtangas mit applizierten Tiergesichtern aus Plüschelementen, Sextoys wie der „Travelpussy" oder sexy Scherzartikeln wie einem Schnuller in Penisform. Wie ist nun das Vorhandensein solcher Gegenstände in öffentlichen Toiletten einzuordnen? Oder anders: Wer kauft sich nach dem Shoppen bei Ikea noch schnell ein Kondom am Automaten in der Toilette? Wenn man sich nochmals die diversen Ekelerlebnisse in öffentlichen Toiletten ins Gedächtnis ruft, veranlassen diese wohl eher dazu, das Klo möglichst rasch zu verlassen und mit nichts in Berührung zu gelangen, als sich der Kleider zu entledigen und sich mit dem eigenen oder mit dem Körper anderer zu beschäftigen. Wie kommt es also zu diesen Verknüpfungen?

In erster Linie ist an die besagten Reizfaktoren des einsamen Ortes öffentliche Toilette, das Ungewisse, Verbotene und Tabuisierte zu denken. Die (meist) strenge Trennung der Geschlechter, welche es nicht erlaubt zu erkennen, was im jeweils anderen Bereich vor sich geht, mag zudem ein anregender Faktor sein. Ebenso können die Beschäftigung mit der eigenen Körperlichkeit und dem Geschlecht, beziehungsweise die diesbezügliche Vorstellung das andere Geschlecht betreffend reizvoll sein. Der Ethnologe Alan Dundes sieht noch einen weiteren Grund für die Verbindung von Sexualität und Toiletten. Einem Jungen werde im familiären Sozialisationsprozess beigebracht, dass das Klo der einzige Ort sei, wo er seine Ausscheidungen hervorbringen und sich mit seinem Geschlecht beschäftigen dürfe. Beim Besuch öffentlicher Toiletten ist er plötzlich gezwungen, dies vor anderen Leuten zu tun, sein Geschlecht zur Schau zu stellen und andere zu beobachten. Somit legitimiert die öffentliche Toilette nicht nur das Urinieren und

Defäkieren, sondern darüber hinaus die Sexualität und bietet den diesbezüglichen Handlungen einen Raum in der Öffentlichkeit.[93]

Menninghaus führt mit Bezug auf Freud aus, warum der Ekel ganz deutlich mit Lust und Sexualität in Verbindung gebracht werden kann. Durch den aufrechten Gang hat sich der Mensch vom Tierischen und von der Verbindung Geruch, Exkretion und Sexualität entfernt, worauf es zur Entwicklung des Geruchsekels und einer Verdrängung der Sexualität kam. Da nun der Geruch ein leitender Sinn und zugleich der wichtigste Sinn für die Sexualität ist, wirkt der Geruch nach Kot, Urin und Blut sexuell erregend, weil die verdrängte Lust wieder auftaucht. Ekel ist also an die Stelle von verdrängter Lust getreten, die dadurch weiter bestehen kann.[94]

So undenkbar Sexualität in öffentlichen Toiletten ist, so ist sie andererseits doch untrennbar damit verbunden. Viele meiner Gesprächspartner_innen erwähnten Sex im Zusammenhang mit öffentlichen Toiletten. Eine Frau schilderte, wie sie ein Pärchen bei einem Bon Jovi-Konzert in Österreich gehört habe, das in einer der Toiletten-Kabinen laut vernehmlich Sex hatte.[95] Von einem gutbürgerlichen Ehepaar, das in einem Lokal einer Kleinstadt gemeinsam eine Kabine der öffentlichen Toilette verließ, und dabei von einem Ortsansässigen beobachtet wurde, erzählte mir ein Mann lachend.[96] Jedoch konnte oder wollte mir nur eine Frau aus eigener Erfahrung von Sex in der öffentlichen Toilette berichten[97] – was angesichts der sonstigen Freizügigkeit in den Erzählungen und Ausführungen doch etwas verwunderlich war. Ist die Sexualität in der öffentlichen Toilette vielleicht so stark tabuisiert, dass nur lächelnd über andere berichtet werden kann, die dabei ertappt worden sind? Im Zuge meiner Feldforschung war es mir nicht möglich, nähere diesbezügliche Informationen zu bekommen, beziehungsweise Beobachtungen zu machen.

Eine Gesprächspartnerin meinte, man munkle über so genannte „Glory holes" in den öffentlichen Toiletten der Universität Tübingen.[98] Der Begriff bezeichnet Löcher in den Kabinenwänden auf Hüfthöhe, welche es den Anwesenden ermöglicht, anonyme sexuelle Kontakte zu haben. Diese Form des Kontaktes spiegelt verschiedene Elemente des Nicht-Ortes nach Marc Augé[99] wider: die Anonymität, die Einsamkeit, die unverbindliche Konstruktion temporärer Kontakte.

93 Dundes (wie Anm. 1), 93-94.
94 Menninghaus (wie Anm. 60), 50-51.
95 Öffentliche Toiletten, Feldforschungstagebuch 1, Gespräch mit Frau, Anfang 20, bei Party in Männer-Wohngemeinschaft, Innsbruck.
96 Öffentliche Toiletten, Feldforschungstagebuch 3, Gespräch mit Mann, Mitte 30, Venedig.
97 Öffentliche Toiletten, Feldforschungstagebuch 3, Gespräch mit Frau, Anfang 20, Venedig.
98 Öffentliche Toiletten, Feldforschungstagebuch 2b, Gespräch mit Frau, Ende 20, Tübingen.
99 Vgl. Augé (wie Anm. 82), 93-94.

All diese Tätigkeiten versuchen den Ekel nicht zu meiden, oder zu verdrängen, vielmehr nehmen sie ihn auf und nutzen ihn für sich. Die Handelnden spielen mehr oder weniger bewusst mit der Ambivalenz zwischen Ekel und Lust.[100] Die positive Faszination des Ekels liegt darin, dass Beschmutzung zugleich Erotik ausmacht,[101] oder wie es Helen Memel in „Feuchtgebiete" an einem Beispiel erläutert: „Manche mögen es, wenn die Schwanzspitze beim Poposex etwas Kacke ans Tageslicht befördert, der Geruch von selbstausgebuddelter Kacke macht ja geil."[102]

„… und dann explodierte das Klo" Ergänzt: „und riss alle Bewohner mit sich in die Tiefen der Kloake, wo sie vom großen Strunkmonster empfangen wurden"[103]

Ekel ist stark personen- und situationsgebunden und dabei zusätzlich variabel in seiner Intensität – seine Ursachen und Formen sind nicht vollständig überindividuell. Besonders in Bezug auf die öffentliche Toilette finden sich immer wieder neue, oft unerwartete Situationen, die sich aus den stetig wechselnden Umständen ergeben.

Als Nicht-Ort, wie es Marc Augé beschreibt, wird die öffentliche Toilette in der jeweiligen Gegenwart neu geprägt, beziehungsweise konstituiert und weist somit keine Geschichte auf. Ihre Existenz ist an die verschiedenen Gegebenheiten, Gegenstände, Personen und Handlungen gebunden, die je nach Situation variieren.[104] Ebenso zeigen sich in der Begegnung mit dem Ekel in öffentlichen Toiletten innerhalb der ausgelösten Abwehr- und der Verneinungshaltung verschiedene Reaktionen und Bewältigungsmuster mit Abstufungen von einer zaghaften bis hin zu einer deutlichen Zustimmung und Bejahung.

Der Ekel verschleiert im Prinzip das Wahre, das dahinter versteckt ist.[105] Er bietet die Möglichkeit, es zu entfernen und sich gleichermaßen auf diese Weise damit beschäftigen zu dürfen, was wiederum seine Faszination ausmacht.

Die ersten gedanklichen Verbindungen, die Toilettenbesucher_innen zu öffentlichen Toiletten herstellen, sind Schmutz, Bedrohung, Gefahr, Ekel. Erst durch die mehr oder weniger gezwungene Beschäftigung damit und vor allem

100 Reiß (wie Anm. 64), 21.
101 Menninghaus (wie Anm. 60), 54.
102 Roche (wie Anm. 76), 90.
103 Öffentliche Toiletten, Feldforschungstagebuch 2a, Latrinalia in öffentlicher Damentoilette, Leokino, Innsbruck.
104 Augé (wie Anm. 82), 121-122.
105 Menninghaus (wie Anm. 60), 56.

durch den Aufenthalt darin werden die Vorstellungen abgeglichen und eine Annäherung kann erfolgen. Mit der Aneignung der öffentlichen Toilette steigt das Ekelgefühl entweder an oder es sinkt ab – eine pauschale Schlussfolgerung kann nicht gezogen werden. Diverse äußere Einflüsse prägen das diesbezügliche Empfinden noch zusätzlich.

Eine absolute Umkehr des Ekels bietet das Empfinden von Lust – obwohl, oder gerade weil dieser Aspekt stark tabuisiert ist und als moralisch verwerflich gilt. Das Körperliche, oft Unkontrollierbare bekommt hier einen Raum, es wirkt beängstigend und ergreifend zugleich. Vergänglichkeit und Triebhaftigkeit, Verfall und Vitalität nehmen Form an und können in diesem intimsten Raum inmitten der Öffentlichkeit gesehen werden. Welche der beiden Empfindungen die Oberhand gewinnt, ob Ekel oder Lust, bleibt somit offen. So weit die beiden auch voneinander entfernt scheinen – der Grat zwischen Ekel und Lust ist dennoch sehr schmal.

Auswahlbibliografie

Dornheim, Jutta: Kranksein im dörflichen Alltag. Soziokulturelle Aspekte des Umgangs mit Krebs (= Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, Bd. 57). Tübingen 1983.

Douglas, Mary: Purity and Danger: An Analysis of Concepts of Pollution and Taboo. London und New York 1966.

Gauger, Hans-Martin: Das Feuchte und das Schmutzige. Kleine Linguistik der vulgären Sprache. München 2012.

Jeggle, Utz: Runterschlucken. Ekel und Kultur. In: Michel, Karl Markus u.a. (Hg.): Ekel und Allergie. Kursbuch, Heft 129. Berlin 1997, 12-26 (Erstveröffentlichung des in diesem Band wieder abgedruckten Textes).

Kick, Hermes Andreas (Hg.): Ekel. Darstellung und Deutung in den Wissenschaften und Künsten (= Schriften zu Psychopathologie, Kunst und Literatur, Bd. 7). Hürtgenwald 2003.

Kluitmann, Annette: Es lockt bis zum Erbrechen. Zur psychischen Bedeutung des Ekels. In: Forum der Psychoanalyse, 15:3 (1999), 267-281.

Kolnai, Aurel: Der Ekel. In: Ders.: Ekel, Hochmut, Haß. Zur Phänomenologie feindlicher Gefühle. Mit einem Nachwort von Axel Honneth. Frankfurt a.M. 2007, 7-65 (erstmals erschienen 1929 im Jahrbuch für Philosophie und phänomenologische Forschung, Band X, 515-569, dann als 2. unveränderte Auflage, aber mit veränderter Paginierung (119-173) zusammen mit Moritz Geiger: Beiträge zur Phänomenologie des ästhetischen Genusses. Tübingen 1974).

Kristeva, Julia: Pouvoirs de l'horreur. Essai sur l'abjection. Paris 1980.

Kuhnle, Till R.: Der Ernst des Ekels. In: Archiv für Begriffsgeschichte. Bd. 39, 1996, 268-325.

Kuhnle, Till R.: Der Ekel auf hoher See. Begriffsgeschichtliche Untersuchungen im Ausgang von Nietzsche. In: Archiv für Begriffsgeschichte. Bd. 42, 1999, 161-261.

Menninghaus, Winfried: Ekel. Theorie und Geschichte einer starken Empfindung. Frankfurt a.M. 2002.

Menninghaus, Winfried: Ekel. Vom negativen Definitionsmodell des Ästhetischen zum „Ding an sich". In: Stockhammer, Robert (Hg.): Grenzwerte des Ästhetischen. Frankfurt a.M. 2002, 44-57.

Miller, William Ian: The Anatomy of Disgust. Harvard University Press, Cambridge 1997.

Miener, Sandra: Die Basisemotion Ekel: Untersuchungen zum Zusammenhang zwischen Gefühl und Ausdruck. Dissertation, Bielefeld 2007. Online unter: http://pub.uni-bielefeld.de/download/2302317/2302320 (Stand: 10.10.2015).

Penning, Lothar Matthias: Kulturgeschichtliche und sozialwissenschaftliche Aspekte des Ekels. Dissertation, Mainz 1984.

Pernlochner-Kügler, Christine: Ekel in der Pflege. In: thema Pro Senectute 9/2010, 32-39.

Pernlochner-Kügler, Christine: Körperscham und Ekel – wesentlich menschliche Gefühle. Münster 2004.

Raulff, Ulrich: Chemie des Ekels und des Genusses. In: Kamper, Dietmar und Wulf, Christoph (Hg.): Die Wiederkehr des Körpers. Frankfurt a.M. 1982, 241-258.

Reiß, Claudia: Ekel. Ikonografie des Ausgeschlossenen. Dissertation, Essen 2007. Online unter: http://duepublico.uni-duisburg-essen.de/servlets/DerivateServlet/Derivate-22051/ekel.pdf (Stand: 10.10.2015).

Ringel, Dorothee: Ekel in der Pflege – eine „gewaltige" Emotion. Frankfurt a.M. 2003 (2. Aufl., Orig. 2000).

Röthl, Martina: „ ... das hat mich ausgehoben" – Ekel, Wissensordnungen und touristische Beherbergung. In: Schweizerisches Archiv für Volkskunde 109 (2013), 184-201 (Erstveröffentlichung des in diesem Band wieder abgedruckten Textes).

Rozin, Paul u.a.: Disgust. In: Lewis, Michael und Haviland, Jeanette M. (Hg.): Handbook of Emotions. New York 1993, 575-594.

Scharfe, Martin: Die groben Unterschiede. Not und Sinnesorganisation: Zur historisch-gesellschaftlichen Relativität des Genießens beim Essen. In: Jeggle, Utz u.a. (Hg.): Tübinger Beiträge zur Volkskultur. (= Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, Bd. 69). Tübingen 1986, 13-28.

Sieferle, Barbara: Das Haar im Curry. In: Zeitschrift Fensterplatz. Studentische Zeitschrift für Kulturforschung, 28.9.2012. Online unter: http://www.zeitschrift-fensterplatz.de/2012/09/das-haar-im-curry/ (Stand: 10.10.2015).

Silberzahn-Jandt, Gudrun: Vom Ekel in Krankheits- und Heilungsprozessen. In: Simon, Michael und Kania-Schütz, Monika (Hg.): Auf der Suche nach Heil und Heilung. Religiöse Aspekte der medikalen Alltagskultur. (= Volkskunde in Sachsen, Bd. 10/11), Dresden 2001, 187-196.

Silberzahn-Jandt, Gudrun: Zur Leiblichkeit eines Gefühls. Ekelerfahrungen in Beziehungen zwischen Krankenpflegepersonal und PatientInnen. In: Eisch, Katharina und Hamm, Marion (Hg.): Die Poesie des Feldes. Beiträge zur ethnographischen Kulturanalyse. (= Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, Bd. 93). Tübingen 2001, 48-59.

Wolff, Eberhard: Einschneidende Maßnahmen. Pockenschutzimpfung und traditionale Gesellschaft im Württemberg des frühen 19. Jahrhunderts, Stuttgart 1998.

Abbildungsnachweise

Beitrag Tschuggmall: Abb. 1 aus: Tannahill, Reay: Kulturgeschichte des Essens. Von der letzten Eiszeit bis heute. Wien und Berlin 1973, 348; Abb. 2 aus: Der Feinschmecker, Heft 11, November 2010, 82-83; Abb. 3 ebd., 86-87.

Beitrag Rabensteiner: Abb. 1-4: alle Screenshots Alexandra Rabensteiner aus den angegebenen Filmen.

Beitrag Hangl: Abb. 1-3: alle Bilder Alexandra Hangl.

Beitrag Röthl: Abb. 1: Privatvermieter Verband Tirol 2000; Abb. 2: Tirol Werbung 2012.

Beitrag Piff: Abb. 1-5: alle Bilder Alexander Piff.

Beitrag Heimerdinger: Abb. 1: Til Mette, stern Januar 2012; Abdruck mit freundlicher Genehmigung.

bricolage

Innsbrucker Zeitschrift für Europäische Ethnologie

Die Zeitschrift wird seit 2003 von MitarbeiterInnen des Faches Europäische Ethnologie an der Universität Innsbruck herausgegeben. Seit 2005 wird die Zeitschrift bei *i*up (*innsbruck* university press) verlegt. Sie erscheint in Form von Themenheften und versteht sich als Forum für aktuelle Debatten der Europäischen Ethnologie/Kulturanthropologie/Empirischen Kulturwissenschaft/Volkskunde und benachbarter Fächer. *bricolage* enthält sowohl Beiträge arrivierter WissenschaftlerInnen als auch solche von Studierenden und von NachwuchsforscherInnen.

Infos für Bestellungen, Abos und Schriftentausch und Download älterer Ausgaben auf der Institutshomepage: www.uibk.ac.at/geschichte-ethnologie/ee
Kontakt: europ-ethnologie@uibk.ac.at

Bisher erschienene Ausgaben:

bricolage 7: Money Matters – Umgang mit Geld als soziale und kulturelle Praxis
Silke Meyer (Hg.)
ISBN: 978-3-902936-24-0
252 Seiten, Abb.
Innsbruck: *innsbruck* university press 2014

bricolage 6: SOS - Sauberkeit Ordnung Sicherheit in der Stadt
Nikola Langreiter, Johanna Rolshoven, Martin Steidl und Margret Haider (Hg.)
ISBN: 978-3-902719-72-0
236 Seiten, sw-Abb.
Innsbruck: *innsbruck* university press 2010

bricolage 5: Medikale Kulturen
Alois Unterkircher, unter Mitarbeit von Reinhard Bodner und Kathrin (Hg.)
ISBN: 978-3-902571-56-4
272 Seiten, sw-Abb.
Innsbruck: *innsbruck* university press 2008 [vor Heft 4 erschienen!]

bricolage 4: Grau
Reinhard Bodner, Valeska Flor, Margret Haider und Kathrin Sohm (Hg.)
ISBN: 978-3-902719-15-7
150 Seiten, sw-Abb.
Innsbruck: *innsbruck* university press 2009 [nach Heft 5 erschienen!]

bricolage 3: Kulturelles Erbe
Ingo Schneider, Reinhard Bodner und Kathrin Sohm (Hg.)
ISBN: 978-3-901249-79-2
240 Seiten, sw-Abb.
Innsbruck: *innsbruck* university press 2005

bricolage 2: Müll / Abfall
Reinhard Bodner und Kathrin Sohm, unter Mitarbeit von Ingo Schneider, Oliver Haid, Karl C. Berger, Karin Scherzer und Renate Erhart (Hg.)
ohne ISBN
216 Seiten, sw- und Farbabb.
Innsbruck: Selbstverlag des Instituts für Europäische Ethnologie/Volkskunde der Universität Innsbruck 2004

bricolage 1: Jugendkulturen
Gerti König, Kathrin Sohm und Reinhard Bodner (Hg.)
ohne ISBN
80 Seiten, sw-Abb.
Innsbruck: Selbstverlag des Instituts für Europäische Ethnologie/Volkskunde der Universität Innsbruck 2003

»Igitt!« – Wir ekeln uns unwillkürlich vor dem, was uns schädlich sein könnte und uns bedroht. Ekel als Affekt schützt – so möchte man meinen.

Doch Ekel ist mehr. Er ist nicht nur eine physiologische Reaktion, sondern auch eine kulturelle Errungenschaft. Ekel spielt in vielerlei Zusammenhängen eine schillernde Rolle und strukturiert zwischenmenschliche Situationen, Verhaltensweisen und Wahrnehmungen.

In den Beiträgen dieses Bandes wird der Ekel ethnografisch als kultureller Mitspieler erkundet. Die AutorInnen suchen Orte wie Krankenhausstationen, öffentliche Toiletten, Segelschiffe oder Videokabinen auf, sie thematisieren Innereien, Scherzartikel, Aufnahmerituale und Dschungelprüfungen. Neben viel Ekelhaftem entdecken sie dabei auch eine Menge Unverhofftes, Lehrreiches, Lustvolles und Spielerisches.

ISBN 978-3-902936-91-2
9 783902 936912